Freundliche Schriften

für

freundliche Leser,

von

Franz Horn.

Zweiter Theil.

Nürnberg,
bei Johann Leonhard Schrag
1820.

Seinen edlen

Freunden und Freundinnen

in

Hessen

widmet dieses Buch

Berlin,

28. Julius 1819.

der Verfasser.

Inhalt.

I. Ein deutscher Abend.

II. Faust, ein Gemälde nach dem Altdeutschen.

III. Einige Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton.

IV. Shakspear.

a) Hamlet.

b) Kaufmann von Venedig.

c) Heinrich IV.

d) Othello.

e) König Lear.

f) Romeo und Julie.

g) Shakspear als Vaterlandsfreund.

V. Andeutungen vermischten Inhalts.

VI. Kritiken.

a) Götz von Berlichingen.

b) Clavigo.

c) Die Geschwister.

d) Graf von Essex.

e) Mozarts Figaro.

f) Emilia Galotti.

g) Minna von Barnhelm.

h) Der Geizige.

i) Der Zinngießer.

k) Die Jäger.

l) Der Spieler.

m) Die Hagestolzen.

n) Elisa von Valberg.

o) Der gutherzige Polterer.

p) Das getheilte Herz.

q) Der Puls.

r) Die Schachmaschine.

s) Der Jude.

VII. Vermischte Gedichte.

I.

Ein
Deutscher Abend.

Ein Deutscher Abend.

1.

Wenn uns jemand so sähe, sagte Wilhelm, indem er behaglich umher sah, so würde er nicht lassen können, das große Wort auszusprechen: „Die Gesellschaft war versammelt, und sehr heiter, denn das Auge der schönen Wirthin leuchtete freundlich auf alle herab."

Er würde es sagen dürfen, erwiederte Eduard, nur schwerlich drucken lassen, denn dieser Anfang ist überaus verbraucht, und da muß man sich denn schon geniren.

Wer wollte so ängstlich sein! strafte ihn die Wirthin. Wenn man sich vor allen guten Redensarten, die schon einmal gedruckt sind, fürchten wollte, so dürfte man auch nicht mehr einen guten Morgen wünschen, denn, wenn ich nicht irre, ist derselbe auch schon häufig vorgekommen. Und so lasse ich mir denn auch unsers Freundes Lieblings-Anfang in Büchern recht wohl gefallen, denn zuweilen folgt doch eine hübsche Novelle.

2.

Folgt nicht auch heute eine? fragte Clementine, und sah Wilhelmen an.

Beste Freundin und gütigste Leserin, antwortete dieser, ich schäme mich bis in's allerinnerste Geblüt des Herzens; aber ich bringe diesmal keine mit. Gott weiß, wie es mir gegangen ist in den letzten vierzehn Tagen, Freunde haben mich besucht des Morgens, wo man im Reden oft viel zu vernünftig und höchstens im Schreiben auch einigermaßen angenehm. Freundinnen haben mir vieles geklagt und ich habe getröstet, Recensionen habe ich gemacht über fatale Bücher, und bin dabei etwas grimmig geworden, was gar nicht der Mühe werth war. Dabei gedeihen aber die Novellen nicht, obwohl der Mensch; denn er soll sich auch des Morgens gern unterbrechen lassen durch Freunde, er soll nicht bloß gern trösten, sondern die höchste Ehre darin finden, daß man ihm zutraue, es zu können, und er soll leidenschaftlich werden und zürnen können, und doch im tiefsten Innern milde und gelassen bleiben.

Sehr gut, erwiederte die Wirthin, bis auf das „zu vernünftig", was wohl nie möglich ist, aber was fangen wir nun an? ich frage nicht, weil mir bange wäre, denn wir alle kennen ja gottlob die Langeweile bloß aus dem Wörterbuch, wo dabei

steht, wie sie auf französisch heißt. Aber wir hatten uns nun einmal auf eine Novelle von Ihnen gefreut, und eine getäuschte Hoffnung giebt doch immer ein Mißgefühl.

3.

Ich weiß ein Mittel dagegen, sagte Clementine; aber ehe ich es sage, muß ich ordentlich erst eine kleine Einleitung machen. Die meisten Gesellschaften der Welt sind deshalb unerfreulich, weil die Leute die da zusammen kommen, nur zufällig sich zusammen setzen; ohne einander sich sonderlich gut zu sein, und weil sie meistens von Dingen sprechen, die den Sprecher selbst kaum interessiren. Das alles kann uns nimmermehr begegnen, denn wir sind einander gut, und sprechen, wie es uns um's Herz ist. Dennoch könnten wir uns wohl zuweilen — wie soll ich mich ausdrücken? — ein wenig straffer anziehen, und so, denke ich, möge heute einmal die Aufgabe sein, es solle ein jeder irgend etwas sagen, was ihm gerade heute besonders am Herzen liegt, es möge auch noch so geringfügig scheinen als es wolle.

Vortrefflich! erwiederte Wilhelm, indem er ihr die Hand küßte, und so wollen wir, denke ich, auch sogleich anfangen, denn das ist eben das Beste, daß niemand sich vorbereiten konnte. Nach wem Sie Ihren Zeigefinger richten, der muß anfangen.

4.

Es war Eduard, ein junger lebhafter Mann zuerst aufgefordert worden. Ich habe heute, sagte er, einen seltsamen und verworrenen Tag gehabt, an welchem ich wohl öfter geflucht habe als billig. Heut früh besuchte mich ein ehemaliger Universitätsbekannter, den ich seit mehreren Jahren nicht gesehen, weil er während dessen einen Theil von Europa durchstrichen Ich hätte mich gern der alten Zeit fröhlich erinnert, an deren köstlichen Stunden er jedoch keinen Theil hatte; allein es waren keine ruhige, keine stille und eben deshalb auch keine erfreuliche Erinnerungen in seiner Gegenwart möglich.

Er war struppig, borstig, scharfkantig, roh verwildert, und befand sich leider gar wohl, fast stierartig wohl dabei. Dieses Wohlsein in genirender Ungenirtheit hielt er für die Krone des Lebens, und er hatte deshalb nicht übel Lust, mir meine ganze Individualität nicht zuzugeben, und mich für ausnehmend weich und zart zu halten, was bei ihm den höchsten Tadel in sich faßt. Da es mir nun nicht gut möglich ist, bei dem ersten Wiedersehen eines alten Bekannten sogleich mit dem schwersten Geschütz vorzurücken, so vertheidigte ich mich anfangs nur höflich, bis er endlich auch mein Studium der Philosophie angriff, und da er einige italienische Bücher auf meinem Tische sah, diese ganze Sprache eine

süßliche Kokette und verweichlichende Sirene nannte. Jetzt hatte er nicht bloß mich, sondern eine Idee angegriffen, und so durfte ich denn etwas stärker ausfallen; ja ich will nicht verhehlen, daß ich zuletzt einigermaßen gröblich erschien. Dadurch aber gefiel ich ihm nicht wenig, und er versprach leider bald wieder zu kommen.

5.

Der Vormittag war verderbt, denn mögt Ihr auch Herkules Stärke und Plato's Weisheit in eurer Brust vereinigen, ein widerliches Gespräch dröhnt doch nach.

Ich gieng zu Tisch, denn leider müssen wir sogenannte Garçons ja an eine öffentliche Wirthstafel gehen, um dort, so oft wir den Garçon rufen, am bloßen Klang des ungenehmen Wortes uns zu ärgern.

Hier setzte sich zu mir ein junger kecker witziger Mensch, der aber leider vom Witze fait macht, und gleichsam auf ihn reiset, wie auf eine Profession. Ihm ist jedes Gespräch gewissermaßen einerlei, und er scheint das ganze Leben wie eine unendliche Reihe von Wörtern zu betrachten, über welche alle sich etwas Geistreiches und Witziges sagen läßt. Ach es ist etwas Köstliches um den Witz und um den Geistreichthum; aber etwas Entsetzliches, wenn ein Mensch noch viel geistreicher sein will als geistreich.

Einen solchen verdrießt es, wenn er sagen hört, oder gar selbst sagen muß; „guten Tag" oder „der Rinderbraten war heute erträglich zubereitet," oder „meines Stiefvaters Bruder ist aus dem Budjadinger Lande glücklich zurückgekehrt," oder ähnliches einfach Unschuldige, ja er kann es eigentlich gar nicht sagen, sondern spritzt auf den guten Tag, auf die Speise, und auf des Stiefvaters Bruder eine Menge von wohlriechendem Wasser, oder in Ermanglung dessen geschwefelten Wein und Brandtewein des Geistes, so daß zuletzt der gute Tag und der gute Vaters-Bruder fast ganz darin ertrinken.

6.

Dieser Mensch begleitete mich nach Tisch vor das Thor, und sprach fast zwei Stunden ununterbrochen von häuslicher Glückseligkeit und Napoleon, von Ulfilas und von der Sonnenjungfrau, von den Alpen und vom Buchhandel, vom westphälischen Frie- und von Polizeianstalten.

O Himmel! es war einigermaßen gräßlich, obwohl er einiges recht scharfsinnige sagte. Ich lud ihn endlich ein, sich zu setzen; er that es, und schlief bald vor Ermüdung ein. Ich schrie ihm in die Ohren, ich könne nicht auf sein Erwachen warten, und da er erwiedert hatte, ich könne thun nach meinem Wohlgefallen, auch ohnehin in der schönen Aue von Tigern und Calabrischen und andern Räu-

dern nichts zu besorgen war, so durfte ich mit gutem Gewissen fliehen. Doch, ob wohl ich hinterher noch ein wenig in unserm lieben Goethe las, so wollte selbst der heute nicht helfen, und ich eilte hieher, um Trost in der Gegenwart theurer Menschen zu finden.

7.

Solcher Leute wie der zuletzt geschilderte, erwiederte Wilhelm, der mit Theilnahme zugehört hatte, gehen allerdings einige herum, und sie kommen mir vor, wie Fläschchen mit wohlriechendem und starkem Wasser gefüllt; da sie aber immer offen steh'n, so verduften sie, und geben eine höchst unangenehme Empfindung.

Und zwar eine solche, erwiederte die Wirthin, nach der selbst die Freude an der Poesie nicht sogleich zurückkehren will, so daß ich mich auch nicht wundere, daß Goethe, eben weil er zu köstlich ist, unserm Freunde heute nicht hat zusagen wollen. In solchen Fällen hilft am Besten die Musik, als die kindlichste Kunst, die auch wohl das meiste Mitleid mit dem Menschen zu haben scheint, und so wäre es doppelt wünschenswerth, wenn unsere liebe Mathilde, unsern Freund und uns alle durch ihren reinen und seelenvollen Gesang erfreuen wollte.

Die gute Mathilde, längst gewohnt, das Talent des Gesanges keinesweges als ein erworbenes, sondern rein gegebenes zu betrachten (weshalb auch

die Ziererei mit demselben vielleicht die widrigste ist) sang das Lied von dem Grafen und dem Zwergenfest, und hatte die Freude als sie geendet, von Eduard zu hören: Sie geben mir eine Blume, deren Duft nicht leicht aufhören kann.

8.

Der Zeigefinger der Wirthin hob sich jetzt gegen Anton, einen jungen Mann, den man im Ganzen wohl leiden mochte; nur nicht in jedem Augenblicke, denn er konnte mitunter auch recht unliebenswürdig seyn, ja es schien ihm zuweilen wohl gar einiges Vergnügen zu machen, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen und sich mit. Dennoch siegte immer bald das gute Prinzip, und es ließ sich hoffen, daß die krausen Bizarrerien, an denen er bis etzt noch zu große Freude fand, mit der Zeit ihre Macht über ihn verlieren würden.

Er schien es gern zu sehen, sobald zur Rede aufgefordert zu werden und begann: Ach theure Freunde und Freundinnen, wohl habe ich viel auf dem Herzen; aber vor allen muß ich Klage führen gegen einen neckischen Poltergeist, und kleinen grauen Witzbold von Kobold, der mir nachschleicht, und oft das beste Lebensbrodt mir vom Munde weg nimmt. In seiner Gewalt komme ich mir ordentlich zuweilen recht fürchterlich vor, und ich glaube z. B. ich kann schlecht Wetter machen, weil ich in meinem Leben

noch nie gutes auf einer Reise gehabt habe. Briefe und Freunde kann ich zurückhalten, denn ich brauche bloß mit Lebhaftigkeit sie zu erwarten, so kommen sie gewiß nicht.

9.

Will ich nach langer Abwesenheit eine Freundin wiedersehen und mit Lust und Liebe umarmen, so ist sie gewiß zehn Minuten vor meiner Ankunft über Land gefahren, und, wenn sie zurück kommt, matt und müde, und wir sind beide ein wenig verstimmt. Als ich einst eine überaus vortreffliche und sanfte Frau zum erstenmal sehen sollte, hatte sie so eben ihr liederliches Kammermädchen verabschiedet, und es war nun von nichts die Rede als von schlechten Dienstboten. Ich stimmte übertreibend bei, und misfiel, wie billig, nicht wenig.

Meiner zukünftigen Braut — wenn anders mir je eine zu Theil wird — kann ich allerlei Betrübtes im Voraus versprechen. Am Hochzeitmorgen hat sie sicher einen starken Kathar, und ich einen wenigstens für den Arzt interessanten Husten. Auf dem Wege zur Kirche hagelt es. In der Kirche ist die schlimmste Zugluft und der Prediger spricht gewiß meinen Namen fälsch aus.

O Himmel! was könnte ich alles noch erzählen. Gehe ich in das Theater, um den König Lear zu sehen, so bemerke ich gewiß nicht den neu angeklebten

Zettel, auf welchem man lesen kann, daß, wegen Krankheit des Herrn N. N, der Stratforter Adler die Flügel heute nicht bewegen kann, und daß statt dessen, irgend ein kleiner poetischer Sperling dem Publikum zupfeifen werde. N. N. ist unschuldig, aber ich habe das Leiden davon. Und hätte ich nur nicht in das Theater gehen wollen; er wäre gesund geblieben.

10.

Soll ich jemanden trösten, wobei ich es gewiß jedesmal herzlich gut meine, so kommt gewiß ein Fremder dazwischen, und erzählt die neuesten Nachrichten aus London und Stockholm, oder es bellen Hunde, die bekanntlich jede Musik, auch die der Rede hassen, oder es fällt mir plötzlich etwas in's Lachen, und selbst ein aufgehobenes Schwerdt kann zuweilen über die Lachmuskeln nicht gebieten. Hinterher bezweifelt man dann meine Tugend.

Will ich dichten, oder einen wichtigen Brief schreiben, so raucht der Ofen, oder das neu gemalte Zimmer riecht nach Oelfarbe. Habe ich einen wichtigen Gang zu thun, z. B. zu einem Minister oder zu einer Prinzessin, so erlebe ich gewiß nicht die mindeste Freude an mir. Ich stolpere auf den Treppen, und der Kammerdiener lächelt mit Ueberlegenheit über den unbeholfenen Mann. Ich spreche in Perioden, die länger sind als der Johannistag, aber

nicht so angenehm, und wenn der Minister ein Todfein ist vom blumigen Styl, so komme ich ihm gewiß mit Rosen und Narzissen, Nelken und Lilien entgegen. Der Prinzessin aber, die, selbst eine Flora, dergleichen vielleicht nicht verschmähen würde, falle ich als philosophisches Eisfeld ohne Blüthen höchst beschwerlich. Komme ich endlich nach Hause zurück, und bringt mir etwa mein Tischler das neue Büreau, so unterhalte ich dagegen den Mann auf's Beste, und es kann selbiger meine Lebensart, meinen Anstand, und mein Conversationstalent nicht genug rühmen bei — seinen Gesellen, was mir aber wenig helfen kann, da der Minister noch immer nicht die Blumen verwinden kann.

11.

Anton schien nicht übel Lust zu haben, die Geschichte seiner Leiden noch länger auszuspinnen; aber die Wirthin nahm das Wort und sagte: Ich weiß nicht, bin ich Schuld oder Sie, daß ich bei dieser Erzählung doch nur *halb* lächeln kann, und dann gleich recht ernsthaft werde. Ich fühle wohl warum; aber ich möchte es auch ausgesprochen haben. Können Sie es mir sagen, lieber Wilhelm?

Zuvörderst, erwiederte dieser, möchte es wohl in dem Umstande liegen, daß Ihr edles und zartes Geschlecht überhaupt nicht *die* Gattung des Witzes liebt, die nicht sogleich die Beruhigung in sich trägt

und ausspricht. Dabei können wohl manche von ihnen den Männern Unrecht thun, da diese meistens das lösende Wort zurück behalten. Sodann scheint die Aufzählung des Einzelnen im Leben, wenn es sich als Einzelnes so vor uns hinstellt, immer etwas Peinliches zu haben; und Sie sind glücklich, daß Sie das im Leben wohl nie fühlen, während wir zur Beseitigung jenes Misgefühls nicht selten einer wahren Anstrengung bedürfen.

12.

Wir haben wohl alle vom Spleen gehört, fuhr Wilhelm fort, aber ich bin überzeugt, daß nur sehr wenige Frauen eine Vorstellung sich davon machen. Es klingt überaus lächerlich, daß dieser oder jener überaus reiche Engländer sich im Novembernebel in die Themse gestürzt hat lediglich weil es ihm unerträglich wurde, sich täglich an- und auszuziehen. Der Kreislauf des Lebens, der alles wieder bringt, die Röcke, die Bürsten, die Braten, den Wein, das Reitpferd und den Reitknecht u. s. w. das alles kann uns, auf einem gewissen Standpunkte, überaus lästig werden.

Ihnen nicht, erwiederte die Wirthin mit Herzlichkeit, denn Sie sind gut und heiter.

Loben Sie mich nicht, sagte der junge Mann, denn ich bin es nur, weil Liebe, Freundschaft und Poesie mein Leben erhellen und erwärmen. Und

erst nach langen früheren Schmerzen habe ich mich endlich gewöhnt, jedes Einzelne mit möglichster Freundlichkeit auf das Ganze zu beziehen. Da ging mir die unendliche Kraft unsrer heiligen Religion auf, die nicht bloß beschwichtigt, sondern beruhigt, indem sie auch in den anscheinend verworrensten Aeußerlichkeiten und mühvoll monotonischen Geschäften des Lebens uns die höhere Bedeutung ahnden läßt, so daß wir uns zuletzt gewisse Klagen über die Unscheinbarkeit, Härte und Eintönigkeit des Lebens nicht bloß auszusprechen, sondern sogar zu denken verbieten.

13.

Außer — setzte er nach einer kleinen Pause aus reiner Menschenliebe hinzu, da er in Antons Gesicht eine Art von erlittener Kränkung sich abspiegeln sah, — außer wenn sie so launig-heiter angebracht werden, wie so eben von unserm Freunde. Da wollen wir sie nicht bloß hören, sondern mit Freuden hören, denn um Gottes willen lassen sie uns ja nicht tugendhaft sein wollen auf Kosten der Heiterkeit und des Humors, weil es uns sonst höchstens halb gelingen würde.

Anton reichte Wilhelm die Hand, und sagte: Die Hähne im Korbe krähen sonst nicht sonderlich; was Sie aber sprachen, räume ich ganz ein, und darum sind Sie auch etwas viel Besseres.

Es war durch das letzte Wort, so wohl es auch gemeint sein mochte, doch ein kleiner augenblicklicher Mißton in die Gesellschaft gekommen; denn es ist nie geziemend, in einem größeren Kreise auf ein etwaniges näheres Verhältniß zwischen zweien in diesem Kreise, anzuspielen. Doch war dieser Mißklang nur augenblicklich, denn man kannte ja Antons Guthmüthigkeit, und die allein kann entscheiden und gut machen, wenn etwa einmal ein unüberlegtes Wort gefallen ist.

14.

Es war jetzt die Reihe zu reden an einem helläugigen vierzehnjährigen Mädchen, der man aber kaum zwölf Jahre würde zugetraut haben, da sie zum Glück noch ganz als Kind lebte, und fühlte — Ach Gott! sagte sie, ich habe noch sehr wenig auf dem Herzen, es müßte denn seyn, daß ich nicht mit Aufmerksamkeit hinhören kann, wenn von schrecklichen Bösewichtern, und entsetzlich großen Unglücksfällen die Rede ist. Es kommt mir dann immer vor, als wäre das alles nicht wahr.

Doch, setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, da fällt mir wirklich etwas bei, was mir auf dem Herzen liegt. Sie kennen doch meinen lieben Vetter, der so tapfer gewesen ist im letzten Kriege. Das ist ein gar lieber Mensch; aber ich habe doch meinen ewigen Streit mit ihm. Er kann gar nicht

mehr

mehr sitzen und ruhen, und will immer fort, weil man doch zu Pferde sich am besten befinden soll. Und er geht auch wirklich bald fort; das hat er leider richtig durchgesetzt. Wenn man ihn nun fragt; wo werden Sie in einem halben Jahre seyn? und er antwortet: In Rom; oder „Wo werden Sie in einem Jahre seyn? und er antwortet: in Griechenland,“ so klingt mir das fast übermüthig traurig.

Es müßte, setzte sie mit lächelnd kindischer Weinerlichkeit hinzu, es müßte eigentlich gar nicht mehr erlaubt sein zu reisen; denn es ist doch nirgend besser als hier in Berlin und im Thiergarten Ist nun einer vollends in Potsdam oder gar in Freienwalde gewesen, so meine ich, könnte er sich wohl auf immer begnügen. Hübscher und freundlicher kann es doch nirgends sein, und ich sehe gar nicht ein, warum man sich erst so auf die unbequeme Post setzen muß, um zu suchen, was man hier doch viel angenehmer hat.

15.

Die Gesellschaft lächelte mit freundlichem Behagen, und die Wirthin sagte: Du, mein liebes Kind, hast sehr recht; aber Dein guter Vetter auch sehr recht. Wir reden darüber nach Jahr und Tag wohl mehr, und bis dahin freue Dich auf seine Briefe, die gewiß sehr interessant sein werden, und schreibe Du ihm auch recht fleißig. Ich weiß, daß Du das sehr gut kannst, denn Du zierst Dich

Gottlob gar nicht, wovor Dich der Himmel stets bewahren möge.

Hier nahm Christoph das Wort, ein ernster Mann, dem man wohl gar den Vorwurf machte, er sei zuweilen ein wenig schwermüthig. Auch ich will den Vettern nicht tadeln, daß er in die Welt hinein strebt, denn es scheint allerdings, man müsse es einmal gewollt haben, um es bald nie wieder zu wollen und recht ruhig zu werden. Nur eines seiner Worte greife ich mit Entschiedenheit an, nämlich das: „Heute übers Jahr bin ich in Neapel oder in Griechenland," denn das darf der Mensch niemals sagen. „Heute übers Jahr, wenn Gott Leben giebt, will ich noch immer ein sehr ehrlicher Mann sein." Darin allein kann ihn nichts stören, das darf er sagen und soll er sagen.

Möge, erwiederte Wilhelm, auch hier dem Jünglinge verstattet bleiben ein Jüngling und dem Mann ein Mann zu sein.

16.

Die Reihe war jetzt an Clementinen, und sie sagte: Sie haben so eben den Vetter in Schutz genommen, und er bedurfte dessen kaum; aber das muß ich klagen, daß ich mich doch mit einem großen Theile der heutigen Jugend, der männlichen sowohl als weiblichen, nicht ganz so wohl vertragen kann als ehedem; und es ist mir zuweilen, als hätte ich wenigstens nicht immer Unrecht. Gar manche un-

ferer heutigen Jünglinge scheinen mir unbehaglich, ungesellig, unbescheiden und überhaupt jener harmonischen Bildung zu entbehren, ohne die kein wahrhaft menschlicher Umgang möglich ist. Sie glauben nicht, welch eine ganz eigene Freude es für uns ist, „wenn kluge Männer reden," und wir, wenn auch nicht immer ganz verstehen, doch ahnden können, wie sie es meinen." Jetzt aber wird uns diese Freude nicht selten verkümmert, indem häufig vorlaute Knaben die besseren Jünglinge und Männer unterbrechen, um mit einem halbwahren und scharfkantigen Satz, den sie vielleicht vorgestern aufgefangen, Lärm zu machen.

Und dann — fuhr sie nach einigen Stillschweigen fort, — auch in unserm Geschlecht begegnet mir häufiger als sonst bei den Heranwachsenden eine gewisse Zerstreutheit und Zerfahrenheit, die mir unmöglich als Deutsch erscheinen kann. Man spricht häufig nur von Dingen, die jeder selbst weiß, daß der gestrige Ball etwas langweilig ausfiel und doch sehr spät endete, daß im vorgestrigen Concert doch einige Heiserkeit zu bedauern war, und daß in dem vor vorgestrigen Schauspiel leider gar manches von häuslicher Glückseligkeit vorkam, was sehr ermüdend gewesen sei. Das letztere muß ich leider glauben, da man überhaupt nicht mehr viel auf die häusliche Glückseligkeit zu halten scheint, ohne doch eine andere zu kennen, und an die Stelle der geschmäheten gesetzt zu haben.

17.

Mit dem was wir ehedem weibliche Bildung nannten, sagte sie ferner, steht es zuweilen eben nicht sonderlich. Das freundliche Zuhausebleiben, und, was die Hauptsache ist, gern zu Hause bleiben — wovon vielleicht, wie ich einmal hörte, das gute Wort Frauenzimmer herkommt, damit ist es fast vorbei, denn da draußen geht es lustiger zu, und Vergnügungssucht ist immer doch eine Art von — Freiheit.

O Himmel, sagte Wilhelm rasch dazwischen, lassen Sie uns das auch im Scherze nie sagen.

Ehedem, fuhr Clementine fort, warf man der Mehrheit unsers Geschlechts vor, daß sie zu viel lese, jetzt kann davon nicht mehr die Rede sein, denn die meisten jüngeren Mädchen lesen fast gar nichts, und fragen wenig darnach, ob es einen Herder oder Jean Paul in der Welt giebt oder nicht. Sie gehen ja in das Theater, wo sie doch gelegentlich mit erfahren, daß Schiller die Jungfrau gedichtet habe, und überhaupt sehr erhaben sei; Kotzebue dagegen sehr rührend. Ob sie sprechen können, sich unterhalten, oder vorlesen — (ach, das herrliche Talent wird täglich seltener!) — darnach fragen sie gar nicht, und es ist kaum mehr die Rede davon. Können sie doch einige Arien von Righini singen, und, wenn's hoch kommt, mit guter Fingerfertigkeit

eine Sonate von Clementi spielen. Was hat es dann für Noth, und damit kommt man ja auch durch die ganze Welt! und ein Liebhaber, der das alles überaus hoch schätzt und entzückt davon ist, fehlt gewiß auch nicht.

Es versteht sich von selbst, so schloß sie endlich ihre bittere, sehr übertreibende Rede, daß ich keineswegs alle unsere heutigen Knaben, Jünglinge und Mädchen meine, sondern viele, recht sehr viele herrliche Ausnahmen kenne, auf die auch nicht ein einziges meiner Worte paßt; dennoch bedarf ich — ich will es nicht länger verhehlen, einigen Trost, und ich bitte Sie lieber Wilhelm, ihn mir zu geben.

18.

Finden Sie ihn, erwiederte Wilhelm feurig, indem sie sich überzeugen wollen, daß nimmermehr als Regel gelten könne, was nur traurige Ausnahme ist. Vielleicht hat ein ungünstiger Zufall gewollt, daß gerade diese trüben Ausnahmen Ihnen in den letzten Jahren zu häufig erschienen sind, und so konnte leicht Ihr Gemüth zu sehr verletzt und Ihr Blick getäuscht werden. Lassen Sie uns bekämpfen mit Ruhe und Mäßigkeit, was uns mit Recht als dunkel und verwirrt erscheint, aber lassen Sie uns auch nicht vergessen, daß uns eben diese dunklen Stellen doppelt dunkel und störend vorkommen mögen, weil es sonst um uns her im Ganzen recht hell und erfreulich ist, so wie man

einen trüben Tag dann am trübsten findet, wenn wir eines erfreulichen Sommers genießen. Im November ist von so etwas gar nicht die Rede, denn man merkt nicht mehr darauf, und es ist in der Ordnung, daß es regnet und schneit und stürmt und hagelt.

Nehmen wir überhaupt nicht die Sache zu ernst, sagte Ernestine, denn wie im Schauspiel so im Leben kann es nicht bloß edle Heldinnen und Prinzessinnen geben, sondern es müssen auch Kaspars und Kasperinnen, Hänse nnd Hänsinnen an den Tanz, wobei dann ein jeder sich so gut gebärdet als er kann.

Die etwas leichtsinnige Rede schien Clementinen einiges Misbehagen zu geben, und sie erwiederte: Auch ich will wahrlich nicht die Lebens-Cothurnen auf Kosten des Lebenssoccus loben; sondern mich gar sehr an diesem Soccus erfreuen, wenn er nur immer recht sauber gehalten wird. Auch rächt es sich doch wohl gar sehr, wenn man mit ihm in Nesseln und Dornbüschen tanzen wollte.

Da nun also, fuhr sie fort, mein Leiden Sie, liebe Ernestine, nicht drückt; so sagen Sie uns, was Ihnen auf dem Herzen liegt.

19.

Manches, erwiederte sie, das aber nicht zusammen hängt! Neulich war ich sehr unzufrieden mit mir, und doch weiß ich nicht, wie ich diese Un-

zufriedenheit abstellen soll. Sie wissen, daß unter allen Künsten mich die Zeichen- und Malerkunst am meisten anzieht, und daß ich böser werden kann als uns Frauen erlaubt ist zu werden, wenn jemand ein Gemälde schief ansieht, und lauliges oder erhitztes, oder im Allgemeinen sich haltendes abgeschmacktes Geschwätz darüber vorbringt. Unter meinem eigenen Geschlechte finde ich leider nicht selten Kälte gegen die ganze Kunst, obwohl niemand es auf sich kommen lassen will; denn mit einigen erträglichen Redensarten über Raphael und Correggio hat sich doch eine jede versorgt, auch wohl einiges über die Dresdner Bildergallerie gelesen. Da hatte ich nun neulich einmal die Freude — eine sehr geistreiche Jungfrau, mit der ich Bilder betrachtete, über Bilder reden zu hören, und ich freute mich, recht viel von von ihr lernen zu können.

Ach, sagte sie endlich, ich zeichne und male selbst gar nicht, und kann bloß fühlen und anschauen; aber meine Freundin, die Räthin P., malt mit einer Fertigkeit und Anmuth, daß ich nicht genug den Geist und Fleiß bewundern kann.

20.

Sie zeigte mir einige Bilder der Freundin, und ich stimmte ganz bei, daß hier ein reines Talent walte, das man wohl schöpferisch und zart nennen dürfe. Es ward ein Besuch bei der Frau beschlos-

sen, und... ach! ich will es nur kurz machen, denn ich ärgere mich über mich selbst. Es war eine hohe und freundliche Gestalt, aber wir fanden sie im Malen, wir sahen sie im Arbeitszimmer, wie sie den Pinsel ausspritzte, und ihre sonst hübschen Finger nicht ganz frei von Flecken waren, wie denn das auch unmöglich sein muß zu vermeiden. Dennoch war mir der Eindruck peinlich, und ich konnte nicht recht in den Zug kommen. Was fang ich nun mit mir an, um mir das abzugewöhnen?

Im Allgemeinen, erwiederte Eduard, ist auch wohl die pittoreske Kunst nicht sehr geeignet für Frauen, die billig nur in der Welt des Gefühls ihre Heimath finden, und deshalb Poesie und Musik vorziehen.

O über die Männer, rief Ernestine aus; die so schnell fertig sind, die Gebiete des Lebens abzustecken, und für uns den Zaun nicht eng genug flechten können, während sie selbst das Ganze für sich behalten. Wir werden dann mit einer kleinen Provinz belehnt, und sollen noch obendrein dafür danken.

21.

Ist es Ihnen nicht genug, erwiederte Eduard fast ängstlich, daß ja jedes Kunstwerk, welches die Männer erschaffen, in seinem tiefsten Grunde doch von Frauen herrührt, und daß ja noch nie ein Künstler lebte, ohne durch Liebe es geworden zu sein? —

Nein, nein, antwortete Ernestine, obwohl die Wendung recht gut ist, ich gebe nicht nach, denn am Ende ist es doch nur eine Melodie mit der man uns einlullen will. Ehe ich mich einzäunen lasse, will ich lieber auf der Stelle mir meine Kinderei abgewöhnen, und der Frau abbitten, daß mich der spritzende Pinsel auch nur auf einen Augenblick peinlich machte. Unrecht abbitten ist ja besser als Ihr Ausweg.

Allerdings, erwiederte die Wirthin, und ich bin überzeugt, daß beim zweiten Male Sie nichts stören würde. Auch ich kenne jene Dame, und achte sie sehr hoch, denn die Kunst ist ihr ein reines Element, in dem jedes Schöne und Gute fröhlich und kräftig gedeiht.

Da nach einem bekannten Gesetz der Geselligkeit, eine Behauptung, die Widerspruch gefunden hat, nicht zu lange fortgesetzt werden darf, so hob die Wirthin den kleinen Finger schnell auf; doch leider gegen den Unglücklichsten in der Gesellschaft, den wir bereits oben Christoph genannt haben. Er bat, ihm das Allein-Reden zu erlassen, da er wenig Erfreuliches zu sagen wisse, und es schon gütig genug von der Gesellschaft sei, daß sie ihm erlaube zuzuhören.

22.

Unmöglich aber konnte eine solche Uebertretung des Gesetzes verstattet werden, besonders da der

überbescheidene Zusatz aus dem Munde eines sonst ehrenwerthen Mannes allerdings rühren mußte. Die Wirthin sagte ihm das mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit, denn die Frauen wollen überhaupt nicht haben, daß ein achtungswürdiger Mann sich unglücklich fühle; ja einige von ihnen können sich recht gekränkt fühlen, wenn in ihrer Gegenwart von so etwas auch nur die Rede ist.

Es ist die Aufgabe, sagte nun endlich Christoph, auszusprechen was uns fehlt, und welch ein Wort ist dieses: „Was fehlt Dir?" Diese Frage rührt jeden halb entschlummerten Schmerz wieder an, daß er erwachen, und sagen muß: Ihr glaubt, ich wäre ganz todt; aber ihr irrt, ich lag nur einige Zeit im Frost des gewöhnlichen Lebens, und konnte nicht sprechen. — Dann erhebt er sich von neuem, und legt sich auf das Herz und reiß es blutig, und . . . — Nicht wahr? wir wollen sagen, was uns auf dem Herzen liegt.

Ein Theil der Gesellschaft schien jetzt wirklich zu wünschen, daß man den trüben Mann verschont haben möge; aber die Wirthin und mehrere andere Bessergesinnte freuten sich, daß der schweigsame Mann endlich einmal reden müsse, denn dem Stummen ist schwer zu helfen; dem Redenden doch wohl am Ende immer.

23.

Mich jammert, fuhr Christoph fort, daß die Menschen so einsam sind, während doch alles darauf hindeutet, daß sie in heiterer Geselligkeit sich entwickeln, sich an einander stärken, erheben und besänftigen sollen. Aber mich jammern auch die, die das erkannt haben, und wirklich lieben; denn — glauben Sie mir das — nur Gott begünstigt die edle Liebe; nicht die Natur und das Leben. Die Natur, als solche, hat nie Recht, die schauderhafte Schranke des Raums gelten zu machen, und wahrlich sie bedient sich dieses Rechtes gar häufig. Ich wenigstens kann davon ein Lied singen, das ein sehr altes ist, und leider kaum eine Melodie verträgt. So oft ich liebte, — ich kenne keine Freundschaft ohne Liebe — so oft wußte ich auch schon vorher, daß es hier auf der Welt damit nicht recht fort wolle.

Wurde mir ein Mensch sehr theuer, so verstand es sich gewissermaßen schon von selbst, daß er nicht an den Ort gehörte, wo ich seßhaft sein mußte; oder, wenn es auch einmal den Anschein hatte, als würde er bleiben, so kam doch bald irgend ein Brief, der seine Abreise unumgänglich nöthig machte. Späterhin fragte ich auch gewöhnlich jeden lieberen Menschen sehr seltsam, und gleichsam von vorn herein: „Nicht wahr, Sie reisen Uebermorgen ab?" und es zeigte sich immer, daß ich nicht geirrt hatte, wenn

es auch mit dem Uebermorgen ein wenig anders bestellt war und etwa die nächste Woche oder der nächste Monat als Termin der Abreise galt. Dann kam der Abschied, und Sie wissen wohl alle, was das sagen will, obwohl man selbst wenig dabei sagt, weil das Herz zu sehr leidet. Wir haben ein altes Volkslied, das die tiefsinnige Frage thut, wer wohl das Scheiden erdacht habe, gleichsam als sei hier von etwas ganz Unheimlichen, und von einer bösen schwarzen Kunst die Rede, worauf es denn auch wohl wirklich hinausläuft.

24.

Die Menschen in der Regel wissen das auch recht wohl, und lassen sich deshalb so selten als möglich auf wahre Liebe und Freundschaft ein, wobei auch nicht viel mehr zu holen ist als Schmerzen. — Man hat ein altes überaus garstiges Wort, welches lautet: „Gehe stets so mit Deinem Freunde um, als könne er nächstens Dein schlimmster Feind werden.„ So schlimm sind die Menschen nicht, daß sie diese gräuliche Lehre befolgen sollten; wohl aber schnüren sie sich tüchtig zusammen, und denken: Mit der Liebe und Freundschaft ist es doch eine überschwengliche, und deshalb gefährliche Sache; darum liebe Du mäßig, kühl und gelassen; denn nur dabei kannst Du bestehen. Diesen Vorsatz halten sie streng; doch aus der mäßigen kühlen Gelassenheit

wird bald etwas sehr Geringes, und aus dem Geringen zuletzt ein Garnichts. — So entgehen sie den Schmerzen der Liebe und Freundschaft; aber auch der Liebe und Freundschaft selbst, und gähnen halb lustig, halb schläfrig, durchs Leben fort, bis zum Tode, der für sie auch etwas Gähnendes hat. Es versteht sich jedoch von selbst, daß sie das alles, wenn man es ihnen sagt, läugnen, und sich dergleichen Fantasterei und Ueberschwenglichkeit ernstlich verbitten.

25.

Es giebt ein ganz eigenes und schmerzliches Gefühl, wenn in einer Gesellschaft, wo bisher nur ruhige und heitere Ansichten, oder in Humor gekleidete Empfindungen ausgesprochen wurden, plötzlich jemand seinen Schmerz ruhig und entschieden mit nackten Worten hinstellt. Die Gesellschaft war wirklich ein wenig blaß geworden; allein ich muß ihr rühmend nachsagen, daß sie sich nicht auf eine gewöhnliche Weise dadurch genirt fühlte, sondern voll Mitleid und Theilnahme zu helfen wünschte; wobei nur zu beklagen ist, daß das Helfenwollen und das Helfen noch immer weit aus einander liegen.

Man hörte von verschiedenen Seiten: „Ach Gott, das habe ich auch schon oft gefühlt!" „Es ist manches Wahre darin; doch übertrieben." „Der gute Christoph sieht die Sache zu schwer an." „Es

reisen ja nicht alle gute Menschen weg." „Was mag er schon gelitten haben, es müßte recht interessant sein, seine Lebensgeschichte zu lesen."

Endlich sagte Wilhelm: Es sei fern von mir, Ihren großen Schmerz, der allerdings auch ein rein menschlicher ist, mit kühl vollständigen Worten zur Ruhe sprechen zu wollen, denn am Ende findet doch auch jedes kühle Wort, das nicht mehr als ein Wort ist, ein noch kühleres, wodurch es selbst getödtet wird. Was der Moment etwa Uebertreibendes in Ihre Mittheilung legte, durch die wir uns geehrt fühlen müssen, das werden Sie selbst leicht in einem andern Momente finden, und so braucht hier die Rede nicht davon zu sein. Trost biete Ihnen der Gedanke, daß ja selbst die höchsten und dauerndsten Schmerzen der Liebe und Freundschaft unendlich schöner und wohlthätiger sind als selbst die höchsten Freuden der Nicht-Liebe und Nicht-Freundschaft, bei denen wir uns nicht einmal ein klares Bild machen können, da jener Zustand ein bloß verneinender ist, der alles Positive und Wahrhaftige ausschließt.

26.

Und dann, setzte er mit erhöhter Wärme hinzu, lassen Sie uns in keinem Augenblicke des Lebens vergessen, daß ja eine Zeit kommen wird, wo wir die Zeit und den Raum überwunden haben, und

keine hemmende Schranke mehr fühlen werden. Dann ist keine Trennung mehr, und die Liebe, die allein ewig ist, steht dann in ungetrübter Klarheit da.

Er fühlte sich einer tiefern Rührung nahe als die geselligen Verhältnisse, selbst in höherer Bedeutung, zu verstatten scheinen, und er wandte sich deshalb rasch an die befreundete Wirthin mit der Bitte, daß jetzt sie das Sprecheramt übernehmen möge.

In meinem stillen Leben, sagte sie, fällt wenig vor, was mir besonders auf das Herz fallen könnte, und nicht einmal über Langeweile kann ich klagen, denn niemals geht die Zeit schneller hin, als wenn der Montag dem Sonnabend gleicht, wie ein Ei dem andern. Lassen Sie immerhin den überalten Vergleich gelten, denn wir werden kaum eine schönere Form finden als die des Eies, und mit ihr am Liebsten jene stillen behaglichen Tage vergleichen, die zu gut sind, um erhitzt nnd weitläufig gerühmt zu werden. — So muß ich denn meine Klagen aus der Litteratur hernehmen.

27.

Wir wissen alle, fuhr sie fort, daß fast jeder Roman und fast jedes Schauspiel sich mit einer Hochzeit endet. Dann lassen die Dichter die jungen Leute für sich selbst sorgen, und gehen nach Hause.

Zuweilen machen sie sich auch sogar noch lustig über das junge Ehepaar, und meinen, das Leben, das nun weiter folge, falle nicht der Poesie anheim, und sei kein sonderliches Objekt für den Maler. Andere haben sich wirklich an Ehestandsgemälde gewagt, aber o Himmel! hätten sie es doch lieber gelassen! denn etwas Nüchterneres, Frivoleres und Frecheres giebt es kaum als die meisten dieser Zeichnungen Wie ist das nun möglich bei den Deutschen, denen doch bekanntlich nichts besser steht als Ernst und Liebe? —

Die aber leider, setzte Christoph schnell hinzu, nur zu oft vergessen haben, was ihnen wohlsteht, und gelernt haben, was sie so übel kleidet.

Sie vergessen, sagte Eduard, indem er sich an die Wirthin wandte, daß wir ein sehr vortreffliches Werk besitzen, welches sogleich mit der Schilderung der Hochzeit und des Ehestandes Firmians und Lenettens beginnt, und ein einziges Buch dieser Art wiegt tausende auf, die wir haben könnten, doch auch leicht entbehren, da wir sie nicht haben.

Ich weiß, erwiederte die Hausfrau, daß die Männer jenes Buch überaus lieben und loben, und auch ich will ja willig und gern tausend und wieder tausend Herrliches in demselben anerkennen. Doch kann ich nicht verhehlen, daß mich einzelne Scenen bis in das Innerste verletzen, ja mich fast blutig ritzen, und ich hoffe, mein Freund Wilhelm wird mir das einräumen.

28.

Dieser aber antwortete: beste Freundin, das vermag ich nicht, denn ich finde selbst bei dem, was Sie das Verletzendste in jenem Werke nennen, eine stille Beruhigung, die der Dichter theils angedeutet theils ausgesprochen hat. Ueberhaupt hat das ganze Werk einen so tiefen Hintergrund, und durch denselben eine so anziehende Kraft, daß man es wohl zu den besten literarischen Penaten der Deutschen rechnen darf. Nur die letzte Hälfte des letzten Theils hat einiges was mich zu sehr rührt, und ich vermag dann nicht mehr eine reine Freude zu empfinden.

Möge es denn also sein, sagte die Wirthin nach einer Pause; in keinem Falle kann doch dies Eine Buch jedes bedeutende Verhältniß im Ehestande zur Sprache bringen, und wie wünschenswerth wäre hier eine Reihe von Gemälden, die, mit Innigkeit entworfen und mit ruhiger Klarheit ausgeführt, gewiß von bedeutendem Nutzen sein würden.

Nutzen? sagte Anton (wir wissen nicht, ob mit oder ohne Ironie) das ist eben das Schlimme, und selbst mit dem bloßen Worte dürfen wir in der heutigen ästhetischen Literatur gar nicht mehr kommen. Ja wenn wir Ernst daraus machen und wirklich durch unsre Schriften Nutzen stiften, so spricht man uns wohl gar das Dichtertalent ab.

Wilhelm erwiederte: Nur der heillose Misbrauch, der besonders in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts mit jenem Worte getrieben wurde, nur das unstatthafte Verlangen, daß die Poesie auch materiellen Nutzen gewähren solle; ist mit Recht bald streng abgewiesen, bald mit Spott verscheucht worden. Wer aber möchte so thörigt sein, jenen großen, einzigen, geistigen Nutzen der Poesie abzusprechen, den sie, als Lehrerin der Menschheit, ewig gehabt hat und haben soll? — Wer die Sittlichkeit von der Schönheit zu trennen frech genug sein wollte, der würde auch die Schönheit mit einbüßen. Jede ächte Poesie wird immer lehrreich sein, ja das lehrreichste von allem. Das wußte der tiefe und helle Cervantes gar wohl; aber einige junge ästhetische Osrik's, die zu früh aus dem Ei gekrochen sind und noch mit der halben Eierschale auf dem Kopf herum laufen; die wissen es freilich nicht.

29.

In jedem Falle, sagte Clementine, würde deshalb unsere liebe Freundin mit ihrem Wunsche recht behalten, und ich stimme ihr nicht nur bei, sondern möchte gleich für ein solches neues Buch die offenherzige Aufschrift „Liebe und Ehe" vorschlagen.

Aber, fuhr sie dann fort, Sie kommen, theure Freundin, mit der kleinen kurzen und guten Bemerkung nicht durch unser heutiges Gesetz hindurch, und

es scheint nöthig, daß Sie uns eine zweite noch mittheilen. — Nun dann, erwiederte jene, so will ich denn die Klage aussprechen, die ich nicht bloß heute sondern schon seit manchem Jahre auf dem Herzen habe, daß nämlich die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts in der Mehrheit und in der Regel sich unter einander bei weitem nicht so zu lieben scheinen, als die des achtzehnten oder siebzehnten. Wenn ich bedenke (denn ich habe es mit Freuden in manchen Büchern gelesen) wie man sich einst um Opitz liebend versammelte, dann nach einem Jahrhunderte um Klopstock, wie späterhin die trefflichen Jünglinge und Männer, Bürger, Stolberg, Hölty, u. s. w. das Bild einer reinen Gemüths-Neigung, durch gemeinschaftliches Streben nach Einem Ziele, darstellten, und wie endlich, in der Vereinigung zweier edler und doch so überaus verschiedenartiger, und ungleich begabter Naturen, wie Goethe und Schiller, die rein deutsche Freundschaft in der klarsten Gestalt hervortrat, — wenn ich das bedenke, so kann ich recht traurig werden, da wir jetzt wohl nur wenig Aehnliches jenen schönen Erinnerungen an die Seite zu stellen haben.

30.

Wilhelm, der gern beschwichtigte und beruhigte, nannte schnell einige bedeutende Befreundungen und Verbrüderungen aus der neueren Welt; aber Anton,

heftiger gesinnt, unterbrach ihn und rief: Dennoch ist die Klage unserer edlen Freundin nur zu gegründet. Ich lasse die von Ihnen angegebenen Dichterfreundschaften in ihrem Werth; aber sonst — sehen Sie noch gar manche Dichter und Schriftsteller gleichsam in kleinen abgesonderten Haufen versammelt; aber fast immer sind es nur literarische Gevatterschaften, Winkelbündnisse zu selbstsüchtigen Zwecken, höchst selten edle geistige Waffenbrüderschaft, und auf Wissenschaft, Kunst und Gemüth gegründete Freundschaft. — O ich bitte Sie, laden Sie einmal dreißig bis vierzig deutsche Schriftsteller und Dichter in einen Gesellschaftssaal, oder vielmehr ich bitte Sie, laden Sie sie ja nicht in Einen Gesellschaftssaal zusammen, denn sie würden hier größtentheils nur Mienen und Gebärden und Worte der Nicht-Liebe, des Hochmuths und der Eigensucht antreffen. Sonette und Terzinen, Sestinen und Assonanzen, damit können sie so ziemlich alle aufwarten; aber auf die Liebe sind die Meisten nicht eingerichtet. Manche hassen einander wie die Spinnen oder sie begegnen einander wie die — Rosse des Dunkan in jener Schreckensnacht, da ihr sanfter König der gnadenreiche Dunkan durch Makbeth getödtet wurde. Es heißt nämlich bei dieser Gelegenheit gar seltsam und nachdenklich und allegorisch bei unserm Altvater Shakspear:

„Man sagt, daß sie einander aufgefressen."

Ach ja! es ist sehr allegorisch, daß sie es thaten, da ihr König nicht mehr herrschte.

Meinen Sie, daß die Mehrheit dieser Leute in Stande ist, Großes und Herrliches, oder Feines und Zierliches, was von andern Dichtern gegeben wird, wahrhaft und innig hoch zu achten? Meinen Sie, daß sie sich freuen über die Erscheinung eines neuen Dichters? O nein! es giebt für sie nichts Peinlicheres als hochachten zu müssen, und deshalb thun sie es höchstens im Stillen, und auf die Freude an dem Schönen, das Andere leisten, lassen sie sich deshalb, wie natürlich, gar nicht ein.

31.

Es war unmöglich, den heftigen grell auftragenden Anton zu unterbrechen, und so fuhr er deshalb mit neuer Bitterkeit fort: Zu diesen ungünstigen Verhältnissen kommt nun auch der Umstand, daß der größte Theil des heutigen deutschen Publikums nüchtern und kalt, und kaum mehr ergötzbar sich zeigt; ja satt und übersatt. O ich kann mir zuweilen des Spaßes wegen seltsame Dinge denken: z. B. wenn es dem lieben Gotte, dessen Gnade doch niemand Gränzen vorschreiben kann, gefiele, uns jetzt einen zweiten Shakspear zu schenken, oder, weil es bequemer zu denken ist, den ersten Shakspear heute leben zu lassen. Wir wollen annehmen, er sei jetzt in der schönen Zeit zwischen fünf und zwanzig

und dreißig Jahren. Die Sonette hat er bereits geschrieben, ist aber von einigen viereckigen Critikern gewaltig ausgescholten, wie er so süßliches Zeug habe machen können, so wie Titus Andronicus, Perikles und ähnliche Jugendarbeiten als blutrothe Zeichen von greller Geschmacklosigkeit mit Schwabacher Lettern oder mit Cursiv-Schrift bezeichnet worden sind. Das hat den trefflichen William nicht wenig geschmerzt, denn er ist ja ein ächter Mensch, und hat die Menschen überaus lieb, und es ist ihm nichts trauriger, als wenn er irgend einen verachten muß.

Indessen hat er sich getröstet und ist, wie ein ächter Dichter immer fort geschritten. So ist es ihm endlich gelungen, Romeo und Julie zu dichten, und der liebe Jüngling muß sich, bei aller Bescheidenheit, doch gestehen, daß dieses Schauspiel nicht ganz übel sei; und es durchzuckt ihn die herrliche Hoffnung, seinen theuren Landesleuten eine dauernde Freude dadurch zu bereiten. Er sendet deshalb das Manuscript an die Theaterdirektion einer Mittelstadt. Der Direktor liest den Titel: „Romeo und Julie ein Schauspiel in fünf Aufzügen von William Shakspear.“ — Shakspear? sagt der Mann, ich kenne den Poeten nicht; doch greift ihn ein nebenstehender Amanuensis mit der Notiz unter die Arme, der Verfasser sei bereits in der Flachsenfinger und Unterscherauer deutschen Bibliothek einigemale

scharf mitgenommen worden. Der Direktor liest nun auch den Brief, der bekanntlich bei solchen Sendungen nicht fehlen darf; aber er enthält nur wenige Zeilen, welche nichts weiter sagen, als was sie sagen sollen, daß man ihm nämlich das beiliegende Schauspiel zur Bühnendarstellung übersende. Der Mann ist sonst gar nicht übel gesinnt, hat sich aber doch einmal daran gewöhnt, daß man ihn einen Kenner und Beschützer der schönen Künste und Wissenschaften nenne, und da er endlich selber glaubt, es zu sein, so verdriest es ihn doch einigermaßen, daß diesmal davon gar nicht die Rede ist. Er legt das Manuscript weg, und da ohnehin jetzt der Cassirer in's Zimmer tritt, mit welchem wichtigere Dinge zu überlegen sind, so vergißt er es zuletzt ganz.

32.

Es vergehen, fuhr Anton fort, vier, fünf, vielleicht sechs Monate, und der arme William bekommt keine Antwort, weshalb er sich entschließen muß, von neuem zu schreiben. Er erinnert auch wirklich, und es fließen einige Epigramme ein, die, wenn wir sie im Martial fänden, wohl gefallen würden. Dem Direktor aber, der der leidende Theil ist, gefallen sie gar nicht. Er spricht unmuthig: Welche Noth hat man doch mit obscuren Poeten! und in diesem Gefühl liest er endlich das übersandte Schauspiel. Er schüttelt lesend das Haupt, das Schütteln ver-

stärkt sich je weiter er kommt, ja er traut zuletzt seinen eigenen Augen nicht, und kann sich kaum als möglich denken, daß er wirklich lese was er liest.

Dann aber, da er sich überzeugt hat, es sei alles — an dem, nimmt er die Feder, und schreibt: Mein Herr. Ich beklage Sie, denn einen ärgern Mißbrauch hat wohl noch Niemand von an sich löblichen und nicht gemeinen Talenten gemacht, als Sie. Es fehlt Ihnen alle und jede Kritik, und den Aristoteles und Batteux haben Sie gewiß nie gelesen. Wollen Sie Beweise? Hier sind sie. Was soll Romeo's erste Liebe für Rosalinden? — Wie war es Ihnen möglich einen so unweiblichen Charakter zu schildern wie Julien, die sich ja mit einer Glut verliebt, daß das Papier selbst zu brennen scheint; noch mehr aber die Wangen der Zuhörerinnen. Wie ungenirt beträgt sich diese Amme! Jüngling! Jüngling! wo will das hinaus, wenn Sie fortfahren, so ganz und gar den Anstand zu verletzen! Haben Sie denn gar keine kritische Freunde? und ist bei Ihnen kein Racine zu haben, daß Sie durch sorgfältige Lektüre des feingesinnten Poeten Ihren Geschmack bilden möchten? Was sollen die Späße des Mercutio? Es ist möglich, daß einige erträgliche darunter sind, und daß wohl gar der ganze Mann hie und da gefallen kann; aber glauben Sie mir, damit kommt man nicht durch, und keine Theorie der schönen Wissenschaften wird gelten lassen, was Sie sich

erlaubt haben. Ich übergehe die andern Charaktern, die fast alle phantastisch und seltsam und unwahrscheinlich sind; um nur noch mein großes Misfallen an Ihrem Styl und dem ganzen barocken krausen und bizarren Dialog zu bezeugen. Spricht man, ich bitte Sie, im gewöhnlichen Leben in solchen Bildern? Kann man sterbend noch scherzen wie Mercutio? und ist wohl jemals ein Mensch eifersüchtig gewesen auf den Tod, wie Romeo es ist, welcher gar meint, der Tod habe sich in Julien im Sarge noch verliebt! — Bessern Sie sich, junger Mann. Ich habe Ihnen aufrichtig geschrieben, nehmen Sie es übel oder nicht übel, ich bin ein ehrlicher Deutscher, und kann nicht anders als geradezu sprechen.

Soll ich nun, fuhr Anton fort, schildern, wie andere Direktoren antworten würden, oder wie man Hamlet, Macbeth, Wie es euch gefällt u. s. w. beurtheilen dürfte? würde nicht das köstliche Wintermärchen bloß um deswillen fallen, weil Böhmen hier als eine Insel auftritt? und würde nicht jeder Plattkopf sich unendlich ergötzen, daß er einmal wirklich durch einen Blick auf die Landkarte sich vom Gegentheil überzeugt hat? und würde er sich nicht durch diese großartige Kenntniß unendlich höher fühlen als der arme William? und ließe es sich auf diese Weise nicht wahrhaftig beweisen, daß Shakspear, wenn er heute lebte, mit allen seinen Werken nicht durchdränge?

33.

Man hatte schon längst, während Antons langer Rede, auf Wilhelms Gesicht den Unmuth lesen können, den ihm die übertreibende Heftigkeit des Sprechers gegeben; doch da nun endlich alles in jene Fragen sich auflösete, so erwiederte er: „Auf diese tumultuarische Weise läßt sich freilich alles, das Gute sowohl als das Böse, beweisen; nur daß überhaupt so nichts bewiesen werden kann. Lassen Sie mich eine kurze stille Antwort geben, und möge der trübe Zorn fern von uns sein, der uns selbst verwundet ohne Heilkraft zu haben. — Es war die Rede von dem häufigen Mangel an Liebe in der heutigen Welt überhaupt, und insonderheit in der heutigen Dichter- und Schriftsteller-Welt. An diesen Mangel vermag ich nicht zu glauben, weil ich überhaupt keine Poesie für möglich halte, ohne Liebe und Freundschaft. Allein auch außer diesem allgemeinen Satze, den Sie mir einräumen müssen, konnte ich Ihnen schon vorhin mehrere einzelne edle Dichter nennen, die sich zu einem entschiedenen, auf Sittlichkeit und Wissenschaft gegründeten Kunst- und Freundschaftsbunde vereinigt haben, und wie manche ähnliche mögen noch im Stillen walten, die mit allen ihren schönen Früchten erst noch durch die Zeit werden enthüllt werden.

In Beziehung auf den Tadel, den Sie gegen den größeren Theil des Publikums aussprechen,

möchte ich Sie bloß an den bekannten Ausspruch eines scharfsinnigen Schriftstellers erinnern, daß man überhaupt nicht von dem Publikum reden möge, wie etwa von einem Mann, mit dem man einmal im Hotel de Saxe gespeist. Es kann sein, und es ist so, daß angehende Autoren jetzt einen weit schwereren Stand haben als etwa im Jahr 1740, wo man, bei dem Wiedererwachen der schönen Künste in Deutschland, mit dem Aufjauchzen bei der Erscheinung jedes Halbtalents, zuweilen doch wohl gar zu vorschnell war. Für ein Bändchen erträglicher Sonette oder Ottaven, ja selbst für einen erträglichen Roman soll man jetzt keinen besonderen Ruhm fordern; aber lassen Sie nur einmal das Vortreffliche erscheinen, und der vollständigste Sieg wird ihm doch einmal zufallen. Wann? das weiß ich nicht, und hier muß ich leider zugeben, daß es mitunter wohl ein wenig zu lange dauern kann, ehe auch die Mehrheit der Deutschen einen edlen Dichter so begrüßt wie er begrüßt werden sollte.— Aber das Talent des Wartens und der Geduld ist ja auch ein recht deutsches, und kein Dichter soll stolz genug sein, es für sich entbehrlich zu halten.

Was endlich, fuhr Wilhelm fort, den größesten der Großen, unsern lieben Shakspear, betrifft, so spricht er gerade für mich, denn lassen Sie ihn auftreten, und der höchste Dichterthron wird sogleich geräumt werden, damit er ihn besteige.— Dabei

will ich aber nicht in Abrede sein, daß unter den hundert Theaterdirektoren in Deutschland wohl fünf bis sechs im Stande sein möchten, einen Brief zu schreiben wie der, den Sie vorhin erfanden; doch würden sie schwerlich der Strafe entgehen, und jene Muster-Epistel der Verkehrtheit und Plattheit nach vier Wochen in sämmtlichen deutschen Zeitschriften gedruckt finden, und sich selbst als den Gegenstand eines von Saarbrück bis Petersburg schallenden Gelächters.

34.

Die Wirthin schien fast zu fürchten, sie habe vorhin eine Frage aufgeworfen, die die Gemüther fast zu sehr aufregte, denn es theilte sich die Gesellschaft auf einige Zeit in zwei Partheien, von der die eine Antons harter, und die andere Wilhelms milder Meinung beistimmte.

Da nun auf diese Weise das Gespräch hin und her gewogt hatte, so kam eine sehr geachtete bejahrte Dame, die bis jetzt geschwiegen, der Wirthin zu Hülfe, da sie deren Befürchtung theilte, indem sie der Gesellschaft freundlich bekannt machte, daß es bereits halb eilf Uhr sey, und an das Gesetz erinnerte, daß um eilf Uhr ein jeder sich nach Hause begeben müsse. Es ist ein vortreffliches Gesetz, sagte sie, obwohl unsere lieben Vorfahren doch noch kaum damit zufrieden sein würden, die bekanntlich zehn Uhr als das wahre feine Bürgerglöckchen betrachteten. Die Stunde von eilf bis zwölf hat etwas ge-

heimnißvolles, und man ist dann am besten zu Hause; die von zwölf bis eins oft etwas bachantisches; und an die von eins bis zwei mag ich kaum denken, weil man fast nur brandrothen oder kalkartig bleichen Gesichtern in der Gesellschaft begegnet.

Aber, fuhr sie fort, es giebt noch ein anderes Gesetz, das, meines Wissens, noch nie ausgesprochen worden ist, weil es fast gar zu einfach klingt und eben deshalb sich von selbst zu verstehen scheint. Man sollte nämlich in der letzten halben Stunde, ehe man sich nach Hause begiebt, nichts leidenschaftlich Erregendes streitend besprechen, sondern durch etwas Sanftes und Stilles sich zu der Nacht vorbereiten, die ja selbst ganz abgesehen von dem Schlafe, etwas Sanftes und Stilles hat. So lassen Sie denn, liebe Mathilde, die Musik von neuem beschwichtigend eintreten.

35.

Mathilde neigte sich bejahend, setzte sich an das Pianoforte, und in Bezug auf das frühere Gespräch, sang sie jene lieben feierlichen Zeilen, die das Andenken an Novalis stets erhalten werden.

Was paßt, das muß sich ründen,
Was sich versteht, sich finden,
Was gut ist, sich verbinden,
Was liebt zusammen sein.

Was hindert, muß entweichen,
Was krumm ist, muß sich gleichen,
Was fern ist, sich erreichen,
Was keimt, das muß gedeih'n.
Gieb treulich mir die Hände,
Sei Bruder mir, und wende
Den Blick vor meinem Ende
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen:
Ein Himmel mir und dir.

Die Gesellschaft fühlte sich rein gestimmt und heiter, und scheidend freute man sich schon im Voraus auf die nächste Woche, in welcher wieder ein Abend bestimmt war, sich zu versammeln. Es war kein Zwang in diesen Verhältnissen, aber auch keine Willkühr, sondern reine Gemüthsfreiheit, und so konnten diese Zusammenkünfte manches Erfreuliche mitbringen.

II.

F a u st,

ein Gemälde nach dem Altdeutschen

(geschrieben im November 1817.)

Faust,
ein Gemälde nach dem Altdeutschen.

Aus einem Briefe.

Berlin, im November 1817.

Sie haben, theure Freundin, den „verlornen Sohn" mit Theilnahme gelesen, als ich Ihnen denselben in der Handschrift mittheilte, und es ist Ihnen merkwürdig gewesen, wie unsere lieben Vorfahren sich an der ewig tröstlichen Parabel auch im Spiegel des Schauspiels erbaut haben. Sie sind keinesweges erschreckt worden durch die derben Pinselstriche, die hie und da im Gemälde hervortraten, ja Sie erklären, daß Sie das wohl leiden mögen im Ernst und im Scherz. Das hat mir herzliche Freude gemacht, und ganz besonders, da das Urtheil von Ihnen, der edlen, festen, zarten Jungfrau kommt, und nun setze ich mich mit verdoppelter Heiterkeit hin, da Sie mir freundlich zugewinkt haben, um Ihnen von der berühmtesten altdeutschen Komödie zu erzählen, die den Doctor Faust zum Helden hat. — Lassen Sie uns freundlich genau gehen.

Der Wege zu Gott giebt es im tiefsten Sinne des Wortes nur Einen. Es ist der durch den, der sich selbst die Wahrheit und das Leben nannte. Der Wege zum Untergang, oder wie unsere lieben Vorfahren sagten, und wie ich keinesweges mich scheue, mit ihnen zu sprechen, der Wege zum Teufel giebt es unzählige. Dennoch dürfen wir zwei Hauptwege annehmen; der eine geht durch ein unbefriedigtes Streben nach innen hin, der andere durch ein unbefriedigtes Streben nach außen hin in den Abgrund. Der letzte Weg wird am häufigsten betreten, denn die Welt lockt durch tausend Töne und Farben, und es bedarf allerdings eines bedeutenden Aufgebots der Kraft, um stets zu widerstehen. Unter denen, welche nicht widerstehen, giebt es nun aber auch einige, die gar nicht widerstehen wollen, sondern in unächter Ueberpoesie wähnen, die Sünde, die doch, ihrer ganzen Natur nach, häßlich ist, zu etwas Schönem ausbilden oder in Morgenröthe und Blumenduft tauchen zu können. Also Don Juan, in welchem wir eine Seite des modernen Trauerspiels ausgesprochen glauben.

Die andere Seite findet sich in dem Zugrundegehen von innen heraus, und durch Innerliches. Der tiefere Mensch fühlt bald, daß das, was da draußen ist, nur momentane Freuden, oft sogar nur halbe Beschwichtigung geben kann; und, stolzer gesinnt, gräbt er nur in sich selbst,

und in der selbsteignen Weisheit, nach der ewigen Quelle der Wahrheit und Beruhigung. Wohl findet er hier viel Herrliches und Köstliches, aber nichts was vollendetes Leben und vollendete Beruhigung geben könnte. Immer hochmüthiger geworden, häuft er jetzt eine irdische Weisheit auf die andere, und verachtend was das kindliche Gemüth in Einfalt gefunden hat, geht er zuletzt unter in der Nacht, die er für den hellen Tag ansah. Also Faust, der, als ein durchaus vaterländischer Mythus, die höchste tragische Idee andeutet. Wir sollen keinesweges einen einzelnen Dichter nennen, als Urheber dieser tiefsinnig allegorischen Sage, sondern wir dürfen gar wohl behaupten, daß das ganze Volk mit daran gearbeitet hat.

Man las den Faust in Volksbüchern, aber man wollte ihn auch schauen auf der Bühne. Da wurden denn gar manche Bearbeitungen versucht, die, ohne Zweifel sehr verschieden an Werth, dennoch immer denselben großen Gedanken auszusprechen sich bemühten.

Die Anfänge unserer dramatischen Kunst sind leider in große Dunkelheit gehüllt, und selbst das, was wir über das Bühnenwesen im siebenzehnten Jahrhunderte wissen, ist so mangelhaft, daß es billig zu nichts weiter dienen sollte, als unsern Eifer zu vermehren, weiter zu forschen. Die meisten Dramen blieben ungedruckt, denn man eilte damals

überhaupt nicht so wie jetzt, jedes Geschriebene sogleich unter Glas und Rahmen fassen zu lassen, d. h. unter die Presse zu schicken. Leider aber war man oft auch wieder zu sorglos, und so ist gewiß manches recht bedeutende Werk untergegangen.

Noch jetzt sind die besseren Puppenspieler Deutschlands, deren Anzahl von Jahr zu Jahr kleiner wird, in Besitz von manchen deutschen Schauspielen, von denen fast keine Litteraturgeschichte redet, da sie nicht gedruckt worden sind. Berlin hatte seit 1804 und 5 kein rein altdeutsches Puppentheater gesehen, als wir in diesem Herbst von neuem durch die Ankunft desselben unter der Direktion des Herrn Schütz aus Potsdam überrascht wurden.

Ich sah bis jetzt drei Stücke, zuerst den Don Juan, den Gegensatz des Faust, in dem der Held noch außen hin zu Grunde geht, und sein inneres Wesen hingiebt für die ungenügenden Freuden der äußern Welt. Auf diesem Wege können natürlich die heillosesten Sünden nicht ausbleiben, und der alte Autor hat durchaus nicht verhüllen wollen den ganzen Gräuel in einer solchen verderbten Menschenbrust. Don Juan ermordet hier so ziemlich alles was ihm unter die Hände kommt, wobei er sich nicht einmal die Mühe giebt, sich zu entschuldigen, sondern die ganze Sache mit Scherz nimmt, in welchen denn auch Kasparl gar bald einstimmt. Ich weiß nur zwei interessante Gedanken aus dem Stücke

anzuführen: daß Kasperl **allein** dem Herrn imponirt, durch Scherzhaftigkeit und Gewandheit, **und** die Scene mit dem Eremiten, in dessen Kleidung der Held den Octavio täuscht. Dieser sucht nämlich den Mörder im Walde, und wird von Juan mit verstellter Stimme ermahnt, **die Rache dem Himmel zu überlassen**, wodurch er spottend, die höhere Strafe **selbst** auf sich herabruft, da die Menschen nicht mit ihm fertig werden können. Das Stück ist nur skizzirt, und hat überhaupt etwas kaltes und trocknes in der ganzen Behandlung, wobei vielleicht die Absicht des Verfassers war, der Sünde ja nicht einen romantischen Schein zu leihen. Das ist löblich; hätte sich aber wohl auf besserm Weg erreichen lassen.

Das zweite Stück, welches ich sah, heißt die „Stiefmutter oder der Burggeist," und ist unter allen vielleicht das Unbedeutendste. Die Langweiligkeit der ganzen Anlage erinnert an sehr mittelmäßige Stücke der neuern Zeit, und ich würde es um deswillen auch für neu halten, wenn nicht einige andere Scenen voll ergötzlicher Albernheit, durch Kasperl hervor gerufen, auf eine frühere Zeit hinzudeuten schienen. Am Schlusse wird das Stück sogar rein toll, indem der Ritter dem lustigen Bedienten aufträgt, den bösen Pflegesohn, der die schöne Stiefmutter, nach Art des Golo, verfolgt hat, mit einem so oben erfundenen und von benachbarten Mönchen ihm geschenkten Feuerrohr zu erschießen. Die

gute Frau aber ladet das Gewehr selbst, und behält die Kugel zurück, so daß der jetzt reuige Sohn mit dem bloßen Schrecke davon kommt. Die Scene mag wohl eine gute Viertelstunde dauern, da Kasperl erst das Schießen lernen muß, und die Zwischenräume durch Späße der verschiedensten Art ausfüllt.

Ich glaube nicht, daß das Stück früher hinauf zu setzen sei, als in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, ja wer weiß, ob nicht manche Mittelmäßigkeiten und Plattheiten desselben einen noch viel spätern Ursprung haben.

Das wichtigste von allen diesen altdeutschen Dramen ist Faust, und obwohl wir längst, wie wir alle wissen, durch Goethe eine fast vollendete Bearbeitung der großen Sage besitzen, so ist es doch keineswegs überflüssig, zu betrachten, wie frühere Jahrhunderte diesen Stoff aufgefaßt haben.

Faust sitzt in seinem Studierzimmer bei einem großen Buche, und erklärt, er habe nunmehr sämmtliche Wissenschaften durchstudirt, aber es helfe ihm alles nichts. Er wolle sich deshalb aus Desperation auf die schwarze Kunst legen; die werde doch helfen. Da kommt von der linken Seite ein aufmunterndes Wort; aber von der rechten eine Ermahnung, ja bei dem Studium der Theologie zu bleiben. Faust erkennt gar bald, von wem die Stimmen kommen; aber er beharret bei seinem Vorsatze. Er tritt in den magischen Kreis und beginnt die Ci-

tation der Teufel. Sie kommen, und er thut an sie die bekannte Frage nach ihrer Schnelligkeit. Ihm genügt nicht, daß einer so rasch ist wie ein Vogel in der Luft, oder wie ein Pfeil, oder wie die Pest, sondern er wählt den, der so schnell ist, wie die Gedanken des Menschen.

Der Dichter hat genau gewußt, was er damit wollte, denn der in tieferen Sinne unbefriedigte Mensch, sollte er sich auch in tausend Fällen noch leidlich beschwichtigen können, wird doch stets bittern Haß empfinden gegen die hemmenden Schranken des Raumes. Er fühlt klar die Unendlichkeit des Geistigen in sich, aber auch die Enge und Armuth des irdischen Lebens; und, da er die Religion verschmäht, die allein Beruhigung und Eintracht in diesen Kampf zu bringen versteht, so würde er selbst das schlimmste Mittel nicht verschmähen, jene Schranken zu zerbrechen.

Man hat, wie bekannt, in neueren Zeiten jene Gedanken überbieten wollen, und Fausten den Teufel wählen lassen, der so schnell ist wie der Uebergang vom Guten zum Bösen. Dadurch aber ist der ganze Standpunkt verrückt, oder doch undeutlich geworden, von dem aus wir die Stimmung des Helden betrachten sollen.

Faust wird unterbrochen durch den Famulus Christoph Wagner, der sich ganz so zeigt, wie der Mythus ihn zeichnen muß: geleckt, geschniegelt, und die Eitelkeit des Herrn unbeholfen nachahmend.

Jetzt belebt sich die Scene auf eine lustige Weise, indem Kasperl in den öden Saal hinein tritt, und auf eine seltsame Weise seinem Unmuth Luft macht, daß es hier mit der Wirthschaft so schlecht bestellt sei. Er ist ein vacirender Bedienter, und sucht einen neuen Herrn, will sich aber erst durch Essen und Trinken stärken, und staunt sehr, als er durch Wagner erfährt, daß hier kein Wirthshaus sei, wo man für Geld Speise und Trank bekommen könne; zeigt jedoch auch bald sein mildes Gemüth, indem er erklärt, daß, wenn es nicht anders sein könne, er auch wohl ohne Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen sich bequemen wolle. Wagner lächelt überaus zart über den einfältigen ungelehrten Menschen, der doch so lustig ist, und da es bei ihm selbst nicht ganz ohne innere und äußere Langeweile abgehen kann, so wünscht er ihn als Diener beizubehalten. Aber der gründliche Kaspar fragt zuvörderst mit Recht, ob denn auch er selbst ein Herr sei, und da er erfährt, daß dem nicht also ist, versichert er, daß er höchstens bei Faust dienen wolle, der, als ein Doktor, doch ohne Zweifel ein ganz anderer Mann sein werde, wie das geschniegelte Wesen. Der Famulus läßt sich das gefallen.

Es kommt jetzt zum Contracte, der als Gegensatz zu dem bald darauf folgenden furchtbaren Vertrage zwischen Faust und Mephistopheles, nicht unbedeutend ist. Wagner bietet ihm jährlich zwanzig

Goldgülden Lohn, aber Kaspar meint, das sei zu wenig, und er könne sich nur einlassen, wenn man ihm sechs und dreißig Groschen jährlich bewillige. Wagner erwiedert, er thue sich ja selbst den höchsten Schaden, und ist gutmüthig genug, ihm nicht allein den Irrthum zu erklären, sondern ihm auch anzubieten: Zwanzig Gulden Lohn, und sechs und dreißig Groschen Trinkgeld. Kasparl aber verlangt mit der größten Entschiedenheit sechs und dreißig Groschen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld, und nun erst sind die Schwierigkeiten bei dem Antritt des neuen Amtes beseitigt. Ist hier nicht wirklich, bei aller anscheinenden Kinderei, tragische Ironie im Hintergrunde.

Als Kasparl allein ist, blättert er neugierig in Fausts magischem Buche, bemerkt aber leider mit Betrübniß, daß er es in der Kunst zu lesen zu keiner besondern Stärke gebracht habe. Er stößt einige rührende Klagen aus über das Unglück, nichts Sonderliches gelernt zu haben, entschuldigt sich aber mit dem Umstande, daß seine Großmutter, die ihn in der schweren Wissenschaft unterrichtet habe, bereits in seinem neunzehnten Jahre gestorben sei, so daß er viel zu früh und in noch zu zarter Jugend das Studium habe unterbrechen müssen, und unmöglich mit allen Buchstaben bekannt sein könne.

Endlich ist er doch so glücklich, ein paar recht wichtige und seltsame Wörter heraus zu buchstabiren;

und er sieht sich belehrt, daß wenn man die Teufel citiren wolle, man nur „Berlik" zu rufen habe; doch müsse man „Berluk" sagen, wenn sie wieder weg sollten. Die Sache gefällt ihm ungemein, und da er nun auch den magischen Kreis gefunden, den er anfangs für ein Schneidermaaß gehalten, so stellt er sich in denselben, und übt das eben erlernte Herrscherwort. Es geräth zum Bewundern, und eine Menge Teufel schweben zu ihm nieder. Die seltsame Wissenschaft oder vielmehr nur der Duft derselben hat auch auf ihn schon einigen Einfluß gehabt, und er erstaunt nicht sehr, sich mit einemmale in so befremdlicher, unheimlich peinlicher Gesellschaft zu sehen. Er findet das alles sehr natürlich, da er nun einmal die schweren Worte gefaßt hat. Er fragt die Teufel nach ihrem Namen, ihrem Alter, ihren Geschäften, und hat besonders seine Ergötzung mit einem freundlichen, kaum handhohen Teufelchen, das doch schon 889 Jahr alt ist, und giebt den Trost, es könne doch noch ein tüchtiger Kerl aus ihm werden, wenn es sich nur hübsch angreife. Endlich aber wird er völlig muthwillig und neckt und ärgert die Teufel auf mancherlei Weise; ja, von dem magischen Kreise beschützt, wagt er sogar zur Gemüthserheiterung einige der kleineren Teufel ein wenig zu schlagen. Und indem er schnellzüngig mit den beiden Wörtern wechselt, zwingt er sie zu eben so raschem Herauf- und Herunterfahren, so daß die ar-

men schwarzen Geisterchen fast ein Gegenstand des Bedauerns werden. – Es versteht sich indeß von selbst, daß am Schlusse des Akts doch auch er ein wenig geneckt wird; doch so daß wir für sein eigentliches Heil nicht sonderliche Ursache zu fürchten haben.

Jetzt kommt nun die Zeit, wo Faust sich näher mit dem Teufel einläßt, und die Bedingungen angiebt, unter denen er das Bündniß mit ihm abzuschließen bereit ist. Die ersten beziehen sich nur auf reine Eitelkeit, und auf die Besiegung des Raumes und der Zeit. Höchst wunderbar und tragischbedeutsam ist die Bedingung, daß der Vater der Lüge ihm auf jede Frage die Wahrheit sagen soll. Es wird ihm alles gewährt, und nun ist Faust bereit zu unterschreiben; aber, unbeholfen bei aller Wissenschaft, will er erst Dinte bringen lassen, worüber der Teufel lächelt und erklärt, dazu bedürfe es seines eigenen Blutes. So ritzt er ihm denn die Ader der Hand auf, und der Unglückliche bemerkt mit Erstaunen, daß das hervordringende Blut die Buchstaben H. F. bildet, welches er sehr richtig als den Zuruf seines Schutzgeistes: Homo fuge (Mensch, fliehe!) erklärt. Jetzt bemächtigt sich seiner ein unheimliches, ängstliches Gefühl, das sogar in körperliche Schwäche und halbe Ohnmacht übergeht. Die Nähe des Bösen bringt diese Empfindung nothwendig hervor, aber bei dem schon halb Verlorenen

auch nur diese durchaus unfruchtbare, körperliche Angst.

Mephistopheles ahndet die Nähe des Schutzgeistes, und muß auf einen Augenblick weichen. Jener schwebt herab, und warnt mild und freundlich den Schlafenden; aber es ist zu spät, denn mit der Kraft, die durch den Schlaf wieder gekehrt, ist auch der traurige Muth wieder da, sich mit der Hölle einzulassen. Die Unterschrift steht fest, der Teufel erscheint von neuem, und von der linken Seite her schwebt, wie in Schwefeldunst gehüllt, ein Rabe herab, nimmt das unglückliche Papier in den Schnabel, und fliegt damit zurück, um es dem Fürsten der Hölle, (hier Pluto genannt) zu überbringen.

So ist alles geschehen, was der Böse gewünscht, und wohl berechnet auf Fausts Gemüthsart, die um so schwächer ist, da er sie für überstark hielt.

Ich finde in alten Schriften, daß andere Bearbeitungen des Faust diese Scene sehr verschieden hatten. Faust muß auf eine furchtbare Weise der Gnade Gottes und dem Verdienste des Erlösers absagen, ein Verlangen, das, ausgesprochen, gar wenig Klugheit bei dem Teufel voraussetzt. Ferner darf in keinem Falle dergleichen auf eine Volksbühne gebracht werden, und wir stimmen deshalb vollkommen den berlinischen Geistlichen bei, die sich am Schlusse des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Darstellung dieser nur zu

heftig wirkenden Scene widersetzten, und deshalb eine eifrige Bitte an Friedrich III. ergehen ließen, die auch Philipp Jakob Spener unterschrieb.

Kehren wir zurücke zu unserm Faust, in welchem, wie wir erzählt haben, jene große Scene so einfach und besonnen angelegt und geordnet worden ist. Der Teufel hat nun die Hauptsache erreicht, die er erreichen wollte, und läßt sein Opfer nicht mehr zu Athem kommen. Der Dichter giebt uns hier abermals einen klaren und tiefen Gedanken. Faust, mit der ganzen Kraft der Hölle belehnt, weiß doch nichts anders mit ihr anzufangen, als, wie ein reisender Wunderdoktor, sich schnell an den Hof eines italienischen Herzogs zu versetzen, der so eben Hochzeit gehalten hat. Er will dort als ein Tausendkünstler angestaunt werden, und mit raffinirter Eitelkeit anfangs seinen Namen nicht sagen, um, wenn er, der schon jetzt berühmt ist, ihn endlich ausspricht, ganz im süßesten Lobesweihrauch wandeln zu können. Das ist alles was er jetzt will, und dafür hat er seine Seele hingegeben.

Nach so großem tragischen Ernst ist Kasperl, der nun die Scene wieder einnimmt, eine angenehme Erscheinung. Er klagt, es sei in diesem Hause doch nicht mehr auszuhalten, denn in jeder Ecke ließen sich Teufelchen sehen, aber er klagt nur scherzhaft, denn ihm macht doch die Sache Spaß, und mehr als Spaß will er nie. Er hat sich ziemlich eingelassen

mit den bösen Geistern, die ihm nur pikant-lustig erscheinen, und, da sie noch immer keineswegs seine Herren sind, so glaubt er ohne sonderliche Gefahr wagen zu dürfen, sie ein wenig zum Besten zu haben. Gefährlich im Allgemeinen bleibt ein solches Spiel allerdings immer, und das hat der Dichter auch angedeutet; doch durfte er als Dichter, nicht minder hinstellen, daß die Teufel denn doch auch . . . . dumm sind, und selbst von einer beschränkten aber gesunden Natur sich beherrschen lassen, wenn der beschränkt-behagliche Mensch nur nicht zu entschiedenen Bösen sich mit ihnen einläßt, und überhaupt nichts Böses will. Das Böse ist nämlich seiner ganzen Natur nach, traurig und düster, und schon um deswillen hat ein fröhlich scherzendes Gemüth weit weniger von ihm zu fürchten, als ein überernsthaftes und melancholisches. — Es wird Kasparn endlich eröffnet, daß sein neuer Herr ihn mit nach Welschland nehmen will, doch soll er nicht verrathen, wer sie seien.

Die Scene verwandelt sich in einen Vorsaal bei dem italienischen Herzoge. Ein Kammerdiener, mit dem vornehmen Namen Karlos, tritt auf, und hält einen in das Allgemeine hingehenden Monolog, wird aber plötzlich sehr erschreckt, durch die Erscheinung Kasparl's, der durch die Luft geflogen kommt. Karlos vermuthet mit Recht, daß eine Conversation mit einem Manne, der selbst der Luft zu gebieten vermag,

interessant sein müsse, und beginnt deshalb sogleich seine Anfragen. Kasparl, der, wie alle porösen Naturen nicht schweigen kann, versichert, daß er sehr wohl zu schweigen verstehe, und niemand von ihm heraus kriegen werde, daß er Kasparl heiße, aus Deutschland komme, u. s. w. und begreift die Seltsamkeit des Kammerdieners nicht, der ihn versichert, daß er es nun ja doch erfahren habe. Der Spaß ist rein natürlich und gut; aber sehr veraltet, woran jedoch der Verfasser des Faust nicht schuld ist, sondern einige funfzig Lust- und Schauspiele der neuesten Zeit, die Aehnliches haben.

Den Namen seines Herrn aber will er nun durchaus nicht sagen, läßt sich jedoch bewegen, ihn mimisch darzustellen, indem er dem Karlos die geballte Faust zeigt. Jetzt wird der Kammerdiener ungemein höflich, den von jenem deutschen Wundermann hat auch er schon gehört, und bittet den Kasperl ihm für ein gutes Trinkgeld, doch einige Proben von seiner Kunst zu geben, da er ohne Zweifel bei einem solchen Herrn Bedeutendes müsse gelernt haben. Kasparl, ohne alle Verlegenheit, fragt ihn, ob es ihm etwa gelegen sei, wenn er augenblicklich hier ein überaus großes Gewässer hinströmen lasse, das sie beide verschlinge, oder ein ungeheures Feuermeer herauf rufe, das sie beide verzehre. Der Kammerdiener geräth in die größte Angst und versichert, daß er keineswegs mit so großen Gedanken umgehe,

sondern mit einem guten, zierlichen Gesellschaftsstück schon zufrieden sei. Er wünschte nur etwas Neues zu sehen. Kasparl springt hüpfend und neckend um ihn herum, und fragt ihn alle Augenblicke, ob er noch nichts gesehen habe, und da Karlos verneint, so versichert er endlich ehrlich, daß er durchaus nichts gelernt habe, und nichts machen könne; und, wenn der Kammerdiener etwas sehen wolle, so müsse er es selber machen. Damit läuft er ab.

Es erscheint jetzt der Herzog mit seiner Gemahlin, die von einer Hofdame begleitet wird. Sie unterhalten sich sehr zierlich und feierlich von den Lustbarkeiten, welche zu Ehren ihrer Vermählung veranstaltet worden sind, und die Herzogin, da sie noch neue Feten vorschlagen soll, bittet sich endlich, die Ergötzlichkeit von neuem anzufrischen, ein Feuerwerk aus: worin wir abermals das siebzehnte Jahrhundert erkannt haben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchste aller menschlichen Lustbarkeiten zu gelten schienen. Der zärtliche Gemahl bewilligt dies billiger Weise augenblicklich; hört jedoch von seinem Kammerdiener, daß noch ganz neue Divertissements sich hoffen ließen, indem der weltberühmte Doktor Faust angekommen sei. Man schickt den Kaspar nach, doch dieser hat sich in der Angst versteckt, und ist nicht zu bewegen zurück zu kommen, da er überall Menschen fürchtet, welche Kunststücke von ihm verlangen, die er doch nun einmal nicht

machen

machen kann. Da wird der Herzog, dem, witzigerweise, der Dichter keinen Namen gegeben hat, einigermaßen böse, und, von sehr menschlicher Neugier getrieben, entäußert er sich auf einige Augenblicke seiner irdischen Hoheit, und setzt dem Kasperl selber nach.

Bald darauf tritt Faust ein, und wird von der allein zurückgebliebenen Herzogin mit Auszeichnung aufgenommen; leider aber durchaus nicht um seiner selbst willen, sondern abermals um der Kunststücke willen, die er machen kann und soll. Der Dichter hat diesen Gedanken nie ausgesprochen, wohl aber klar in Handlung gebracht.

Nur Faust ist so ganz in Eitelkeit ertränkt, daß er gar keinen Unterschied mehr zu machen scheint zwischen sich und den Kunststücken. Er zeigt sich steif und galant und hoch entzückt über die große Ehre, daß die Herzogin von ihm gehört hat, und ihn einen berühmten Mann nennt. Die Dame aber hat nicht sonderliche Lust, sich mit ihm selbst zu unterhalten, sondern geht sogleich zu der Frage über, ob er Geister citiren könne. Darauf ist ihr ganzer Sinn gerichtet, was bei einer Neuvermählten allerdings befremdlich und bedrohlich erscheinen könnte; es tröstet uns indessen, daß sie vorhin doch noch freundliche Theilnahme für das zu hoffende Feuerwerk gezeigt hat.

Faust bittet, sie möge nur befehlen, und sie ist auch nicht sparsam im Befehlen, sondern fordert nach einander die Erscheinung des Simson, des Goliath, des Salomon und der Judith, bei welcher letzteren der kunstreiche Doktor, außer dem Kopfe des Holofernes noch das ganze Assyrische Lager mit in den Kauf giebt, so wie er auch nicht vergißt, die Geschichte jedes einzelnen Erscheinenden nach besten Kräften mitzutheilen. Es thut ihm wohl sich reden zu hören, und vollends hier zu der zwar annonymen, doch überaus hohen Dame.

Sei's durch Reflexion, oder sei es durch allgemein poetischen Takt; genug der Dichter hätte kaum zweckmäßigere Personen erscheinen lassen können, als diese oben genannten, die man in gewisser Hinsicht wohl etwas anbrüchig nennen kann, da sie durch geistige oder körperliche Ueberkraft, die stille heilige Andacht des Gemüthes in sich störten. Bei Simson und Goliath versteht sich das von selbst, doch daß der kleine David mit erscheint, halte ich für einen spätern Zusatz.— Bei der Judith ist die mangelnde Weiblichkeit und Liebenswürdigkeit zu Erklärung des Räthsels hinreichend, so wie beim Salomon die Erinnerung an manches gar seltsame Wort, was dem weisen Manne entfallen ist, und an einige auch in späteren Zeiten noch sehr gelesene und gefeierte Kirchenväter, die dem in Glück und Klugheit fast auf-

gelösten Könige die — Seligkeit absprechen, ein Urtheil das auch die alt katholische Kirche sanktionirt hat.

Die Dame ist über alle Maaßen zufrieden mit so ausgezeichneten Beweisen von wohlerlernter schwarzer Kunst, und wünscht, ihn sogleich ihrem Gemahl als den viel berühmten Deutschen Doktor vorzustellen. Faust aber bittet, es nicht zu thun, sondern ihn noch unerkannt sein zu lassen. Er wolle dann auch bei Tische ganz absonderliche Kunststücke machen, und es sollten zum Beispiel plötzlich die Gläser an einander hüpfend klingen, und kein Mensch rathen können, wie das möglich sei. Dann werde man doppelt erstaunen, wenn es endlich heiße, der Doktor Faust sei unter ihnen, und habe alles das Große verrichtet. Der eben noch den Geist Salomons vor sich sah, und die ganze Geschichte desselben mittheilte, hat jetzt schon Raum für kindische Albernheiten, denn der Eitelkeit ist alles recht, das Große wie das Kleine, wenn nur der Weihrauch nicht fehlt.

Aber die ganze Herrlichkeit nimmt ein baldiges und klägliches Ende. Als Faust der Einladung zum Mittagsmahl folgen will, verrennt ihm plötzlich der böse Feind den Weg, und meldet ihm, fast wie ein guter Freund, daß bei diesem Gastmahl, auf das er sich so gefreut, ein Giftbecher auf ihn warte, so

daß dem Helden nichts weiter übrig bleibt, als nach einigen Hin- und Herreden mit Mephistopheles davon zu flieh'n und zu fliegen.

Es drängen sich hier einige zweifelnde Gedanken auf, die jedoch alle etwas Interessantes und ironisch Tragisches haben. Zuvörderst: Warum ist der Herzog so sehr böse auf den armen Doktor? und wie kann er, auch beim höchsten Zorne, seine Zuflucht zu solch einem Mittel nehmen wollen?

Misgönnt er dem Faust die Audienz bei der Gemahlin? Fürchtet er wunderlicher Weise wohl gar, daß dessen berühmter Name sie bethören werde? oder hält er ihn jetzt mit einemmale für einen hoshaften Zauberer, gegen den ihm jedes Mittel erlaubt dünkt, um die Welt nur so schnell als möglich von dem Ungethüm zu befreien? oder ist er gar eifersichtig? oder ist er bloß im Allgemeinen tyrannisch launenhaft, daß er so plötzlich den Mann morden will, dessen Bedienten er noch so eben nachlief? Der Dichter hat ohne Zweifel alle diese Fragen vorher gesehen, aber nicht für gut gefunden, sie mit deutlichen Worten zu lösen. Das Beste scheint uns deshalb, anzunehmen, der italienische Herr sei allerdings ein unsittlich hypochondrischer Mann, und der Dichter habe sich nicht gescheuet, ihn in der Wahl der Mittel boshaft erscheinen zu lassen, da ja obendrein die Scene

in Welschland ist, wo insonderheit die früheren Deutschen Gift und Dolch genugsam hatten kennen lernen.

Noch könnte man hier fragen: Ist nicht das Ganze ein vom Teufel ersonnenes Märchen? Aber ich antworte schnell und sicher darauf mit einem bestimmten Nein; denn wir sollen in keinem Falle den wahrhaft tragischen Gedanken verlieren, daß der des Mannes Leib retten will, und wirklich rettet, der die Seele auf ewig verderbt hat.

Jetzt ist der arme Kaspar in dem unheimlichen Welschland ganz allein. Er jammert und klagt auf die rührendste und lustigste Weise, und um nur schnell dem traurigen Gefühl der Einsamkeit zu entgehen, citirt er einen — Teufel. Es erscheint ein überaus kleiner, zierlicher und weichherziger — böser Geist, den Kaspar fast freudeweinend und zärtlich umarmt.

Selbst der Teufel scheint gerührt, verspricht, ihn schnell nach Deutschland zu schaffen, und räth ihm sich dort um die Stelle eines Nachtwächters zu bewerben. Kaspar dankt ihm herzlich für das ehrende Zutrauen, versichert aber viel zu bescheiden, er könne nicht singen, und schöpft Trost aus der Antwort, daß man in Deutschland die Nachtwächter nicht zu zwingen pflege, besser zu singen als sie vermöchten. Er wiederholt sich die entscheidende Antwort, um sie

ganz zu fassen, und läßt sich dann das Fuhrwerk vorführen, das der kleine böse Feind für ihn bestimmt hat. Es ist eine Art von Sopha, und auf demselben ruht ein schönes junges Frauenzimmer, von welcher der erstaunte Kaspar erfährt, es sei seine Schwester. Die Sache ist ihm interessant, aber er will doch nicht mit der Dame fahren. Es erscheint ein zweites Sopha, auf welchem abermals ein Frauenzimmer liegt, bei deren Anblick Kaspar ausruft: „Pots Tausend! die gefällt mir noch besser." Ich gestehe, daß ich wirklich erschrack, als ich des kleinen Mannes Antwort hörte, das sei seine Großmutter, denn mich jammerte herzlich, daß die arme Frau, die ohne Zweifel bei Kaspars Erziehung, und der schweren Anweisung zum Lesen, ohne alle neuere Methode, viel Mühe gehabt haben muß, nun in der Hölle schmachten soll. Aber Kaspar wundert sich nicht sonderlich, ja er scheint es ihr fast zu gönnen, obwohl er es nicht ausspricht, da er sich vielleicht der qualvollen Stunden erinnert, in der ihn die Frau zu der gefährlichen Wissenschaft leiten wollte. Genug, Kaspar hat Gesellschaft gewünscht; aber diese ist ihm doch nicht recht, und er besteigt zuletzt einsam das seltsame Fuhrwerk, das ihm das schwarze Wesen vorführt.

Sie sehen, theure Freundin, die ganze Scene ist mit großem Muthwillen behandelt, und das wäre

gar schön, denn außer dem ächten Ernst, liebe ich nichts so sehr als den frischflatterndern Humor. Dennoch kann ich eines nicht billigen: — der Teufel, der denn doch in jedem Falle streben muß, Kasparn, den er schon zur Hälfte hat, ganz zu besitzen, giebt ihm hier offenbar einen guten Rath, indem er ihn zur bürgerlichen Thätigkeit ermahnt, durch die er allein gerettet wird. Einen guten Rath aber kann der Teufel nie geben, und der Dichter darf auch im höchsten Muthwillen dessen Natur nicht vergessen.

Mir ist deshalb wahrscheinlich, daß hier eine fremde Feder gewaltet hat, und daß in irgend einer früheren Handschrift, Kaspar diesen guten Plan selbst faßt, da ihm das unheimliche Getreibe seines Herrn bald genug gefährlich scheinen mußte. Ein beschränkt lustiger Mensch wie Kaspar, sieht von der Sünde wenigstens das Finstere, und da ihm das zuwider ist, so schickt er sich zu einer gewissen Gattung von halbschieriger Solidität an, bei der sich doch eher einiger Spaß hoffen läßt.

Rasch ist die Zeit, und die Jahre verrinnen wie Wolkennebel. So sind auch die dahin gegangen, die Faust sich in dem traurigen Bündnisse bedingen durfte, und so sehen wir ihn zu Anfange des Aktes matt und traurig und in sich gekehrt. Wir

finden ihn in Deutschland, und in einer stattlich und freundlich aussehenden Stadt; aber auch das liebe Vaterland kann den nicht erfrischen, der mit sich selbst zerfallen ist. Er bereut; aber auch seine Reue ist dunkel und unzulänglich, doch hinreichend um den Teufel zu beunruhigen. Er tritt zu ihm, und fragt gleichsam mit sanftem Vorwurf, warum er sich denn jetzt gar keine Freuden und Herrlichkeiten mehr ausbitte; bei der Trübseligkeit komme doch nichts heraus. Faust verweigert jede äußerliche Ergötzung, sondern erinnert ihn an jenen Punkt des Kontraktes, ihm stets die Wahrheit zu sagen, und thut dann die große Frage: „Kann ich noch zu Gott kommen?" an den Teufel, der, scheu und zitternd sich so gefragt zu sehen, endlich ein leises: „Ich weiß nicht" hervorstammelt. Faust wiederholt die Frage, und der Befragte flieht zitternd vor der Strafe seines Ober-Herrn (Pluto) wenn sich die Seele des schon verloren geachteten dennoch von ihm losreißen sollte.

Faust kniet im Gebet nieder, und fast könnte man wagen, wieder für ihn zu hoffen, als plötzlich der Teufel in Gesellschaft einer ausnehmend schönen und reichgekleideten Dame zurückkehrt. Es sei, so läßt er sich vernehmen, die schöne Helena, die er ihm zuführe als Eigenthum; und Faust, der anfangs nicht hören will, unterbricht endlich sein Gebet mit

den thörichten Worten: „Nun, ansehen kann ich sie ja wohl.“ Aber im Ansehen entzündet sich die verworrene Seele von neuem, und er führt die schöne Gestalt ab, unter dem Hohngelächter des Feindes, dessen Beute er auf immer ist. Bald kehrt er zurück, verzweifelnd, daß die Schöne, als er sie an seine Brust drücken wollte, sich in eine gräuliche Furie verwandelt habe.

Man könnte fragen: Ist Faust nicht zu schwach hier geschildert worden? — Allerdings kann es beim ersten Blicke so scheinen; bei näherem Anschauen nicht. Die schönste aller lebenden Jungfrauen der Stadt hätte ihm der böse Geist ohne Gefahr versprechen können; er wäre ungerührt geblieben; aber Helena! die berühmteste aller Frauen Griechenlands, um derentwillen ein zehnjähriger Krieg geführt wurde, und von der er, der gelehrte Mann, hundertmal im Homer gelesen und im großen Hörsaal deklamirt hat, — die reizt die Neugier, die Wißbegierde sogar, und — die Eitelkeit. Und er will sie ja nur ansehen! — ach, es ist alles in der Ordnung, und der Dichter hat recht wohl gewußt, was er damit wollte.

Jetzt ist alle Hoffnung für ihn verloren, und um ihn und in ihm wird es immer dunkler. Es schlägt neun Uhr, und eine sehr ernsthafte Stimme

von oben her, ruft ihm in lateinischer Sprache zu: „Bereite dich.“ Er fühlt die Bedeutung des Wortes zitternd nach, und im irren Halbgebete verliert er sich im Hintergrund.

Da erhebt sich plötzlich, ungeseh'n, aber wohl gehört, im Innern eines vorstehenden Hauses, eine Scene, die recht eigentlich aus der Welt heraus genommen ist, die sich, als Gegensatz der wahren, die wirkliche nennt. Wir vernehmen die wohlbekannte Stimme Kaspars, der, des Herumschwelfens müde, sich in dieser Stadt niedergelassen, und in der That den Nachtwächterdienst, leider aber auch eine böse, überaus zänkische Frau bekommen hat. Obwohl es erst neun Uhr ist, so hat sie sich doch bereits zur Ruhe begeben, und es ist ihr zuwider, dem lieben Mann die Laterne anzuzünden, die er doch bei seinem Berufe nöthig hat. Kaspar erscheint endlich, ruft die Stunde ab, und singt ein Lied, das uns wenigstens hinlänglich zeigt, es habe aller Zank mit der verdrießlichen Ehefrau doch nicht sonderlich gewirkt auf seine Heiterkeit, was allerdings viel sagen will. Er ist immer noch der Alte, und will nichts zu schaffen haben mit dem Ernst des Lebens.

Als er abgegangen, kehrt sein unglücklicher Herr auf die Bühne zurück, und unter seiner wachsenden Verzweiflung tönt die unbekannte Stimme

von neuem in lateinischer Sprache: „Du bist angeklagt.“ — Ach, meine Freundin, das Wort kann ja selbst den guten Menschen schrecken, denn wie so manches Fehlers, wie so manches Vergehens, ist auch der sich bewußt; und wenn wir uns nun denken, daß jede sündige Stunde, gleichsam lebendig geworden, jetzt die Anklage erhebt vor Gottes Thron, so darf ja auch wohl der Gerechte fürchten. Doch, wohl uns, wir wissen dann, an Wen wir uns zu halten haben, und daß unser Glaube dann, wie ein heiliges geflügeltes Kind, empor schweben wird zum Thron des ewigen Vaters, demüthig und still flehend um Gnade, da, wo allein Gnade zu bitten ist, und wie dann tröstend das Wort der Verheißung sich erfüllen wird. — Nicht so Faust — Er hat in allem entsagt, was Trost bieten kann, und so steht er nun schauderhaft und einsam und verlassen da, hingegeben an das Verderben, das er selbst auf sich herauf gerufen.

Es schlägt zehn Uhr, und Kaspar beginnt abermals den lustigen Streit mit seiner unlieben Frau, aber er ist diesmal gefährlicher, denn der Frau kommt jetzt noch ein Etwas zu Hülfe, das jetzt mit einer entsetzlichen Baßstimme ausruft: „Mutter der Vater stört mich immer im Schlafe.“ Da erschrickt selbst Käsperle und bittet demüthig die Mutter, doch ja dem Kinde einen guten Hirsebrei zu be-

reiten, damit es ihm, dem Vater, nur vergebe. So hat der arme Mann sogar zwei Herren, die Frau und das Kind, und wir könnten ihn fast bedauern, wenn er es uns nicht sogleich unmöglich machte durch neu hervorströhmende Lustigkeit, die bei ihm unantastbar ist. Ein wenig Strafe aber durfte ihm der Dichter nicht erlassen; denn wer sich so lange mit den Teufeln geneckt hat, muß billig erfahren, daß man auch das nicht ohne Gefahr vermöge.

Er singt abermals die Stunde ab, die seinen Herrn der Hölle näher bringt; und, da er abgegangen, erscheint von neuem der Unglückliche, der nun die dunkle Stimme rufen hören muß: „Du bist gerichtet." — So ist also kein Rückgang mehr möglich, denn das Urtheil ist gefällt, und, wenn auch nicht ausgesprochen, doch dem ahndenden Geiste völlig klar. Jetzt erscheint abermals Kasperl, um die eilfte Stunde abzurufen, die schon angeschlagen, und stößt in der Dunkelheit der Nacht auf den verzweifelnden Herrn.

Als ich vor dreizehn Jahren das Stück zum erstenmale sah, warf ich mir während des ganzen letzten Aktes die Frage auf: Wird der Dichter den Faust und Kasparle im letzten Akt zusammen kommen lassen? Ich zweifelte, da allerdings ein gehei-

mer Schauder in dem Gedanken liegt, daß der lustige Bediente dem armen Herrn die Stunden der Nacht zusingt, ohne ihn zu sehen; oder ich erwartete wenigstens, daß wenn sie sich erkennen würden, dieses Zusammentreten nur ein augenblickliches und wortloses sein werde, da allerdings jedes pathetische Wort hier unangenehm und ungenügend sein dürfte.

Der altdeutsche Dichter hat sich vor dem allen nicht gescheuet, sondern ganz gelassen die Sache auf seine Weise angegriffen. Kaspar schreit laut auf, als er den Herrn wieder sieht; nimmt sich aber durchaus nicht Zeit zu tragischen Gefühlen, die ohnehin seine Sache nie gewesen sind, sondern, des bedingenden Lebensdranges sogleich gedenkend, fordert er — den rückständigen Lohn für drei Monate.

Die Forderung hat ihre völlige Richtigkeit, und ist deshalb wichtig, weil sie uns nochmals deutlich macht, wie so über alle Maaßen wenig der arme Eitle von der entsetzlichen Verbindung mit dem Bösen gehabt hat. An Geld hat er gar nicht gedacht, und, wenn wir ihn auch tadeln müssen, daß er sogar des Dieners vergessen hat, so rührt uns doch der Gedanke, daß er, ausgerüstet mit der ganzen Macht der Hölle, die ja des Goldes so viel hat, dennoch niemals durch Habsucht geleitet wurde.

Wie gesagt, Faust erkennt die Schuld an, aber, ganz verloren, sucht er sich jetzt noch durch eine überaus unbeholfene List, gleichsam die letzte Convulsion der Verzweiflung, zu retten. Er bittet Kasparn um dessen Kleider, wofür er ihm die seinigen zu geben verspricht, und will ihm weiß machen, das sei nöthig, um den Weg nach dem Gelde thun zu können. Er spricht in der Angst reinen Unsinn, und Kaspar merkt auch sogleich, daß er ihn betriegen, und dem Teufel Gelegenheit geben will, sich zu irren, und den Diener statt des Herrn abzuholen.

So ist denn auch der letzte Plan gescheitert, sich von dem Bösen zu befreien. Eine Stimme ruft: „Du bist auf ewig verdammt," und nach einem kurzen verzweifelnden Monologe in gereimten Versen, fällt der Arme in die Gewalt der finstern Welt, die er selbst freventlich in das heitere Leben herauf gerufen hat.

Kaspar erscheint von neuem, um die Mitternachtstunde abzurufen, und fühlt sehr sinnlich, daß eine Macht der Hölle hier gewesen ist; läßt aber, wie die rein personificirte Posse, die ganze Sache durchaus nicht wirken auf sein Herz. Er ist sicher, da er ja in seinem Berufe ist, und auf den Berufswegen dem Menschen eigentlich nie etwas Böses

begegnen kann; und, gefühllos-lustig, wie er nun einmal ist, bedauert er bloß, daß er diese gute Gelegenheit versäumt habe, einen Gruß an seine Großmutter aufzutragen. Sonst ficht ihn die Sache durchaus nicht an, sondern er singt sein fröhlich Lied wie sonst.

Hier endigt sich das Stück, denn die Neckereien, die Kaspar jetzt noch mit halb verirrten Teufeln sich erlaubt, halte ich mit Entschiedenheit für einen spätern Zusatz, der sehr unnütz und störend ist.

Soll ich nun, meine theure Freundin, noch etwas hinzusetzen? Höchstens das Wenige: Es sind die Anfänge unserer dramatischen Kunst, aber schon in ihnen waltet viel Sinnlichkeit, Besonnenheit, und eine Ahndung von Poesie. Ach, wären wir doch so fortgeschritten! — es wäre wohl besser als das seicht-kokette Wesen, das uns so häufig im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert begegnet.

Aber ich will nicht mit dem trüben Gefühle schließen, sondern wir wollen uns freuen, daß der Sinn und die Achtung für die vaterländische Alterthümlichkeit, doch jetzt mehr als sonst bei dem Deutschen vorhanden ist. Rühren uns doch die Trümmer eines alten stattlichen gothischen Gebäudes, und

uns sollte nicht rühren, was einst sinnige Dichter erfanden, und was einst unsre lieben Urgroßväter erfreute? Das sei ferne, und wird ewig fern bleiben.

Gott sei mit uns allen, und gebe unserm Herzen stets Erhebung, Klarheit und Frieden.

III.

Einige Worte

über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton.

Eine sehr geistreiche Frau unterbrach neulich das Lob, welches ich mit großer Freudigkeit über die lieben Deutschen aussprach, durch die Bemerkung, daß zwar unser Volk im Allgemeinen einen hohen Ruhm verdiene, doch auch noch manches zu lernen habe; ganz besonders aber den Ton und Geist der Gesellschaft. Da mir nun nicht leicht etwas betrübter ist, als von den guten Landsleuten etwas Betrübtes zugeben zu müssen, die Wahrheit aber sich nicht unterschlagen läßt, so fand ich, außer einigen leisen Gegenbemerkungen, keinen andern Ausweg, als die Hoffnung hinzustellen, es werde auch darin bald besser werden.

Und wahrlich es muß besser werden, eben weil es nicht länger so dauern kann, wie es meistens bisher getrieben wurde. Wir haben eine große Menge dicke Bücher über Gesellschaft und Umgang; aber diese haben eben die Sache noch mehr verdorben, indem sie die Langweiligkeit in ein System brachten, und hochmüthig für Kurzweil ausgaben. Es finden

sich Spuren, daß es ehedem besser gewesen ist, z. B. zu Hans Sachsens Zeiten, wo man den Muth hatte, auch in Gesellschaft frische Späße flattern, und mit tüchtigem Ernst abwechseln zu lassen. Auch zu Opitzens Zeiten scheint es bei allem äußern Elend noch fröhlicher gewesen zu sein. Wie ist es nun meistens jetzt?

Ihr tretet in einen wohl erleuchteten Saal, und gleich zu Anfang faßt euch das Bedauern mit der Wirthin, deren etwas erhitztes, doch freundliches Gesicht euch verkündet, sie habe 10 Stunden lang für etwa 5 Stunden der Gesellschaft gebohnt, gestriegelt, geblasen: oder vielmehr, was ganz einerlei ist, bohnen und striegeln und blasen lassen; wobei die wackere Hausfrau mit unter einige bedenkliche Reden über das Gesinde, und dessen träge Beschaulichkeit mußte fliegen lassen.

Auch jetzt ist die Arbeit noch nicht ganz vollendet, und sie geht fast zu oft hinaus, denn leider darf man — wir wollen das Entsetzliche nicht verhüllen — unter sechs Theemaschinen auf beinahe fünfe rechnen, deren Spiritusflamme nicht recht brennen will. Endlich wird die Sache durchgesetzt; aber es findet sich doch schon einige Erschöpfung bei der Frau ein, und sie kann nicht so schnell zur Societäts-Poesie gelangen. Der Wirth selbst ist gelassener, und denkt,

es werde sich schon geben; aber es giebt sich manches nicht, und was die Frau zu viel thut, thut er zu wenig. Späterhin kommen bei ihm auch wohl schon die Sorgen für den morgenden Tag, wo doppelt gearbeitet werden muß, weil heute gefeiert wird. Sind Kinder da, so legen sie sich entweder auf ungeniale Ungenirtheit, oder machen einige Kunststücke, oder sie sitzen verschüchtert in unbequemem, gesteiftem Putz ängstlich bedenklich flüsternd, und mit heiß geschwellten Gesichtern da.

Betrachtet jetzt die übrige Gesellschaft. Hier dürfen wir Deutschen mit Stolz sagen, daß oft in einem mäßigen Zimmer eine so herrliche Fülle von Geist versammelt sei, daß vielleicht schon ein Zwölftel desselben völlig hinreichend wäre, eine Gesellschaft zu entzünden und zu erfrischen. Wenn ihr die talentreichen Männer nur anseht, so erwartet ihr, es werden nun sogleich die Leuchtkugeln des Witzes aufsteigen, und der Strom des Humors sich Bahn brechen; allein ihr wartet sehr oft vergeblich, es steigt eben nichts auf und es bricht sich eben nichts Bahn. Es erheben sich einige exoterische Gespräche, von denen manche nur durch die Pflichtmäßigkeit gehalten werden, da man bloß mit blanken Rechenpfennigen sich gegenseitig bezahlt: während doch das ächte Gold wirklich vorhanden ist.

Freilich hat man gesehen, daß ein wahrhaft geistreicher, witziger und humoristischer Kopf oft gar großes Unheil in der Gesellschaft anrichten kann, denn die Current-Menschen sehen ihn wie verblüfft, und widerwillig an, und können sich nicht zur Freude an ihm entschließen. Hat etwa das die Trefflichen verschüchtert, daß sie ihre Phantasie und Laune jetzt oft nur noch aufbewahren für das Druckpapier und das Kopfkissen, oder — für eine einzige Freundin, oder einen einzigen Freund? Das sollte doch nicht.

Ferner wißt ihr oft nicht zu fragen und nicht Gespräche zu führen. Ihr fragt entweder querfeldein, oder zu viel, oder zu wenig, oder um selbst zu antworten; denn gewöhnlich (und das ists, warum manche nicht Gespräche zu führen wissen) gebt ihr nicht sonderlich Achtung auf das, was der andere sagt, sondern denkt, während ihr ihn finster anseht, schon an das, was ihr antworten wollt. Dabei bringt ihr dann gewöhnlich einige Sätze und Einfälle an, die ihr etwa vor drittehalb Jahren fandet, und wie Gelee aufbewahrtet, um sie gelegentlich anzubringen; aber ihr vergeßt, daß eine gesuchte Gelegenheit keine ist, und daß der Witz seinen Geburtsschein mitbringt, der unverkennbar zu lesen ist. Warum hascht und ringt ihr auch so nach Witz? der reine Humor und reine Scherz ist tiefer und köstlicher, und steht dem Deutschen besser.

Man hat oft darüber gespottet, daß ihr eure Titel mit in die Gesellschaft bringt; ich spotte darüber nicht, sondern meine, daß das, wenn auch zuweilen drückend, mitunter doch gar wohl erlaubt sei, wenn man nur dem Titel entspricht. Ich liebe es, und finde es recht interessant, wenn der Geheimrath spricht gerade wie ein Geheimrath; der Prediger wie ein Prediger. Die Offiziere thun das fast immer, wie es auch recht und billig ist, und schon darum gehören sie zu den besten Gesellschaftern. Aber ihr Schriftsteller, die Ihr, seit der französischen Revolution, alle Stände verwirren, und alle Staatsformen versanden wolltet, Ihr, die Ihr die gesellschaftliche Leichtigkeit ganz weg zu haben glaubt, bringt Ihr nicht wirkliche Titel und Ansprüche mit in die Societät? ist es nicht auf eurer Stirn zu lesen: Seht, lieben Kinder, ich bin der Verfasser des Romans: „Die Morgenröthe," des Trauerspiels „das Schicksal" und des Familiengemäldes, „das Tischlaken," „und Ihr könnt in der Olmützer Litteratur-Zeitung nachlesen, daß ich besondere Gaben habe." Aber, du Guter, warum wendest du diese Gaben nicht an, die Gesellschaft zu erquicken? Es will verlauten, du thust das nicht, und spinnest dich ein in deine Eitelkeit, wie ein Seidenwurm in sein Gespinnst.

Einige, die sich früh haben sagen lassen, welch eine vortreffliche Sache ein entschiedener Charakter

sei, überbieten diese Tugend, und werden fast ein wenig — gröblich bei dem Widerspruch. Sie bringen einen gewissen Pechfackeldampf mit, der eben nicht angenehm duftet und weht, weshalb wir uns auch nicht lange bei ihnen aufhalten wollen.

Gewisser Gesprächsstoff ist verpönt, mancher mit Unrecht. Warum soll man gar nicht vom Wetter reden? Gutes ist doch gewiß Soldaten, Aerzten, Kranken u. s. w. lieb genug. — Daß man behauptet hat, über Politik sollte man nicht sprechen, könnte mich fast böse machen, wenn ich mir nicht fest vorgenommen hätte, gelassen zu sagen, sie gebe ein gar treffliches Gespräch, vorzüglich wenn die Sprechenden wissen, was Politik ist. —

Das Theater lieb ich ungemein; aber manche Gespräche über dasselbe nicht besonders, denn mich will bedünken, als hätte ich sie schon zu widerholten Malen wiederholen hören. Einige von Euch treiben besonders dieses Gespräch mit ausgezeichneter Heftigkeit, und können sich ordentlich grämen, wenn der sonst so brave Schauspieler Celebes den Charakter des Abellino nicht genugsam entwickelt hat. Ich bin darin viel milder, und schlage nicht besondern Lärm, wenn der treffliche Mann auch einmal schon bei der Hälfte des Weges es hat gut sein lassen.

Ueber die deutsche Litteratur höre ich besonders Frauen gern, denn sie haben doch gewöhnlich den Muth zu sagen, wie ihnen ums Herz ist; von manchen Männern geht die Sage, sie sprechen nur mit mechanischer Zungenfertigkeit und pflügten mit fremden Kälbern ein Land, was schon früher besser gepflügt ist. Wäre es nicht zweckdienlicher, Ihr ließet das mechanische Reden, und fragtet Euch gelegentlich einmal selbst: „Wie meinst denn Du es eigentlich?“ Ihr werdet Euch wundern, wie viel schöne Antworten Ihr selbst habt.

Könnt Ihr Anekdoten gut erzählen, so erzählt sie ja; doch, glaube ich, sind zwölf an einem Abende vollkommen genug. Seid auch so gut, und gebt uns (es verschlägt ja nichts) bloß deutsche Anekdoten, sie sind in jedem Falle anziehender. Von der Frau von Maintenon, und der Marquise Pompadour, so wie von Fontenelle und Voltaire haben wir bereits hinlängliche Kunde vernommen, und es ist eben nicht weiter nöthig, die etwas unerquicklichen, und durch vieles Besprochen werden, fast zersprochenen Leute noch weiter zu berühren. Laßt sie ruhen: sie sind wahrhaftig todt, recht sehr todt — Ueberhaupt vergeßt um Gotteswillen nie, daß alles Franzosenthum in Deutschland nichts ist, als unerquicklich prunkende Fratzenhaftigkeit.

Einige unter Euch, ihr Lieben, können mich recht betrüben, weil es ihnen so leicht sein würde zu erfreuen. Sie wollen aber durchaus noch besser sein, als gut, und unendlich geistreicher, als geistreich. — Was indeß aus solchem Bestreben wird, ist leicht zu erachten, da man recht wohl weiß, daß Marino und Loredano keineswegs besser geworden sind als Tasso, den sie überfliegeln wollten. Selbst Tasso, wenn ihm Tasso nicht genug wäre, könnte unangenehm werden.

Manche — doch fast genug für die „Einige Worte“ Ich habe nur einmal, und zwar im Fluge, recht von Herzen reden wollen, was ich noch hie und da vermisse. Aber das will und muß ich noch recht eindringlich sagen, daß ich bei gewissem Tadel auch an mich gedacht habe, wie das jeder, der sich nicht verhätscheln mag, beim Tadel soll. Ferner, und das ist die schöne Hauptsache, trifft der Tadel keineswegs Alle; denn wahrlich: Neben jenem nicht seltenen Nichttalent der Gesellschaftskunst, trifft man doch gerade in Deutschland einige wahrhafte Meister derselben, ja solche, von denen alle übrigen Völker lernen können.

Schwer scheint überhaupt diese Kunst nicht, und man soll sie nur freundlich und gemüthlich lernen wollen. Man könnte etwa so sagen: Habt die Güte,

ihr Guten, euch untereinander einigermaßen, oder besser recht ordentlich zu lieben; denn, abgerechnet, daß überhaupt das ganze, schöne kurze Leben zu schön und kurz ist, um sich einander ohne Noth Langeweile machen zu wollen, ist jene Liebe gerade das, was die Gesellschaftskunst zu etwas Rechten macht; denn ohne sie ist sie weit weniger als Garnichts.

Habt ihr euch nun untereinander lieb, und seht ihr euch in Gesellschaft, so gebt Euch wahrhaft hin, und zwar aus Euch das Beste, das Gute und das Klare. Dabei hetzt Euch aber ja nicht, sondern laßt den Augenblick walten, und nebstbei auch — den Andern zum Worte kommen.

Des letztern gedenkt jetzt der Verfasser; meint aber, es spreche sich wohl noch einmal über den gar nicht uninteressanten Gegenstand.

So schrieb ich bereits im Frühling des Jahrs 1814, und jetzt, nachdem fast vier Jahre seitdem verflossen sind, setze ich noch Folgendes hinzu:

Es trifft sich wohl, lieber Leser, daß Titus recht fröhlich in eine Gesellschaft tritt, und die Art, wie er sich mit dem Wirth und der Wirthin, mit den

Männern und Frauen unterhält, ist leicht und angenehm und nicht ohne Geist. Kaum aber ist etwa eine Stunde verflossen, so wird er matt, und fast abgestanden; sehnt sich zurück nach dem eigenen Sopha, nach dem Schlafrock, in dem ihm so wohl ist, und nach seiner Büchersammlung, die allerdings viel Gutes enthält. Der Fond seiner Menschenliebe und seines Geselligkeitstalents ist zu bald erschöpft, und er wird sich bemühen müssen, denselben zu bereichern und zu befestigen, denn es ist nicht genug, von sieben bis acht Uhr angenehm zu sein, sondern man will von acht bis neun auch etwas haben.

Mit dem Marcus bin ich in mancher Hinsicht sehr zufrieden, denn er hat einigen Geist, Gemüth und Frömmigkeit. Aber es ist nur ein Unglück, daß ihm der Wirth nicht immer den genügenden — Mondschein, Nachtigallengesang und Maiblüthenduft zusammen bitten kann. Unter lauter Engeln wäre er gewiß einer der besten; doch würde ihn der Erzengel Michael höchstens zum Lobsänger brauchen können, wenn der Drache schon erlegt worden ist. Ich bin nicht grausam genug, ihm zu rathen auf einige Zeit unter die Zigeuner zu gehen, da deren derbe Lebensromantik allerdings nicht nachahmungswürdig ist, aber eine Reise von etwa dreihundert Meilen mit der gewöhnlichen Post durch Schnee und Eis könnte dem guten Menschen wohl thun, damit er auch ein guter Mann werde.

Cornelius ist gründlich und wacker, aber offenbar zu ernsthaft und vergißt, daß der Mensch nicht immer auf dem Lebenskothurn aushalten könne, und daß die Gesellschaft auch dem freundlichen Lebenssoccus einen guten Spielraum vergönne. Er ängstigt die Damen durch ein stetes Beginnen von Paragraph eins, und die Männer durch Beziehungen auf Pythagoras und Hindeutung auf Indische Philosophie. Cornelius ist ein sehr achtungswerther Mann, aber mit der Liebenswürdigkeit will es nicht recht fort, ihm könnte sehr wohl werden, wenn er große rein menschliche Schmerzen zu leiden bekäme, ganz besonders wäre es zu wünschen, wenn er sich über alle Maaßen verliebte und zwar eine geraume Weile höchst unglücklich, wenn auch nicht gerade in eine Turandot doch wenigstens in eine gemüthlos kalte zierlich spröde Rosalinde. (S. Romeo und Julie.) Hätte er dann etwa ein Jahr lang geseufzt, geweint, gedichtet und geblutet, so würde er sich zur neuen ächten und liebenswürdigen Kraft aufraffen und das Geschick gnädig genug finden, ihm eine liebe herrliche Julie Capulet zu senden, die dann seine Bildung vollendete.

Caspar hat Witz und Laune genug; aber leider weiß er zu sehr darum und es hat sich bereits sein Gesicht in launige und witzige Falten gelegt, so daß er mitunter fast aussieht wie einer der gern niesen

möchte; aber nicht recht dazu kommen kann. In steter Furcht trocken zu erscheinen, wird er mitunter wohl gar ein wenig wäßrig und selbst der Champagner, in den er oftmals seine Scherze taucht, will nicht immer helfen. — Lieber! raffe Dich bald auf, denn es ist hohe Zeit, und bringe mit Gottes Hülfe etwas epische Poesie in Dein Leben. Die Sinngedichte nehmen sich dann viel besser aus, besonders wenn Du sie zu reinen Epigrammen steigerst. Fährst Du aber fort, so, glaube mir, endigst Du einmal mit zehnmal gedruckten Anekdoten, deren erster Druck bereits überflüssig war.

Euch, ihr Frauen, lobe ich hier am liebsten, und ich darf es mit gutem Gewissen, da ihr es im Ganzen in der Gesellschaftspoesie und Gesellschafts-Freudigkeit weiter gebracht habt, als die meisten Männer, dennoch fehlen aber auch gar manche von euch, worüber wir auf einandermal reden wollen.

Jetzt möge hier nur noch folgendes Blatt „über Luft und Ton in Büchern" eine Stelle finden, dessen Beziehung auf den Hauptgegenstand leicht zu erschauen sein dürfte:

Es ist eben so bekannt als betrübt, daß in manchen Schriften der Deutschen nur Stubenluft weht,

und wenn wir die Sache näher betrachten, so werden wir auch noch in Beziehung auf die Stuben und die Luft gar viele Verschiedenheiten bemerken. Hie und da kann man leider recht gut das häßliche und unordentliche Zimmer, und die von Tabaksqualm durchwogte Luft bemerken, denn das Buch selbst repräsentirt beides, Zimmer und Luft. Zuweilen glaube ich sogar halb zerschlagene Fensterscheiben zu bemerken, die mit unbezahlten Rechnungen schwach verklebt sind, und das dauert mich dann gewöhnlich so sehr, daß ich, da ich doch nicht helfen kann, das Buch gewöhnlich schnell weg lege.

Andere Bücher führen uns in eine hüpfende und springende, oder in eine greinende und weinende Kinderstube, oder in eine ängstliche Wochenstube, oder in ein Klatsch- und Moquirzimmer, in welchem viel für Satire gearbeitet wird, nur daß Verstand und Witz ausgeblieben sind, andere in ein lachendes Kammermädchen boudoir; andere, ganz ungenirt, in eine Tabagie, wo es mitunter so lustig hergeht, daß man vor lauter Lustigkeit ein wenig traurig wird, u. s. w.

Am häufigsten jedoch werden wir in Gelehrten-Zimmer geführt, und wir würden uns darüber herzlich freuen, wenn es nur mitunter nicht an — Platz fehlte, sich daselbst zu setzen. Nicht genug, daß die

Bücher die vier Wände des Zimmers einnehmen, sie liegen auch auf dem Tisch, dem Sopha und den Stühlen, so daß der Mann, der nicht selten wie seine Bücher eingekleidet und gebunden ist, fast ängstlich geklemmt erscheint, nicht unähnlich einer halb erschlagenen Maus, die noch mit grellen Augen aus der Falle heraus sieht.

Aber ich will über manches von dem was ich so eben erzählt habe, durchaus keinen Lärm schlagen. Ich liebe ungemein die hüpfenden und springenden Kinderstuben, ich achte sehr hoch die Gelehrten-Zimmer, und lasse mich nicht leicht durch ein wenig Steifheit und Pedanterie irre machen; ja selbst bei einer Wochenvisite, wenn die Pflicht verlangt, sie abzustatten, kann ich mich leidlich befinden, da doch zuweilen recht Gutes und Ehrbares daselbst gesprochen wird.

Was mich aber recht jammert, ihr Deutschen Schriftsteller, ist, daß ihr uns so selten in freundliche und geistreiche Gesellschaftszimmer führt, oder vielmehr, daß eure Bücher, die doch nun einmal so häufig Zimmerluft athmen, so selten jenen Sälen gleichen, die wohl erleuchtet, zierlich geschmückt, und von manchem Wohlgeruch duftend, geist- und gemüthreichen, heitern Männern und Frauen zum Versammlungsorte dienen. Ich muthe euch durch-

aus

aus nicht zu, eurer Individualität wehe zu thun; aber wenn ihr aus derselben, wie doch eure Pflicht ist, das Höchste und Beste zu bilden strebt, was aus ihr zu bilden ist, so werdet ihr selbst auf die freundlich erregende und beruhigende Gesellschaftskunst kommen, und nach dem Maaße eures Talents sie mit größerem oder geringerem Glücke ausüben. Wie sehr das euren Schriften zu Gute kommen werde, bedarf wohl kaum der Rede.

Das Leben selbst lehrt die Gesellschaftskunst am besten, aber freilich nicht jede Gattung von Leben. Wünscht ihr Schriften darüber zu lesen, so möcht' ich euch zuvörderst vor hundert und wieder hunderten, die sich gewöhnlich bereits auf dem Titel als Geselligkeitsmuster angeben, herzlich warnen; sodann aber, außer wenigen andern geglückten, geistreich geselligen Büchern, euch ganz besonders auf Goethe verweisen, in dessen Schriften allen sich ein gar köstlicher geselliger Geist, der noch lange nicht genugsam betrachtet worden ist, auf die mildeste Weise ausspricht.

Aber es giebt auch andere Bücher, in denen durchaus keine Stubenluft weht, sondern die den Leser in die freie Natur zu führen streben. Das ist gar löblich, und wir können gottlob mit Wahrheit hinzusetzen, daß einige das recht wohl vermögen

und dem Leser dadurch eine reine Freude bereiten. Doch leider giebt es auch viel Ungeschickte, denen die Sache nicht gelingen will. Einige, die es sich am bequemsten machen, glauben schon ein Uebriges gethan zu haben, wenn sie nur häufig ausrufen: „O Natur, Natur! wie bist Du doch so überaus schön und prächtig!" oder wenn sie die darzustellenden Personen häufig auf Bergen wandeln oder an Bächen sitzen lassen, oder wenn sie zum Ueberflusse noch einen kolossalen Fluch auf diejenigen werfen, die die Natur nach ihrer Meinung nicht lieben, weil sie nicht alle Augenblicke ausrufen: „O wie himmlisch!" oder „Nein, das ist zu himmlisch!"

Andere gehen schon weiter und beschreiben die Berge und Thäler, die Eichen und Fichten, die Nachtigallen und Lerchen, ja selbst die Maikäfer und Hummeln, genau und gründlich; aber wir haben bei diesen Beschreibungen doch eine unerfreuliche Empfindung, wie etwa wenn uns jemand eine Mappe, angefüllt mit wohlgetrockneten Blätterskeletten, zeigte, und uns zumuthete, wir sollten die für lebendig halten.

Andere vermögen ihren Darstellungen der Natur wirklich ein gewisses Leben zu geben, aber es ist kein genügendes, sondern nur eine gewisse Gattung von Leben, das wir fast ein thierisches nennen möch-

ten; doch möge selbst das Talent nicht verkannt werden, das auch nur zu einer solchen begränzten Darstellung gehört.

Die Frage nun: „Wie soll die Natur z. B in einem Roman, aufgeführt werden?“ kann, wie leicht zu erachten ist, in einer kleinen Andeutung nicht befriedigend gelöst werden; dennoch dürfte folgende kurze Antwort statt finden: „Als ein die Menschen lebendig Umgebendes, Mitfühlendes, Mitleidendes, Mithandelndes.“

So steht die Natur da im Shakspear, so in Goethe, und einigen andern vorzüglichen Dichtern. Handelt (um Beispiele anzuführen) die Natur nicht mit, im Makbeth, Hamlet und Cäsar? begleitet sie nicht den armen Werther, der sie so innig liebt, durch alle Freuden- und Leidensstationen seines Lebens, und ist nicht größtentheils sie es, die uns tröstet, wenn wir den reichen Frühling in seiner Brust sinken sehen?

Ja wahrlich, wenn wir die genannten und ähnliche Werke recht betrachten und verstehen, so werden wir uns mit immer größerer Abneigung von den gemalten Bäumen und papierenen Wolken abwenden, die uns so manche Roman- und Schauspieldichter für ächt ausgeben, und mit deren Aufstellung sie sich wohl gar brüsten.

*

Reine Menschenliebe giebt reine Geselligkeitskunst, und wer die Menschen kennend liebt, versteht auch die Natur, und nur ein solcher vermag sie darzustellen.

Lasset uns, ihr Freunde, einander mit immer redlich und freundlich ermuntern, heben und beruhigen, und stets liebend und vollständig das Gute und Rechte wollen. Der Himmel ist niemals verschlossen, und dem vollständigen Willen gewährt er gern, das Beste zu erreichen.

IV.

Shakspear.

a) Hamlet.
b) Kaufmann von Venedig.
c) Heinrich IV.
d) Othello.
e) König Lear.
f) Romeo und Julie.
g) Shakspear als Vaterlandsfreund.

His life was gentle, and the elements
So mix'd in him, that nature might stand up,
And say to all the world: This was a man.

Shakspear: Julius Cäsar, am Schluß.

Diese Aufsätze, geschrieben in den Jahren 1812, 15, 16, und 17 haben den Zweck, in einer allgemein verständlichen und freundlichen Sprache, die Liebe für den Meister der modernen Poesie auch bei dem Theile der deutschen Leser zu verbreiten, die ihn fast nur mit einer Art von hypochondrischen Scheu zu betrachten pflegen, oder ihn gar nur vom Hörensagen kennen, welches, wenn wir das gewöhnliche Hörensagen bedenken, nicht viel besser ist, als ihn gar nicht kennen.

Der Deutsche hat, als solcher, einen edlen Hang zur Gründlichkeit und Tiefe, und wir dürfen wohl sagen, daß die Freude an dem Flachen und Seichten, die, wie verlautet, sich hie und da dennoch zeigen soll, eigentlich nur aufgedrängt, oder wie ein fremder Tropfen in das reine Blut hinein gespielt worden ist, welche Erklärung freilich das Elend nicht mindert. Doch gewährt sie den Trost, daß das Fremdartige doch wieder auszuscheiden sei, und die Sehnsucht nach dem Gründlichen doch nicht ganz ersterben könne in der Brust des Deutschen.

Daher kommt es auch wohl, daß selbst diejenigen, denen Shakspears vollständig dichterische Natur unverständlich bleibt, dennoch mit großer Achtung von seiner höchst ausgezeichneten Menschenkenntniß und genauen Charakterzeichnung der verschiedenartigsten Naturen reden.

Das ist nun recht löblich; schade nur, daß mit dem bloßen allgemeinem Lobe, bei dem es gewöhnlich bleibt, nicht viel auszurichten ist. Erfreulicher und nützlicher wäre es wohl, wenn wir nun wirklich in das Einzelne gingen, und durch Beispiele zeigten, wie kräftig und genau der Dichter seine Menschen bezeichnet habe.

Mit diesem Theile des Shakspearschen Verdienstes beschäftigen sich die folgenden kleinen Aufsätze hauptsächlich, von denen die meisten bei Gelegenheit der Aufführung der genannten Shakspearschen Dramen auf der Berliner Bühne geschrieben wurden. Haben wir aber erst diese eine Seite klar erfaßt, so werden wir um so weniger jemals aufhören in dem Studium des Meisters, bis endlich das Anschauen der vollendeten Welt in ihm, uns den höchsten Lohn für unsere Bemühung (die ja selbst schon Lohn in sich hat) gewähren wird.

I. Ueber Hamlet.*)

Der gesundeste aller Dichter, William Shakspear, hat ein Werk geschrieben, in dem fast sämmtliche Personen krank erscheinen, und krank erscheinen sollen. Hamlet ist das Trauerspiel par excellance, die ewige Welttragödie, in welcher Christus gekreuzigt und Barrabas losgesprochen, doch durch die Auferstehung des Heilandes milde Beruhigung hervorgebracht wird. Man soll dieses Werk unablässig studiren, und es sich hinstellen vor das geistige Auge, wie ein Gemälde, in dem jeder Zug nothwendig und gleich bedeutend ist. Lasset uns rasch die sämmtlichen Personen noch einmal betrachten.

Claudius, der Usurpator. Ein in geschwellten Phrasen athmender, geistig todter, und noch sinnlich zuckender, sonst aber halb verfaulter, und verwester Wüstling, der oben schwelgerische Feste feiert, während unten Rache-Geister wandeln.

Seine Gemahlin: ehedem geliebt und angebetet, selbst von den trefflichsten Naturen, so lange ihre innere, an Gemeinheit streifende Mittelmäßigkeit nicht an den Tag kommen konnte; jetzt als die Frau des „zusammengeflickten Lumpenkönigs," fast noch verächtlicher, als der Verführer, eben weil dieser, trotz aller seiner Erbärmlichkeit, dennoch als ein Handelnder erscheint.

---

*) Geschrieben 1812.

Der alte König. Jedes Wort, daß über ihn gesprochen wird, schildert ihn uns als einen herrlichen, behaglich und tapfer hinlebenden Nordderhelden. Jetzt, da ein unsägliches Verbrechen ihn weggerafft, wandelt er, ein tief ernster, höchst unseliger Geist, noch mit der alten, rührenden Liebe gegen die unwürdige Gattin, durch die Hallen der entweihten Königsburg, und fordert auf zur Rache.

Wen? Seinen einzigen Sohn, Hamlet, einen früherhin liebenswürdigen, fast zart weichlichen, nachdenklich interessanten, königlichen Jüngling, der in sanfter Freude über das Leben, und von Liebe und Freundschaft begünstigt, ein wenig — fett geworden ist, und zum Handeln und zum Fechten nicht sonderlich sich aufgelegt fühlt. Ihm nun wird von der unheimlichen Geisterwelt her das gräßliche Geheimniß verkündet, daß die Schlange, die den edlen königlichen Vater stach, jetzt seine Krone trägt. Ihm wird aufgelegt, er soll das Racheschwerdt des Himmels führen: Da sinkt alles um ihn und in ihm zusammen. Die Liebe selbst für Ophelien wird ihm zu einem längst verlornem Traum; seine Kraft erschöpft sich in schwermüthigen Gedanken und bitterwitzigen Scherzen. Planlos heuchelt er Wahnsinn, und planmäßig schreitet der Wahnsinn selbst drohend zu ihm heran. Die Blätter fallen und die Wurzel innerlich erkrankt. In solchem Leben todt: kann nur der Tod ihn wieder in das wahre Leben einführen.

Ophelie. Sinnliche Gluth der schönsten Jugend, die eine mächtige Neigung hin gewandt hat zu Hamlet, den keine schön gesteigerte Sinnlichkeit mehr erfreuen kann. Da er sie aufgegeben, ist auch sie schon verloren; und der harte Tod ihres Vaters, den eine schöne, alte Gewohnheit sie lieben gelehrt, bricht das Herz in der Mitte, und vollendet Wahnsinn und Tod.

Polonius. Ein thörichter weiser Greis, ein ehrlicher Schelm und schelmischer Ehrenmann; jetzt halb kindisch geworden, doch auch nicht ohne eine erträglich verständige zweite Seelenhälfte. Zur eigentlichen Ruchlosigkeit ist er zu behaglich und zu bequem; zur Tugend zu pfiffig und zu unbeholfen zugleich. Es ist von der höchsten tragischen Wirkung, daß der größte Moment in Hamlets Leben, in welchem er seine ganze Kraft zusammen faßt, verbraucht wird, um ihn, den Horcher hinter der Tapete, zu tödten; ihn, dem Hamlet selbst das Leben ganz gern möchte gegönnt haben.

Laertes. Der wahrhafte junge Polonius, dem Vater wie aus den Augen geschnitten. Er ist ein durchaus gemachter Mensch, und denkt, daß sich auch die Zierlichkeit, das Pathos und die Ritterlichkeit recht wohl machen lasse. Er fängt mit altklugen und unzarten Sprüchen gegen seine Schwester an; versichert, da er sie in ihren Leiden sieht, daß Thränen siebenfach gesalzen, ihm die Sehkraft aus-

löschen sollen; und da er mit dem Pathos zu Ende ist, willigt er in einen sündhaft tückischen Plan, um doch auch einmal zu etwas Thatenähnlichem zu gelangen. —

Horatio. Der Einzige, welchem Hamlet traut. Er ist redlich und schlicht, gelassen, gelehrt, beschränkt, und von wenigen Worten. Fast sämmtliche frühere Kritiker haben ihn viel höher genommen; doch ohne Zweifel nur deßhalb, weil sie wünschten, er möge von Shakspear höher gestellt worden sein. Es ist nicht zu leugnen, daß wohl die meisten europäischen Dichter, wenn ihnen die Idee gekommen wäre, den Hamlet zu bearbeiten, den Horatio als den einzigen Freund zu einer feurigen Erscheinung würden gesteigert haben: doch der weiseste aller Dichter ließ auch hier eine große Absicht, eine still-tragische Ironie walten, die durch das ganze Stück geht. In dem Umstande, daß Hamlet in seinem ganzen weiten Reiche keinen andern Freund hat finden können, als diesen etwas eng geschlossenen, ruhig prosaischen Mann, in dessen Nähe wohl erträglich gute, aber keine große und kühne Gedanken aufkommen mögen: in diesem Umstande liegt in der That ein großer Theil seines tragischen Geschicks. — Hamlet selbst schildert den Horatio folgendermaßen:

— — — Denn du warst
Als litt'st du nichts, indem du alles littest;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick

„Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,
Weß Blut und Urtheil sich so gut gemischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift. u. s. w.

So bildet sich Hamlet ein negatives Ideal, dem er eine Krone aufsetzt, die doch nur das Positive verdienen möchte.

Ihm gegen über stehen Rosenkranz und Güldenstern, wohlgewandte, zierlich-feine Halbschurcken, verächtliche Helfershelfer eines Tyrannen, den sie wahrscheinlich selbst erträglich verachten, einem kläglichen Ende entgegen eilend. Rosenkranz zeigt sich von nicht besonderer geistiger Bildung, und muß vom Hamlet das betrübte Wort hinnehmen, daß eine lose Rede in dummen Ohren schläft. Er selbst schläft aber nicht, sondern will das Leben pikant haben; sei's auch durch Schlechtheit.

Osrik, ein junger Hofmann. Eine überaus köstliche, nie genug zu preisende Figur, die, um alles Gräßliche und Ungeheure, das schon geschehen ist, unbekümmert, mit freundlicher Zierlichkeit auftritt, und auch nicht ein einziges Wort erlernter galanter Anmuth verlieren will. Der ganze Mann, der, höchst ergötzlich, immer nur „der junge Osrik" heißt, ist eine einzige, für die höchste Artigkeit berechnete lebendige Redensart. Es ist ihm zuzutrauen, er erfreue sich sogar des Umstandes, daß

der Prinz ihn verspottet, denn er hat süße Milde wie Honig genug in sich. Hamlet geht allerdings etwas hart mit ihm um, und nennt ihn eine Mücke, die, zu kennen, sogar Laster sein soll, was er in freundlichern Stunden gewiß nicht würde gemeint haben. Er besitze, sagt er weiter von ihm, „viel und fruchtbares Land." Wenn ein Thier Fürst der Thiere ist: so wird seine Krippe neben des Königs Gedeck stehen. Er ist eine Elster, und zwar eine solche, die mit weitläuftigen Besitzungen von Koth gesegnet ist. Als Osrik endlich zu Worte kommt, sieht man es klar, wie er an all dergleichen längst gewöhnt ist; und es hat beinahe etwas Rührendes, daß er mit dem accentuirten Ausdruck: „Geliebtester Prinz!" anfängt. Aber er trägt wieder nichts, als Spott und Hohn davon; denn er muß sogleich seine Mütze, die ihn zu geniren scheint, aufsetzen, und die Luft bald sehr kalt, bald sehr schwül finden. Nachdem er endlich seine Lobpreisung des Laertes mit der höchsten Ausführlichkeit vorgebracht, in der er aber von dem Prinzen, nicht ganz ohne Ironie gegen den gefeierten Gegenstand, überboten wird: setzt man ihm von neuem durch seltsame Fragen so zu, daß er fast außer Athem kommt, und selbst den ernsten Horatio zu einem kleinen Bonmot veranlaßt. Doch er widerlegt dessen Meinung, „sein Beutel sei schon leer, und alle seine goldenen Worte ausgegeben," gar bald durch eine neue köstliche Beredsamkeit;

und erträgt es abermals gelassen, als er von neuem verspottet wird, lediglich, weil er im Feuer der Rede, „Degengehenke" und „Kanonengestelle" fast verwechselt hat. Als er endlich seine Ergebenheit empfohlen: hält ihm Horatio eine kurze, und Hamlet eine lange Standrede. Der erstere nennt ihn einen Kibitz, der mit der halben Eierschale auf dem Kopfe aus dem Neste gelaufen ist. Der letztere läßt sich folgendermaßen über ihn vernehmen:

„Er machte Umstände mit seiner Mutter Brust, ehe er daran sog. Auf diese Art hat er und viele andere von demselben Schlage, in die das schale Zeitalter verliebt ist, nur den Ton der Mode und äußerlichen Schein oder Unterhaltung erhascht — eine Art von aufbrausender Mischung, die sie durch die blödesten und gesichertsten Urtheile mitten hindurch führt. Aber man treibe sie nur zu näherer Prüfung: und die Blasen platzen."

Osriks allegorische Bedeutung ist auch durch sich selbst klar, und man kann sie im Leben, wie in der Litteratur, nicht selten gewahr werden.

Reinhold, der Diener des Polonius, scheint nur der köstlichen Scene wegen da zu sein, in der ihm sein Herr den Auftrag giebt, nach dem Betragen des Sohnes in Paris zu forschen — eine Scene, deren Auslassung auf der Bühne durchaus unverzeihlich ist; weil sie uns zuerst den Polonius im Hauskleide zeigt, wie er sich von den schweren Hof-Re-

densarten erholt. Der Diener selbst ist ein mittelmäßig gewandter Mensch, nicht ohne Anlage zum Spioniren, doch in Hinsicht der moralischen Gewissenhaftigkeit scrupulöser, als sein Herr, der nicht übel Willens ist, seinem Sohne sämmtliche Laster zu verzeihen, wenn sie nur nicht in der Mittagssonne ausgeübt werden. Ferner wird uns auch durch jene Unterredung Laertes klarer, dem man einen solchen Boten nachzusenden für gut findet.

Selbst die Offiziere Marcellus und Bernardo, und der Soldat Francisco, sind genau auseinander gehalten, und sprechen ihre Individualität in wenigen Worten aus. Francisco, der den Posten hatte auf der kalten, nordischen Terrasse, wo die herbstliche Geisterluft weht, ist fast ein wenig krank davon geworden; er dankt für die Ablösung, gesteht, daß ihm schlimm zu Muthe sei, und labt sich an der Aussicht, den übrigen Theil der Nacht im Bette zuzubringen. Marcellus zeigt sich freier und gründlicher: indem er es ist, der den Horatio auf die Wache geladen, damit er seinen Unglauben an die Erscheinung fahren lasse, und durch eignes Schauen sich überzeuge. Ihm ist eine höchst vortreffliche, gedrängte Sprache gegeben worden; und die stete Beziehung dieses Stückes zu dem ganzen Lande, wird gleich mit der Frage angedeutet:

— — — — sagt mir, wer es weiß,
Warum dies aufmerksame, strenge Wachen

Den

Den Unterthan des Landes nächtlich plagt?
Warum wird Tag für Tag Geschütz gegossen,
Und in der Fremde Kriegsgeräth gekauft?
Warum gepreßt für Werfte, wo das Volk
Den Sonntag nicht vom sauren Werktag trennt?
Was giebts, daß diese Schweiß-betriefte Eil
Die Nacht dem Tage zur Gehülfin macht?

Er vergißt sich nur einmal im Unmuth: als der Geist auf Horatio's Beschwörung nicht antworten will, in der Frage, ob er nach ihm mit der Hellebarde schlagen solle, die Horatio unbedenklich bejaht. Doch schnell bereuend, und die würdigere Ansicht wieder findend, spricht Marcellus die entscheidenden Worte:

Wir thun ihm Schmach; da es so majestätisch,
Wenn wir den Anschein der Gewalt ihm bieten:
Denn es ist unverwundbar wie die Luft,
Und unsre Streiche nur boshafter Hohn.

So ist denn auch seine Erinnerung an die gnadenvolle und heilige Zeit, wo man des Heilandes Ankunft feiert, daß dann kein Geist umher gehen, ke[i]n Elfe fahen, keine Hexe zaubern dürfe, von einer erfreulich beruhigenden Wirkung. — Sein näheres Verhältniß und die löbliche Neigung für Hamlet ist in der Scene, da wir den Prinzen dem Geiste folgen sehen, mit festen Zügen dargestellt worden.

Weniger ausgezeichnet ist Bernardo: doch ist es keinesweges unbedeutend, daß er beim Beginn der

Erzählung von der allerletzten Nacht, des Sterns gedenkt, „der vom Pol gen Westen in seinem Lauf den Theil des Himmels hellte, wo jetzt er glüht;" so wie auch sein stetes Streben, ohne höhere Ansicht, nur den Horatio zu überzeugen, etwas Charakteristisches hat.

Der beiden Todtengräber braucht man nur zu erwähnen, um die höchste Fülle von derbem Witz, der eben durch seine köstliche Unbefangenheit zur rein-tragischen Ironie wird, in Erinnerung zu bringen. Was sind alle griechischen Sophisten der späteren Zeit gegen den ersten Todtengräber, als er die Frage aufgiebt: wer fester baue, als der Maurer, der Schiffsbaumeister und der Zimmermann? und auf die Antwort: „Der Galgenmacher" sich folgendermaßen vernehmen läßt: "Dein Witz gefällt mir, meiner Treu! der Galgen thut gut: aber wie thut er gut? Er thut gut an denen, die übel thun. Nun thust du übel, zu sagen, daß der Galgen stärker gebaut ist, als die Kirche: also würde der Galgen an dir gut thun." Und alle diese Scherze blitzen uns noch einmal keck entgegen: während unser Auge schon längst getrübt worden ist, durch den tiefen Schmerz Hamlets, durch den endlosen Jammer Opheliens, und durch den drohenden Fall eines Königreichs. Dieses Dichters Kraft ging nicht unter in den Wellen der trüben Begebenheiten; und

über den Trümmern einer kleinen Welt steht noch sein siegender Scherz.

Endlich noch die heiter kräftige Erscheinung des jugendlich gesunden, ritterlich königlichen Fortinbras. Er ist der Bogen des Friedens nach der langen Sündfluth; der Tragödie würdigster Schlußstein, von dem aus man in einen tiefen und erfreulichen Hintergrund schaut.

Es kann nicht die Rede davon sein, als sollten diese anspruchlosen Andeutungen, die ich einst weiter auszuführen gedenke, erschöpfen das Unerschöpfli e: anregen wollen sie, freundlich ermuntern zu dem immer neuen Studium des größesten Werks des größesten Dichters, der, so wie er das Herz am tiefsten treffen, es auch am sichersten heilen kann.

Nachwort.

Wenn die Leser diesen frühern und den spätern Aufsatz im ersten Theil der freundlichen Schriften (S. 284 bis 92) betrachtet haben, so wird ihnen klar geworden sein, daß, bei der Lage unsrer Bühne, eine Bearbeitung des Hamlet, der den Mittelpunkt der ganzen Nordischen Tragödie bildet, wünschenswerth sei, daß aber dieselbe nur mit der äußersten Vorsicht und Mäßigung unternommen werden dürfe.

*

Vertrauend auf ein funfzehnjähriges sorgfältiges Studium des Dichters, und jener Vorsicht mir bewußt, unternahm ich eine solche Bearbeitung, nach welcher das Stück am 23. April 1816 und 11. März 1817 auf der Berliner Bühne gegeben wurde. Die Theilnahme war erfreulich, und der Kenner fand, daß, wenn einmal eine Bearbeitung unternommen werden sollte, nicht wohl eine andere möglich sei. Dennoch sollen sich auch einige wenige anders gesinnte haben vernehmen lassen, und unter denen etwa zwei bis drei, die vielleicht seit vorgestern in den Hamlet gesehen oder vielmehr in die Uebersetzung, und die nun die seit vorgestern geschöpfte Kenntniß nicht wollten umkommen lassen. Die sollen (denn gewiß weiß ich es nicht) mit einigen Veränderungen einigermaßen uneinig gewesen sein. Um nun auch diesen die Ansicht der Akten zu erleichtern, hatte ich den Vorsatz, die ganze Bearbeitung durch den Druck bekannt zu machen; allein ich kann ihn jetzt nicht erfüllen, denn die Handschrift ist in dem unglücklichen Brande, der am 29 Jul. 1817 das Berliner Schauspielhaus verzehrte, mit vernichtet worden.

Obwohl ich nun hoffe, die ganze Arbeit mit der Zeit wieder herstellen zu können, wodurch am besten jeder etwanige Irrthum, der sich bei einigen wenigen finden soll, zerstreut werden wird, so scheint es doch wohlgethan, auch hier noch mit kurzen Worten wiederholt anzudeuten, wie ich bei jener Bear-

beitung verfuhr.— Was die drei ersten Akte betrifft, so habe ich ganz nach jenen Grundsätzen gehandelt, welche im ersten Theile dieser Schrift (S. 280 ff.) angegeben worden sind. Hier ist bloß leise getilgt, was das neunzehnte Jahrhundert, dem Schluße des sechszehnten und Anfange des siebzehnten nicht nachmachen will. Gewiß hat dieses neunzehnte Jahrhundert, Shakspearen gegenüber, sehr oft unrecht; nicht aber immer, ja nur selten jener Brittischen Zeit gegenüber.

Ueber den vierten Akt wolle man auch Seite 288 nachlesen, wobei ich hier nur noch hinzuzusetzen habe, daß dieser Akt sich dem Epos und Roman nähert, und sich in so weiten Kreisen großartig langsam bewegt, daß unsere heutige Bühne ihn nicht wohl unverändert aufnehmen kann. In Hamlets Charakter darf nicht der leiseste Zug verändert werden, und so ist ihm auch die ungeheure Schwäche nicht zu erlassen, daß er wirklich dem Befehle des Usurpators Folge leisten will, der ihn nach England, und in den Tod senden möchte. Aber er darf nicht abreisen, denn Laertes kehrt drohend zurück; und, wie nachtheilig wir auch über diesen forcirten Jüngling zu denken gezwungen sind; so hat er doch ein unbezweifeltes Recht, den Tod seines Vaters zu ahnden und von Hamlet Genugthuung zu fordern. Dieser kann sie ihm nicht versagen, und darf nicht fliehen, wenn jener, Rache fodernd, wiederkehrt.

Auf diese Weise wird sein Zurückbleiben durch einen Ehrenpunkt motivirt, der ganze Akt straffer zusammen gezogen, ohne daß in der herrlichen Farbengebung etwas Bedeutsames verloren ginge.

Ueber den fünften Akt ist gleichfalls früher gesprochen worden. Die Parenthese: „Sie verwechsen in der Hitze des Gefechts die Rappiere" ist höchst wahrscheinlich unächt, und kann in keinem Falle gebraucht werden. Laertes wird schwerlich sein vergiftetes Rappier fallen lassen, und, wenn er dennoch dieses Misgeschick hätte, eine Verwechselung wenigstens unmöglich machen. Wenn ich aber auch diese Unmöglichkeit für einen Augenblick als möglich gelten lassen wollte, so dürfte doch jene stille Verwechslung nicht Statt finden, da sie gänzlich undramatisch ist, und dem Zuschauer nicht sichtbar wird. Hier muß deshalb mit wenigen Worten die Sache in das Klare gebracht, und jener höchst wichtige Moment der Bühnendarstellung angeeignet werden.

Für Fortinbras hat Shakspear nur wenig gethan, und, wie es scheint, fast von seiner bloßen Erscheinung die beruhigend milde Wirkung gehofft. Ich will dem herrlichen Meister gewiß nicht unrecht geben, dennoch glaube ich, es sei für die moderne Bühnendarstellung wünschenswerth, wenn ihm noch einige Zeilen geliehen würden, in welchen sich edle Jünglingskraft, mit freundlicher Milde vereinigt,

aussprächen. Nach einer Tragödie wie diese, an deren Schlusse die Trümmer einer Welt vor unsern Augen liegen, tröstet uns ein etwas längerer Anblick des jungen, rein christlichen Helden, der berufen ist, auf den Trümmern eine neue schönere Welt zu bauen. Es versteht sich indeß von selbst, daß unter dem „längern" Anblick kein „langer" Anblick zu verstehen ist; wenige Minuten, wenige Zeilen, und Musik: das genügt; und ich habe die Freude gehabt, selbst zu sehen, daß dem also sei. Diese Musik fällt auch in das Ohr des sterbenden Hamlet, und ich habe gewagt, ihm, in der Nähe des Todes, eine Ahndung von höherer Klarheit zu leihen. Es geht ihm eine schöne Hoffnung auf für sein geliebtes Land, da Fortinbras Heldenanlitz leuchten soll in diese grauenvolle Nacht des Todes, und dieser heiterkühne Jüngling, den er im Leben schon geliebt, nach ihm edel herrschen und mild retten soll.

Genug für jetzt. Es ist mir fast schmerzlich, der verbrannten Handschrift zu gedenken; doch soll ja der treue Arbeiter nie müde werden, und so will ich gern wieder herstellen, was ich wieder herzustellen vermag.

---

2. Der Kaufmann von Venedig. *)

Lessing war unter den Deutschen der Erste, der das Wort einer verständigen und tiefen Verehrung für Shakspear aussprach. Er legte das Studium desselben den Deutschen mit einer solchen Innigkeit an das Herz, daß niemand sich seiner siegenden Ueberredungskraft weigern konnte. Wieland fing an die Werke des Britten zu übersetzen, und Eschenburg folgte; aber es fehlte noch der Dichter, der nicht bloß lesen konnte in diesem aufgeschlagenen Schicksalsbuche, sondern der auch darzustellen vermochte, was er mit Shakspear und durch ihn erschaut hatte. Wir empfingen Goethe, der gleich bei seinem ersten Auftreten im Götz von Berlichingen einen köstlichen Beleg gab, daß die Sonne Shakspears auch ihm gelächelt. Seitdem lebt der große Britte unter uns nicht mehr als ein Britte, sondern wie ein edler Landsmann. Göthen folgte Klinger, Lenz und Schiller mit sehr verschiedenen Kräften und sehr verschiedenem Glück. Schiller stand gleich bei seinem ersten Auftritte bedeutend hoch, doch hielt er sich in Kabale und Liebe nicht ganz auf dieser Höhe, bis er sich endlich nach unermüdlichem, höchst ehrwürdigem Streben immer mehr zur Klarheit und Freiheit steigerte. Lenz ist leider vergessen, wie so manches Bedeutende unter uns vergessen wird und vergessen

*) Geschrieben 1815.

ist. Wenn aber Goethe die Werke seines Jugendfreundes wieder sammelt, was er im dritten Theil seiner Lebensbeschreibung halb und halb versprochen, so werden wir alle deutlich sehen was wir an ihm besaßen. Schade nur, daß Lenz nie zur Reife gelangte; denn sein zarter Geist, und leider auch seine reitzbare Eitelkeit, verwundet durch die scharfen Spitzen seines fast epigramatisch bittern Schicksals ging zuletzt in Verworrenheit und Wahnsinn unter. Klinger ist ohne Zweifel der Schwächste in dieser Gesellschaft, dennoch spricht hie und da in seinen früheren Werken ein kühner und kraftvoller Buchstabe, der lediglich seiner Hingebung an Shakspear zuzuschreiben ist.

Eine spätere Zeit zeigte sich in Hinsicht jenes Studiums noch günstiger, denn der Dichter, den man bisher wie einen Prosaisten übersetzt hatte, ward endlich übersetzt, wie vielleicht noch keiner übersetzt worden war. Kurz vorher hatte auch Goethe in Wilhelm Meister mit Heiterkeit und Tiefe das Verständniß des seltsamsten Charakters in allen Schauspielen, des Hamlet, eröffnet; ähnliche Untersuchungen folgten; nicht immer zwar mit demselben Glücke, doch fast immer mit Liebe und Eifer. Der Dichter ward nun völlig der Unsrige, ein Wort, das wir keinesweges obenhin meinen, sondern im recht eigentlichen und schönen Sinne, obwohl wir dadurch, wie sich von selbst versteht, den wackern Engländern

keinesweges abläugnen wollen, daß er unter ihnen — geboren sei, und daß auch sie ihn recht herzlich lieben und verehren.

Nur von unserer Bühne blieb Shakspear fast noch immer ausgeschlossen, nicht etwa bloß von der Berliner, sondern von der gesammten Deutschen Bühne. Zwar kann es uns natürlich nicht unbekannt geblieben sein, daß schon in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, ein Hamlet, Makbeth, Lear über die Bretter gingen, aber es schien als hätten jene Fürsten ihren Purpur abgelegt, und könnten sich in der engen Bürgertracht, worein die bösen Umarbeiter sie gekleidet, nicht recht finden. Sie hatten es sich gar bequem gemacht, gleichsam als sei Shakspear ihr — Vetter, er, den Goethe „unser aller Meister" nennt, und an den wir nur mit einer gewissen heiligen Scheu und liebenden Ehrfurcht denken sollen.

Soll nun dieser Dichter ganz einheimisch unter uns werden, daß wir ihn alle mit einer Empfindung Lehrer, Vater und Bruder nennen mögen, so ist allerdings nothwendig, daß er unverkümmert uns von der Bühne herab verkündiget werde, und zu diesem Zwecke ist in Berlin schon vor 16 oder 17 Jahren ein würdiger Anfang gemacht worden. Man gab Hamlet in der Schlegelschen Uebersetzung, und noch ist in der Erinnerung mancher würdigen Freunde, mit welcher siegenden Genialität Madame Beth-

mann, Ophelien und Iffland den Polonius dargestellt. Daß wir späterhin Julius Cäsar und vor etwa drei Jahren Romeo und Julie nach Schlegel und Goethe empfingen, ist noch in jedermanns Erinnerung, und es ist gewiß der Wunsch gar Vieler, daß jene Darstellungen häufig wiederholt werden mögen. Jetzt sahen wir den Kaufmann von Venedig, der seit fünf Jahren geruht hatte, und wir glauben unsere Dankbarkeit für jenen Genuß nicht besser ausdrücken zu können, als wenn wir einfach und anspruchslos hier einiges mittheilen, was uns zu dem Verständnisse dieses Schauspiels beitragen zu können scheint. Es sollte uns recht freuen, wenn alle Leser darauf erwiederten, daß sie das längst gewußt haben, doch freundlich sich es wohl gefallen lassen, den Genuß auch analysirend zu wiederholen.

So lange man Shakspear kennt, hat man ihn als den größten aller Charakteristiker anerkannt, ja es haben ihm sogar seine Feinde das große Talent zugestanden, in die verborgensten Tiefen des Menschenherzes zu schauen, und was er dort gefunden, oft sogar mit wenigen Worten, aber sicher und klar an das Tageslicht zu bringen. Lasset uns denn also einmal auch die Personen im Kaufmann von Venedig mit Unbefangenheit betrachten und zusehen, wie es mit ihnen gemeint sei. Wir bilden uns durchaus nicht ein, das Unerschöpfliche erschöpfen zu wollen,

sondern wir geben nur Fragmente, die etwa weiter leiten können.

Antonio. Wir finden ihn gleich anfangs in der Mitte einiger Bekannten, die nicht einmal seine Freunde sind, und ihn doch herzlich lieben. Sie haben bemerkt, daß er nicht heiter ist, und da sie dem wackern Manne von Herzen eine bessere Stimmung gönnen, so suchen sie nach einem Grunde, ja sogar, wie es dem guten Menschen wohl ansteht, nach einem Entschuldigungsgrunde für des Kaufmanns Schwermuth. Salarino und Solanio erklären beide, daß sie wohl begreifen können, wie einem zu Muthe sein müsse, wenn man so großen Reichthum auf der See habe, die nun einmal nicht das sicherste Element sei. Besonders ausführlich und witzig zeigt sich dabei Salarino, der geradezu versichert:

Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde
Mir Fieberschauer anwehn, dächt' ich daran
Wie viel zur See ein starker Wind kann schaden.
Ich könnte nicht die Sanduhr rinnen sehn,
So dächt' ich gleich an Seichten und an Bänke u.s.w.

— — — — — — —
— — — Ging' ich in die Kirche,
Und säh' das heilige Gebäu von Stein,
Soll' ich nicht gleich an schlimme Felsen denken,
Die an das zarte Schiff nur rühren dürfen,
So streut es auf den Strom all' sein Gewürz,
Und hüllt die wilde Fluth in meine Seiden.

Antonio erklärt, das sei nicht die Ursache seines Trübsinnes, aber er giebt auch keine andere an, sondern räumt bloß die traurige Empfindung selbst ein, wobei er sich sehr liebenswürdig gegen seine Freunde aber fast hart gegen sich selbst zeigt. Solanio endlich sucht den besten Grund der Schwermuth auf: die Verliebtheit; muß aber ein „Pfui, Pfui," zur Antwort hören. Wir könnten wohl gar über eine so schlimme Ausrufung Antonio's böse werden, wenn wir sie nicht bei näherer Ansicht durchaus natürlich finden müßten, indem ja allerdings (seltene Fälle ausgenommen) nur ein heiteres Gemüth l i e b e n kann, so wie denn auch Antonio, der sich in diesem Falle befindet und sich deshalb das schöne Talent zu lieben abspricht, unsere doppelte Zuneigung wieder erwirbt, da er, der nicht Liebende, späterhin doch mit so herrlicher Aufopferung für die Liebe seines F r e u n d e s handelt.

Allein Solanio ist nicht so nachsichtig wie wir, er wird bei jenem Pfui wirklich böse, und, von Salarino's Witz angesteckt, ruft er aus:

Auch nicht verliebt? Gut denn, so seid ihr traurig
Weil Ihr nicht lustig seid; Ihr könntet eben
Auch lachen, springen, sagen: Ihr seid lustig
Weil Ihr nicht traurig seid. Nun beim zweiköpf'gen Janus,
Natur bringt wunderliche Käuz' an's Licht.
Der drückt die Augen immer ein, und lacht
Wie'n Staarmatz über einen Dudelsack;

Ein Andrer von so saurem Angesicht,
Daß er die Zähne nicht zum Lachen wiese,
Schwür' Nestor' auch, der Spaß sei lachenswerth.

Jetzt erscheinen Bassanio, Lorenzo und Graziano und werden sogleich von den Früheren als die genaueren Freunde angekündet. Graziano ist sehr rasch bei Antonio's Schwermuth, und, da dieser ihm Recht giebt, so verfehlt jener nicht, sich in witzigen Reden ein Genüge zu thun, wobei der arme Freund sehr übel wegkommt, so daß man wohl erwarten sollte, er werde ein wenig bitter auf das anzügliche geistreich ausgeführte Gerede antworten müssen. Aber keinesweges; — es ist mit seiner Zartheit gegen die Freunde und mit seiner Schwermuth schon dahin gekommen, daß er nicht mehr antwortet um sich zu rechtfertigen, sondern in dieser Hinsicht alles über sich ergehen läßt. Erst als er mit Bassanio allein ist, wirft er das leise, doch entscheidende Wort in Beziehung auf Graziano hin: „Ist das nun irgend was?"

Schon jetzt stände Antonio fast als ein wirklicher Charakter da, der uns durchaus nicht befremden kann, da wir wissen, daß, obwohl das Christenthum Kraft und Milde vereinen soll, in manchen Naturen dennoch der eine Flügel des Gemüthes weit vor dem andern waltet; aber er gewinnt nun erst das wahre Leben durch die Freundschaft, in der wir ihn mit Bassanio erblicken. Dieser ein fröhlich gebildeter, leicht

hinlebender, sieggewohnter Edelmann, möchte ihm in jener Empfindung wohl nachstehen, wenigstens mehr auf Empfangen als auf Geben eingerichtet sein. Antonio, nur mit dem Glück anderer beschäftigt, und selbst nicht liebend, fragt sogleich nach Bassanio's Liebe, doch dieser kommt nicht sobald darauf, sondern eröffnet zuvörderst auf die angenehmste Weise eine neue und große — Anleihe bei dem Freunde. Es ist wahrhaft köstlich zu sehen, wie dieser sich dabei benimmt. Es ist so ganz und gar erfreulich, seinem Freunde zu dienen, daß es ihm wirklich wehe thut, als Bassanio erst Umschweife macht.

„Unstreitig thut Ihr jetzt mir mehr zu nah,
Da Ihr mein Aeußerstes in Zweifel setzt,
Als hättet Ihr mir alles durchgebracht.„

Jetzt erzählt Bassanio von Porzia, und wie er sie liebe; doch ist sein Selbstvertrauen zu bewundern, dem zufolge er sich selbst den glücklichsten Ausgang verkündet, wenn er nur die Mittel habe, den Rang „mit ihrer einem" zu behaupten. Antonio übernimmt sogleich die Ausstattung, obwohl er in diesem Augenblicke borgen muß, was ganz gegen seine Grundsätze ist. Vom Dank ist eben nicht die Rede; sei es, daß Antonio ihn unmöglich macht, oder daß Bassanio, ohnehin verwöhnt durch des Freundes Güte, ihn für eine bequemere Zeit aufspart. Unwichtig ist dieser Umstand keinesweges; auch ganz abgesehen von diesem Schauspiel.

Haben wir bisher den Antonio in seiner liebenswürdigen Gelindheit und Zartheit erblickt, so sehen wir ihn jetzt in der christlichen Kraft des Mittelalters dem Shylok gegenüber. Bassanio ist selbst bereits thätig gewesen für die Anleihe in Antonio's Namen, was ihm freilich nicht schwer werden konnte; wohl aber dem Kaufmann, dessen Verhältniß zu dem Juden das schneidend-feindlichste ist. Doch um des Freundes willen thut er das Aeußerste, er ersucht den Feind um etwas, was er für sich nie bitten würde; aber die strenge, ganz im Styl jener Zeit gehaltene Art, wie er es thut, zeichnet ihn aus; denn er widerruft keinesweges seinen alten Haß, den er der Mensch gegen den Menschen Shylok fühlen mußte; es will lediglich der edle Kaufmann mit dem wucherischen Kaufmann Geschäfte machen, weil es nun einmal nicht zu ändern ist, um des Freundes willen. Er hört mit der größten Gelassenheit die widrig furchtbare Bedingung von dem Pfunde Fleisch, und da er einmal dem Juden zugegeben hat, daß ohne Zins Geld darzuleihen liebreich sei, so nimmt er auch jetzt noch dieses Wort nicht zurück, und läßt sich die Buße gern gefallen. Bassanio kämpft nicht sehr dagegen, was er billig hätte thun sollen; doch er, das ächte Kind des Glückes, fast verwöhnt durch ein leicht hinrauschendes vornehm bequemes Leben, fürchtet wenig für sich und wenig für andere; und als feuriger Liebhaber jetzt vollends gar nichts. Dennoch würden wir

wir ihm seinen jetzigen Leichtsinn schwerlich vergeben, wenn er uns nicht hinterher durch sein rührend-treues Benehmen in Noth und Tod wieder aussöhnte.

Es ist ganz im Charakter des edeln Schwermüthigen, daß er, dem Feste gewiß nur neue Melancholie geben, doch seinen Freunden häufige Feste bereitet; ja daß er diese Angelegenheit mit einem Eifer treibt, der den Zuschauer mit einer gewissen lächelnden Rührung erfüllen muß. —

Kaum aber ist Bassanio, sein Herzensfreund, von ihm getrennt, so dringt auch mannigfaltiges Unglück von der rohesten Art auf ihn, den Zarten, ein. Auch hier liegt eine herrliche tiefe Allegorie verborgen, woran Shakspear so reich ist. Es giebt zarte Menschen, die, wenn sie allein stehen, kaum leben können, und dann dem Geschick fast zum Spott zu dienen scheinen, obwohl sie es nicht sind. Ueberaus köstlich ist Salarino's Erzählung von dem Abschied der Freunde, denn da Bassanio ihm erklärt habe, er wolle eilen, um desto früher zurückkehren zu können:

— — — — „Nein, erwiedert er,
"Schlag dein Geschäft nicht von der Hand, Bassanio,
Um meinetwillen; laß die Zeit es reifen
Und die Verschreibung, die der Jude hat,
Sie komme nicht in Deinen Brudersinn.

„Sei fröhlich! wende die Gedanken ganz
„Auf Gunstbewerbung und Bezeugungen
„Der Liebe, wie sie dort dir ziemen mögen."
Und hier, die Augen voller Thränen, wandt' er
Sich abwärts, reichte seine Hand zurück.
Und als ergriff ihn wunderbare Rührung,
Drückt er Bassanio's Hand, so schieden sie.

Salanio, der vielleicht unter allen den hier genannten dem Antonio am fernsten steht, schaut dennoch dessen Gemüth klar an, und erwiedert darauf das Entscheidende: „ich glaub', er liebt die Welt nur seinetwegen." Das ist es, was das ganze Stück in Beziehung auf ihn ausspricht.

Ueber die Art wie Antonio das immer furchtbarer werdende Unglück trägt, das nun auf ihn einstürmt, wundern wir uns gar nicht, denn wir haben sie ganz so von dem trefflichen Manne erwartet. Er, der in der Kunst zu leben nicht fröhliche Vollendung hatte, zeigt sich in der Kunst zu sterben, als unübertroffenen Meister. Ueber seinen Brief an Bassanio, den dieser im höchsten Mittagssonnenschein des Glücks empfängt, sagen wir gar nichts, denn wir glauben nicht, daß irgend jemand vorhanden sei, der hier den Gott in der Menschenbrust verkennen sollte, der so stillbedeutsam spricht. Daß Shakspear der reichste aller Dichter ist, das wissen wir alle; daß er aber auch der einfachste, kindlichste und frömmste ist, das wissen nicht alle, und diese wollen wir ganz

besonders auf jene Scenen aufmerksam machen, damit sie es fröhlich erkennen.

Hier ist es denn auch, wo sich Bassanio's Charakter uns aufklärt. Hätte er nur eine Sylbe anders gesprochen, oder den leisesten Zweifel gehabt, ob er thun sollte was er thun mußte, wir würden ihm nimmer verziehen haben. So aber steht er gesichert da, und wir sehen hier, wovon so mancher Dichter nur hat sprechen können: „Freundschaft," ein Wort, das wir nie ohne eine gewisse frohe Andacht aussprechen sollten.

Antonio's Benehmen in der allbewunderten Gerichtsscene ist wahrhaft klassisch. Er hat seinen Freund noch einmal wieder gefunden, alle seine Mitbürger achten und bedauern ihn, der Doge selbst spricht ein ehrendes Fürstenwort zu seinen Gunsten, und so umleuchtet ihn von allen Seiten ein edler Ruhm, der ja auch wohl dem minder Trefflichen den Tod erleichtern könnte. Aber der Zuschauer fürchtet auch diesen Tod nicht für ihn, er ahndet längst, daß es Mittel gebe, ihn zu retten, und er sieht fast mit einer gewissen heitern Ironie auf die gar wackeren Männer hin, die in ihrer leidenschaftlichen Bewegung jenes Mittel gar nicht erkennen. Allerdings ist die Rettung des Antonio nichts weiter als (wenn wir so sagen dürfen) — das Ei des Kolumbus. Sobald die verkleidete Porzia das erste Rettungswort ausgesprochen, so hätte vielleicht jeder Bettler in Venedig

die Sache fortsetzen und gewinnen können. Daß aber der Dichter das Vermögen, jenes Kolumbus-Ei recht zu stellen, einem Mädchen geliehen hat, ist erfreulich und ewig wahr, und wir dürfen wohl darauf rechnen, daß alle unsere Leser jenes herrliche Talent den Leserinnen nicht absprechen werden.

Antonio wird gegen das Ende des Stücks fast überraschend plötzlich wieder reich, vielleicht reicher als er je war. Es ist dies keinesweges eine gewöhnliche Dichtergroßmuth, die wohlfeil genug zu handhaben ist, sondern es ist wahrhaft nothwendig, und in der Natur des ganzen Stückes begründet. Antonio muß durchaus reich sein; denn wenn er nicht mehr schenken und Anderen auch auf diese Weise Freude machen könnte, so hätte er fast gar keine mehr und wäre fast verloren. Der Dichter meint es überhaupt so gut mit ihm, daß er, da man bekanntlich nicht gern an einem Orte verweilt, wo uns irgend etwas Ungeheueres begegnet ist (möge dieses Ungeheure auch noch so glücklich geendet haben) ihn sogleich mit seinen Freunden von Venedig nach Belmont reisen läßt, wo wir ihn in der allerbesten Gesellschaft wissen und wo Musik und frische Natur dem liebenswürdigen Traurigen gar wohl bekommen werden.

Will man sich den Genuß eines solchen Charakters noch erhöhen, so denke man sich irgend eine andere Weise der Charakteristik, und man wird finden

daß jede andere nichts tauge. Denken wir z. B. ihn frisch und heiter; er wird dann auch für seinen Freund Vieles thun; aber mit einem Pfunde Fleisch sich für ihn unterschreiben wird er nicht, und mit Recht nicht wollen. Hätte ihn aber der Dichter doch dazu genöthigt und durch poetische Künste auch uns etwa überredet, daß er es gethan, so würde wenigstens jener Brief anders ausgefallen und die Gerichtsscene würde zur peinlichen Folter geworden sein. Die Lebenslust hätte sich in ihm geregt. Bassanio würde kläglich darneben gestanden sein, und aus dem Juden wäre vielleicht gar ein Franz Moor geworden; mit einem Wort: das ganze Stück wäre aus seinen Angeln gehoben. — So weise angeordnet, so tief bedentend und nothwendig ist jeglicher Charakter in des edlen Dichters Werke.

Wir haben uns bei dem Antonio sehr lange verweilt, weil wir ihn einigermaßen vollständig auffassen wollten; mögen deshalb für die anderen Charaktern hier nur kürzere Andeutungen stehen.

Der Doge stattlich und nicht ohne Würde; doch keinesweges so von Glanz umleuchtet als fast sämmtliche Fürsten in den Werken des Dichters. Die Republik hindert ihn, die Senatoren und das Gesetz; dennoch ist eine gewisse feierliche Pracht in seiner Rede, auch thut sein Anblick wohl, da wir durchaus nicht glauben können, daß in seiner Gegenwart, selbst wenn Porzia nicht erschienen wäre, der Jude sein

Messer in des edeln Christen Brust hätte schlagen dürfen

Der Prinz von Marocco, glühend wie die Sonne, unter der er geboren ward, heftig; doch fürstlich. Wir brauchen nur wenige Worte aus seinem Munde gehört zu haben, um zu wissen, daß er das goldene Kästchen wählen muß. Sein Benehmen erregt unsre volle Theilnahme, und seine letzten Worte:

„Leb wohl denn Gluth! willkommen Frost!
Lebt Porzia wohl! zu langen Abschied fühlt
Mein Herz zu tief. — So scheidet wer verspielt" —

klingen wahrhaft tragisch nach Doch weiß uns der Dichter schnell auf den Standpunkt des Lustspiels zurück zu versetzen, indem uns Porzia sogleich wieder an seine schwarze Farbe erinnert, die ihr, wie auch wohl billig, misfällt.

Der Prinz von Arragon. Mit ihm hat der Dichter ein sehr erfreuliches Spiel getrieben. Er ist zierlich, umsichtig, redet in feinen Worten, und hält sich für sehr weise. Ihm ist nichts mehr zuwider als lustige Thorheit und tändelnder Leichtsinn, und so hat er sich denn in die Selbstzufriedenheit dergestalt vertieft, daß er allerdings das silberne Kästchen wählen muß, weil die Aufschrift ihn lockt: „Wer mich erwählt, bekommt so viel als er verdient." Er hält es mit dem Verdienste, öffnet und findet was wir wissen. — Laßt uns dem Dichter

darüber ja nicht zürnen, er ist hier höchst besonnen und voll wahrhaft poetischer Wahrheit, ja wer den Charakter des Arragonischen Liebhabers noch nicht ganz verstände, dem würde Porzia mit einemmale das Räthsel lösen:

„So ging dem Licht die Motte nach!
O diese weisen Narren! wenn sie wählen
Sind sie so klug, durch Witz es zu verfehlen.“

Ueber Bassanio ist schon oben gesprochen. Er steht nicht so hoch als Antonio; doch ist er einer solchen Freundschaft wenigstens nicht unwürdig. Sein erster Auftritt mit den Worten:

Ihr lieben Herrn, wann lachen wir einmal?
Ihr macht Euch gar zu selten; muß das sein?

ist uns besonders wegen Antonio erfreulich, weil doch auch dieser von dem Ueberflusse des Lachens ein weniges mitgenießen wird. Als Bassanio Porzia versicherte, sein Vermögen sei nichts, zeigte er sich allerdings noch immer euphemistisch, da er billig hätte sagen sollen „weniger als nichts.“ Allein da er sich späterhin selbst anklagt, so versöhnt er uns auf diese Weise wieder. Die Liebe, und das Unglück so wie die Tugend seines Freundes, geben seinem frischen und kraftvollen Gemüthe einen höheren Adel, ja es scheint fast, als sei beides nöthig gewesen um ihn zu vollenden.

Graziano ist der überkräftige, überfröhliche, mit Witz und Satire stets gewaffnete Jüngling. Er

bedarf der Zucht des Bassanio, und muß erst die Bedingung eingehen „artig zu sein," um nach Belmont mitgenommen zu werden. Es ist sehr weise vom Dichter (obwohl es bei dem ersten oberflächlichen Blicke nicht so scheinen könnte) daß er, der den Antonio wahrhaft verehrt, ihn doch anfangs ein wenig neckt. Eine reine pathetische Verehrung ohne allen Scherz würde für Graziano ein höchst langweiliges Gefühl sein. Doch eben weil er recht fröhlich sein und necken kann, so steht ihm auch der tüchtige Zorn und die rüstige Theilnahme für Antonio in der Gerichtsscene gar wohl an; und der ganze Mann verbreitet etwas Behagliches um sich herum, dessen in der oben erwähnten Scene nie zu viel sein konnte, da sie durch sich selbst die tiefste ja zu tiefe Rührung erregen konnte. Uebrigens ist es gewiß gut, daß er Nerissen zur Frau bekommt, die ihn mit Gutmüthigkeit und Klugheit wohl noch vollends zurecht setzen wird.

Von Salanio und Salarino ist schon oben beiläufig gesprochen worden. Auch sollen sie nur beiläufig betrachtet werden, nach des Dichters Willen; doch ist es keinesweges beiläufig, sondern recht wohl zu bemerken, daß sie durchaus nicht überflüssig sind. Ein Mann wie Antonio soll eine ganze Schaar von wackeren, heiteren Freunden und Bekannten um sich versammeln: so ist es billig. Das hat der

Dichter sagen wollen und wirklich unter andern auch durch die beiden S. angedeutet.

Lorenzo scheint anfangs ein wenig außer jener Schaar zu stehen, doch es scheint nur. Auch er ist ein Freund des Antonio und zeigt sich als solchen, gleich anfangs durch zwei Zeilen, in denen er Graziano's Witz, der offenbar dem Antonio galt, mit angenehmer Feinheit wenigstens zur Hälfte auf sich leitet. Uebrigens scheint er häufiger und lieber unter Frauen zu leben, wo er sich am besten aufgehoben findet. Man könnte ihn wohl gar für ein wenig kühl halten in seiner Liebe für Jessika, deren ganze Gluth ihm begegnet; allein auch hier ist offenbar nicht Willkühr, sondern entschiedene Absicht des Dichters im Spiel: theils um des reizenden Gegensatzes Willen, theils um zu zeigen, wie späterhin, da schon das Christenthum und die Ehe die Liebenden vereint hat, ein tieferer Sinn und höhere Gemüthlichkeit in den Mann gedrungen ist.

Shylok. Es dürfte kaum nöthig sein, über diesen so sehr berühmten Charakter auch hier noch zu reden, da bereits in hundert und wieder hundert Englischen und Deutschen Werken von ihm die Rede ist. Dennoch möchten einige Andeutungen nicht überflüssig sein. Man hat hie und da den ganzen Mann unnatürlich finden wollen, worauf wohl zuvörderst die Antwort dienen möchte, daß er nicht bloß ästhetisch wahr, sondern auch historisch wahr sei, worüber

eine sehr alte Ballade, die Eschenburg im Anhange zu seiner Uebersetzung mittheilt, hinlängliche Auskunft giebt. Eine solche Ballade darf wohl nicht als Poesie, sondern als gereimte Historie angesehen werden. Ueberhaupt würde wohl jenes ganze Wort: Shylok sei unnatürlich, nur so zu verstehen sein, man halte das hier geschilderte Verhältniß zwischen dem Judenthum und Christenthum für allzu feindlich; allein dies ist nicht der Fall. Ja, wenn das Wort wahr noch Grade hätte, so dürften wir hier sagen, es sei das „allerwahrste" Verhältniß, wie es sich im Mittelalter nicht selten gezeigt. Nähere Auskunft darüber giebt die Geschichte des zwölften bis siebzehnten Jahrhunderts und zwar die Geschichte fast aller christlichen Staaten. *)— Und nun vollends in Italien?

Shyloks Haß gegen den Antonio ist klar, und verständlich, er glaubt gegen ihn nicht sündigen zu können, und so darf uns denn auch sein späteres Benehmen kaum mehr befremden. — So bald er, nach der Flucht seiner Tochter mit den Kostbarkeiten, die entsetzlichen Worte ausgesprochen hat:

---

*) Man erinnere sich nur, um doch Einen Beleg zu geben, des Benehmens der Christen gegen die Juden und der Juden gegen die Christen unter den Kurfürsten Joachim I und II von Brandenburg.

„Ich wollte meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren, wollte sie läge eingesargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge,"

sobald wir das vernommen, ist alles Spätere, was die Gerichtsscene zeigt, selbst das Wetzen des Messers an der Sohle — begreiflich. — Nur die Liebe ist etwas Positives, der Haß eine bloße Negation, nothwendig hervorgehend aus der ersteren. Wer aber den Haß allein hat ohne Liebe, gleichsam ein ewiges Nein ohne ein ewiges Ja, der wird in der Unseligkeit seines Zustandes, sich nur dadurch zu retten suchen, daß er seine Negation zu etwas Positivem zu erheben sucht. Das kann ihm freilich nie gelingen; aber um zu leben muß er es stets von neuem versuchen. So hier Shylok, dessen Charakter als ein ewiges Nein zu allem Guten und Schönen erscheint.

Am Schlusse seiner Rolle erregt er fast ein tragisches Mitleiden, wenigstens nach unserm Gefühle. Ohne Rache und ohne Reichthum wird er wohl nicht lange mehr leben können, und er geht fast krank ab. Lasset uns aber nicht zu weich sein gegen diesen Ueberharten. Der Dichter durfte ihm auch nicht eine Zeile der Sentenz erlassen: nicht etwa der sogenannten poetischen Gerechtigkeit willen, sondern wegen des nothwendigen Elements des Lustspiels, der Freiheit. Shylok hatte das Recht angerufen, damit

es seiner Rache dienen sollte, und jede Bitte, dies-mal nicht auf dem strengsten Rechte zu bestehen, höhnend zurück geworfen. Da redete dann das Gesetz, und sank mit seiner ganzen Schwere auf ihn zurück, der es zur Sättigung seiner Leidenschaften hatte gebrauchen wollen. Was er mit Freiheit gesäet, ärndtete er, und so fällt jede Verwunderung weg.

Tubal Shyloks untergeordneter Freund, den in einer einzigen Scene in Umrissen zu zeichnen, allerdings eine schwere Aufgabe war. Der Mann hat sich zum Nachsetzen gebrauchen lassen, konnte aber die leichtgeflügelten Liebenden nicht einholen. Auf seines Meisters entsetzliche Klagen hat er nur den Einen gelassenen, aber erbärmlichen Trost, daß andere Menschen auch Unglück haben, in welcher Trostquelle den auch Shylok sich nicht wenig erfrischt. Damit er aber auch in dieser Hinsicht zu keinem wahren Genuß komme, so wird er ihm, wie billig, alle Augenblick durch den Tubal selbst verkümmert, der, so oft er von dem vortrefflichen Unglück Antonio's als einem Labsal für den Feind gesprochen, sogleich auch wieder von der unmäßigen Verschwendung Jessika's auf der Reise Bericht giebt. Tubal thut dies ohne allen Zweifel mit Vorsatz, denn die Freundschaft unter solchen Menschen ist nichts weiter als die wechselseitige Erlaubniß, so ungenirt und aufrichtig-widerwärtig-quälend zu sein als möglich. So hat T. einen dreifachen Genuß: Antonio's Ruin,

den Verlust Shylocks, dem, als seinem geliebten Freunde er gleichfalls recht wohl einiges Böse gönnt, und endlich das phantastisch-tolle Schauspiel, das ihm die verworrenen Ausrufungen seines edeln Freundes, die er selbst veranlaßt hat, gewähren. Wir glauben ihm durch alle diese Vermuthungen nicht zu nahe zu treten, da, wie billig, der Helfershelfer unter dem Anführer steht, und auch Salanio erklärt, es gebe keinen dritten zu diesem Paar.

Lanzelot Gobbo. Die lustige Person des Stücks, d. h. die, welche gleich bei ihrem ersten Auftreten das Privilegium lustig zu sein aufgezeigt. Unsere lieben wackeren Vorfahren im 15, 16 und 17 Jahrhundert konnten nicht leicht ein Stück ansehen, in dem der Dichter eine solche ergötzende Person hätte fehlen lassen. Späterhin, gegen den Anfang des 18 Jahrhunderts verlor man, wie durch Gewalthätigkeit, fast allen Witz, und ward über diesen Verlust so gewaltsam hochmüthig, daß man mit ungeheucheltem und thörichtem Hasse auf dergleichen unschuldige Personen herab sah. Gottsched that endlich den letzten Schritt, und in Verbindung mit der berühmten Schauspieldirektorin Neuber in Leipzig, ließ er auf öffentlicher Bühne den redlichen Gesellen, der sich Hanswurst nannte, verbrennen (1737). Lessing war unendlich billiger, und wünschte nicht selten mit rührender Sehnsucht den

armen lustigen Teufel zurück, für den zu seiner Zeit auch nicht der kleinste Ersatz geboten wurde.*)

Gobbo ist kein eigentlicher Hanswurst, sondern die reine redliche lustige Person, eine Art von Shakespearschem — Papageno, ein Mensch, der weiter gar kein geistiges Bedürfniß hat, als sich selbst und die Welt moralisch auf den Kopf zu stellen, aber ohne alle böse Absicht, ia überhaupt ohne alle Absicht. Er will nur spaßen (was wir selbst noch von Scherzen unterscheiden möchten) und er muß spaßen wollen, eben weil er es nicht lassen kann. Nur in diesem Cirkel bewegt er sich. Wir sind sehr geneigt zu glauben, und es scheint uns sogar recht klar, daß er seinen guten alten halbblinden Vater von ganzem Herzen lieb hat. Dennoch vermag er nicht, das Necken zu lassen; aber es ist ein so ehrliches Necken, daß es gewiß dem ehrlichen Manne weit besser bekommen wird, als wenn ihm große Herzensrührung begegnet wäre. Wie wenige Dichter hätten es sich hier wohl versagt, ein klein wenig zu rühren! Aber Shakspear denkt nicht daran, sondern giebt uns hier zwei Scenen von so köstlichem Humor, daß man in der That das traurigste Gelübde, sich nie zu freuen, gethan haben müßte, wenn man auch hier sich nicht ergötzen wollte. —

*) Wir gedenken an einem andern Orte über jene leicht fröhliche Angelegenheit, die noch so oft misverstanden wird, zu reden.

Und sollte nicht auch wirklich eine gewisse humoristische Rührung in jener Erkennungsscene walten? Der Alte, der von dem neckischen Jüngling gehört hat, sein Sohn sei todt, klagt wirklich recht herzlich, daß er nun „den Stab seines Alters, seine beste Stütze" verloren habe, woraus denn doch hervor geht, daß der junge lustige Mensch bisher seine Pflichten gegen den ehrlichen Alten recht wohl erfüllt hat. Auch macht jene kurze Klage auf den Spaßenden gar bald Eindruck. Er wendet sich nur noch einmal (denn das kann er nicht lassen) an das scherzende Wort: und fragt das Publikum: „Seh' ich wohl aus wie ein Knittel, oder wie ein Zaunpfahl, wie ein Stab oder wie eine Stütze?" und dann kommt sogleich sein Herz in das Spiel, und er giebt sich schnell zu erkennen, wobei der Alte eine doppelte Freude hat, eine Freude, die sich, wie billig, auch auf den stattlichen — Bart seines Sohnes erstreckt, dessen Gesicht er mit Behaglichkeit betastet.

Man lese diese Scene und die folgende selbst, auch wenn man sie schon hundertmal gelesen, noch einmal, und man wird inne werden, hier sei jener gute, menschlich freundliche Humor, der ewig ist wie die Natur des Menschen selbst, während (um es recht deutlich heraus zu sagen) fast aller französische Witz mit der beschränkten Zeit sinkt, die ihn erschuf und erfaßte. —

Wir verhehlen es nicht, daß wir selbst bei dem Boten aus Venedig und bei Porzias Bedienten wirkliche Charakterphysiognomie anzutreffen glauben. Besonders ist der Letztere zu bemerken, der, bei der Ankunft des Bassanio in Belmont, in solches Entzücken geräth, daß er in dem allerzierlichsten, pathetischen Worten dessen Ankunft verkündet. Doch leider kommt der arme Mann, der solchen Festtagswitz an den schönen Fremdling wendet, übel weg, indem ihm Porzia erwiedert:

Nicht wahr, ich bitt' dich, ich besorge fast, daß du gleich sagen wirst, es sein dein Vetter.

Porzia, die Trägerin des ganzen Stücks, spricht sich in ihrer edlen Individualität so entschieden und bedeutend aus, daß sie selbst bei dem ersten Blicke erkannt werden mag. Es ist mit diesem Charakter wie mit dem Aether, der, wie bekannt, klar ist und doch voll unergründlicher Tiefe. Sie hat einen seltsamen geheimnißvollen Vater gehabt, der ihr unendlichen Reichthum, aber auch einen gefesselten Willen bei der wichtigsten Wahl ihres Lebens hinterlassen hat. Vielleicht erzeugte sich gerade so ihr nie ermüdender, vollströmender Witz, der uns vielleicht für ihr Herz bange machen könnte, wenn uns nicht die herrliche tiefe Liebe für Bassanio, und das geistreich thätige Mitleiden mit Antonio eines bessern belehrte. So steht sie denn in der That fast vollendet da, und doch wieder ganz ohne Allge-

mein-

meinheit, recht fest bestimmt und begränzt, wie denn überhaupt das Schöne sich nur in harmonischer Begränzung offenbaren kann. Wir gestehen gern, wir möchten auch nicht Eine Zeile aus ihrer Rolle entbehren, und so wünschten wir auch allerdings jede Zeile derselben durch zu nehmen, wenn wir nicht fürchteten, zu ausführlich zu werden. Nur des Einen wollen wir gedenken, wie gar herrlich und rührend in dem Munde dieses in voller Blüthe prangenden, tief verständigen und doch so muthwillig heitern Mädchens, die Worte über die Gnade sich ausnehmen, Worte, die selbst der edelste Geistliche gern von der Kanzel vor einer ganzen — Europäischen Gemeine ablesen würde. Und dann wieder — ganz wie ein ächtes Mädchen, nach der tiefsten Rührung der angenehme Muthwille mit dem Ringe. Lasset uns doch ja nicht fragen: Wozu dieser Muthwille? Wir würden dadurch nur zeigen, daß wir das schöne Talent, durchaus heiter und muthig zu sein, verloren hätten, und das soll uns doch niemand nachsagen.

Nerissa. Wir möchten sie ein Echo ihrer Gebieterin nennen, wenn man sich bei demselben nicht etwas bloß Positives dächte. Aber sie ist aktiv, und dennoch ein Echo, aus Liebe für Porzia. Haben wir das aufgefaßt, so ist ihr ganzes Benehmen und jedes Wort aus ihrem Munde klar und leicht zu entwickeln.

Jessica. Sie hat vielleicht bis dahin ihr ganzes Leben einsam gestanden; denn wohin die Natur ihre erste Liebe leiten wollte: zu ihrem Vater, da vermochte sie nicht zu lieben. So erzeugte sich in ihrem Gemüthe die Sehnsucht, die Gluth, die gänzliche Entfernung von Shylok, das Verstreuen des Reichthums (denn warum sollten wir Tubals Nachricht nicht glauben?) die gänzliche Hingebung an den Geliebten. Als sie ihn fand, fühlte sie nichts mehr als ihn, und kannte weiter keine Pflichten als ihm zu folgen, und ihm alles zu sein. Glaubend, sie sei nur zur Liebe und Freude geboren, vermochte sie es nicht länger in ihres Vaters Hause auszuhalten, und so ist selbst der Umstand, daß Lanzelot nun auch noch fort geht, der sie sonst wohl erheitern konnte, nicht ohne Bedeutung. Sie sagt ihm beim Abschiede die Worte:

Es thut mir leid, daß du uns so verläßt:
Dies Haus ist Hölle, und du, ein lust'ger Teufel,
Nahmst ihm ein Theil von seiner Widrigkeit.

Zur Märtyrin hat sie kein Talent, und so vermag sie, die vielleicht das gräßlichste aller Gefühle hat, sich ihres Vaters zu schämen, keinen Widerstand zu thun gegen die Werbung und den Entführungsplan des Lorenzo. In dieser Liebe erst reift ihr Gemüth, und es wird dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben können, daß sie gegen das Ende des Stücks weit höher und liebenswürdiger dasteht,

als im Anfang, und es bedarf des Zusatzes nicht, welch' ein reiner Gedanke hier den Dichter geleitet hat.

Haben wir nun auf diese Weise jeden einzelnen Charakter des Stücks ruhig angeschaut, so eröffnet sich uns bald der heitere Blick in das große Ganze, in den schönen Rhythmustanz der rein menschlichen Gebilde, den hier zu unserer Freude der edle Meister aufführen läßt. Aber es sey fern von uns in allgemeinen und vagen Lobsprüchen zu sagen, was sich von selbst versteht. Ueberhaupt wollen wir nie vergessen, daß man auf die Poesie d. h. auf etwas rein Menschliches und Göttliches nicht mit Fingern zeigen kann, und, auch wenn man es könnte, nicht sollte. Wir wollen den Duft der Blume genießen, aber nicht den Blüthenstaub mit den Fingern abstreifen. Man suche hier gar keine Mystik; ich habe hoffentlich gezeigt, daß ich sie in der Kritik nicht liebe; wohl aber glaube ich allerdings nicht, daß man — den Regenbogen in seine ein elnen Farben zerlegen soll. Sehr genau kann und soll der Kritiker sagen können, wo ein Fehler ist, und warum er das, oder jenes für einen Fehler halte, aber wo ein vollendetes Dichterwerk ist, da soll er, unsers Erachtens, zwar jede einzelne Person anschauen, und recht klar anschauen, aber er erlasse dann Andern und sich das weitere Preisen. Es bedarf dessen dann nicht mehr.

Wohl aber möchte doch noch eines Umstandes erwähnt werden müssen. Man hat auch in gedruck-

ten Büchern hie und da gemeint, der fünfte Akt jenes Schauspiels — es wird uns wirklich sauer der=gleichen nieder zu schreiben — sei überflüssig. Frei=lich, wenn wir zufrieden sind, nachdem der rohe Stoff beseitigt ist, wenn wir wissen, daß dem An=tonio das Stück Fleisch nicht ausgeschnitten wird, wenn wir es gern sehen, daß Bassanio und Porzia allenfalls gleich vom Gerichtssaale zum Hochzeitmale gingen, so wäre die Sache abgemacht, wie etwa eine pikante Anekdote abgemacht wird. Allein Shak=spear wollte, wie billig, etwas Höheres, und er gab uns noch einen Akt, wo wir, fern von allem wüsten Getreibe und dem Kampfe irrer Leidenschaften, nichts sehen und hören, als: Mondschein und Musik, Liebe, Scherz und die Lösung jegliches Lebens=Räthsels. Wahrlich, wie einst ein Verehrer von Glucks Iphi=genia auf das traurige und unwahre Wort: „Iphige=nia ist gefallen" bloß erwiederte: „Ja, vom Him=mel," so möchten wir das, und zwar mit dem größten Rechte, auch von diesem Akte sagen. — So „süß schlummerte" noch in keinem Dichter „das Mondlicht auf dem Hügel," so ward noch nie der heilige Zau=ber der Musik erkannt, so mild und freundlich löste sich noch nie der verschlungene Knäuel des Geschickes, als er hier gelöst wird. — Ganz klar; ganz befrie=digt, ganz heiter sollte der Zuschauer von dem herr=lichen Gemälde treten: das wollte der Dichter, und das hat er erreicht.

3. Heinrich IV,

Schauspiel in fünf Aufzügen erster Theil, (bei Gelegenheit der Aufführung auf der Berliner Bühne.)

Um das Historische in dem vierten Heinrich genau zu verstehen, müssen wir auf seinen Vorgänger Richard II. zurückblicken. Dieser war in der Tiefe seines Herzens nicht ohne wahrhaft königliche Eigenschaften; aber Leichtsinn, Lebenständelei und verworrener Umgang hatten ihn gewissermaßen sich selbst entfremdet, und so erschien er zuletzt fast nur als eine Karikatur seiner selber. Die Abneigung der Großen, die er sich dadurch zugezogen, benutzte Heinrich Bolingbroke, den Richard verbannt hatte. Er kehrte wider den Willen des Königs zurück, und mit schlauer Klugheit, nur vorgebend sein Recht zu behaupten und einige Misbräuche im Reiche abzustellen, gelang es ihm bald, an der Spitze einer höchst bedeutenden Macht zu stehen, und Richarden die Krone zu rauben. Jetzt im höchsten Unglück erwacht die ganze edle Natur des unglücklichen Königs, und, da ihm die sichtbare Krone vom Haupt gerissen worden, umleuchtet ihn die königliche Würde in ihrer ganzen Herrlichkeit. Laßt mich darüber nicht weitläufig sein, ihr lieben Leser, wohl aber laßt euch bitten, in einer stillen Stunde einmal jenen Richard von neuem zu betrachten, wie ihn Shak-

spear gezeichnet, und ihr werdet, außer manchen anderen Freuden, auch den Genuß haben, zu sehen, wie so gar sehr herrlich der Dichter die Idee der Königswürde aufgefaßt hat.

Indessen geht alles seinen irdisch natürlichen Gang, Richard fällt und Heinrich Bolingbroke setzt die geraubte Krone mit Bewilligung der Großen des Reichs auf sein eigenes Haupt Er, jetzt unter dem Namen Heinrich IV, zeigt sich fest, klug und bedeutsam, um sich die schwankende Herrschaft zu sichern; das gelingt ihm, aber die Nemesis waltet dennoch, denn glücklich ist er nicht und Liebe begegnet ihm nimmer. Er ringt, die äußere Würde auch durch innerliche zu ersetzen, aber er vermag nichts weiter, als mit Künstlichkeit hoch und vornehm zu erscheinen. Dies ist überall dem forschende Blicke sichtbar; doch am klärsten wird es in der Scene mit dem Prinzen von Wales, in welcher er das tiefste Geheimniß seiner Herrschkunst entwickelt. Hätt' ich, so sagt er nach manchem andern Schelten.

Hätt' ich so meine Gegenwart vergeudet,
So mich den Augen aller ausgeboten,
So dem gemeinen Umgang gäng und feil:
So wär' die Meinung, die zum Thron mir half,
Stets dem Besitze unterthan geblieben,
Und hätt' in schwächlicher Verbannung mich
Als einen, der nichts gilt noch ist, gelassen.

Doch selten nur geseh'n, ging ich nun aus,
So ward ich angestaunt wie ein Komet,
Daß sie den Kindern sagten: „Das ist Er;"
Und andre: „Welcher? Wo ist Bolingbroke?"
Dann stahl ich alle Freundlichkeit vom Himmel,
Und kleidete in solche Demuth mich,
Daß ich Ergebenheit aus aller Herzen,
Aus ihrem Munde Gruß und Jauchzen zog,
Selbst in dem Beisein des gekrönten Königs.
So hielt ich die Person mir frisch und neu, u. s. w.

Er ist hart genug, noch jetzt den unglücklichen König, der durch ihn fiel, lächerlich zu machen, indem er mit wahrhaftem Witz schildert, wie der, von solchen Künsten nichts wissend, sich überall und für jedermann habe sehen lassen, nicht selten sogar lachend und scherzend.

Wenn dann der Anlaß kam, geseh'n zu werden,
War er so wie der Kukuk nur im Juni,
Gehört, doch nicht bemerkt; geseh'n mit Augen,
Die, matt und stumpf von der Gewöhnlichkeit,
Kein außerordentlich Betrachten kennen,
Wie's sonnengleiche Majestät umgiebt,
Strahlt sie nur selten den erstaunten Augen.
Sie schläferten, die Augenlieder hängend,
Ihm ins Gesicht vielmehr, und gaben Blicke,
Wie ein umwölkter Mann dem Gegner pflegt,
Von seinem Beisein überfüllt und satt.

Wie aber jene Künste damals halfen, die Krone zu empfangen, so helfen sie jetzt, sich zu erhalten, und die äußere Würde zu behaupten, denn möge es immerhin keine sonderliche Kunst sein, sich rar zu machen; zu irdischem Zweck ist sie gut genug. So will es der Erdgeist, der die stets besonnene Klugheit nothwendig siegen lassen muß über die wilde Genialität (Heinrich Percy) und so schildert es der Dichter, der, durch und durch entglüht von rein poetischem Feuer, dennoch ewig besonnen und mäßig erscheint.

Wir wenden uns jetzt nach der Charakteristik des Vaters zu dem Sohne, der, wie schon frühere Kritiker bemerkt haben, von dem Dichter mit ganz besonderer Liebe geschildert worden ist. Dieser Jüngling hat alles, was liebenswürdig und anmuthig genannt werden kann, und, ganz im Gegensatz seines Vaters, ist er sich auch seiner Würde so klar bewußt, daß er sie fast übermüthig — verschleudert und zu ignoriren scheint. Der Hof seines Vaters ist ihm zu steif, zu geistlos und eben deshalb auch zu langweilig, und da er leider nichts zu thun hat, (das schlimmste Unglück für den genialen Jüngling) so macht er sich zu thun, indem er eine überaus schlechte, aber auch überaus witzige Gesellschaft wählt, die ihm allerdings Geschäfte genug giebt. Er ist ein Edelstein unter Schutt begraben; aber dieser Diamant hat Leben, und zwar ein solches, von

dem er weiß, daß es in jedem Augenblicke zum Vorschein kommen kann, sobald eine bedeutende Aufforderung geschieht. Wie ein ächter Alt-Britte liebt er nächst dem tiefsten Ernste nichts so sehr, als den Witz und den Humor, und da er diese nicht selten in den — Schenken antrifft, so steht er auch nicht an, dieselben zu besuchen.

Wir müssen einräumen, daß er im Fallstaff die eigentliche Fundgrube des Witzes und Humors angetroffen, und da er das weiß, so ist es ihm in manchen Stunden unmöglich die moralische Schlechtheit jenes Menschen scharf zu ahnden. Er läßt mit sich selbst spielen, wie der Löwe es den Mäusen verstattet; oder (in einem anderen Vergleiche) er richtet nicht Kanonen gegen Fliegen, sondern ergötzt sich an ihrem Summen, oder wenn es ihm zuviel wird, so wehrt er sie höchstens mit dem Taschentuche ab.

Shakspear läßt uns auch nicht den geringsten Zweifel über den Charakter des Prinzen, denn sobald in der zweiten Scene, das lustig ruchlose Spiel der witzigen Prose vorüber ist, so tritt sogleich die Poesie in wahrhaft königlicher Pracht ein:

J know you all, and will a while uphold
The unyok'd humour of your idleness:
Yet herein will J imitate the sun;
Who doth permit the base contagious clouds
To smother up his beauty from the world,
That, when he please again to be himself,

Being wanted, he may be more wonder'd at,
By breaking thrugh the foul and ugly mists
Of vapours, that did seem to strangle him.*)

Er darf so reden, denn er zeigt sich in der That so, sobald sich die Gelegenheit zu handeln bietet. Selbst in der Scene mit dem Vater, wo er gar sehr gescholten wird, steht er in seiner freundlich bescheidenen Unbefangenheit offenbar besser da, als jener, dessen ganze Tugend doch nur künstlich gemacht ist, und sich selbst nicht traut. Auch dem Feinde zwingt er ein Lob ab, und zwar eines in köstlich tönenden Worten, daß es gewiß niemanden gereuen wird, dasselbe, (wenn auch zum funfzigsten male) wieder nach zu lesen.

---

*) Wir haben diese trefflichen Zeilen in der Ursprache gegeben, da sie uns doch noch bedeutsamer zu tönen scheinen, als in der sonst bekanntlich sehr gelungenen Uebersetzung:

Ich kenn' euch all', und unterstütz' ein Weilchen
Das wilde Wesen eures Müssiggangs.
Doch darin thu' ich es der Sonne nach,
Die niederm, schädlichen Gewölk erlaubt,
Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
Damit, wenn ihr's beliebt sie selbst zu sein,
Weil sie vermißt ward, man sie mehr bewundern,
Wenn sie durch böse garst'ge Nebel bricht,
Von Dünsten, die sie zu ersticken schienen.

Noch klarer erscheint uns der Prinz im Gegensatze zu Percy, dem Heißsporn. Dieser Beiname drückt den Charakter des jungen Helden wohl aus, der ganze Mensch ist eine einzige Flamme vom Haupt bis zur Ferse, mitunter sogar eine Schwefelflamme. Er hat alles, was den edelsten Ritter zieren würde; nur nicht das reine Element der Ritterlichkeit: Liebe und nächstdem reflektirende Klugheit. Ihm erscheint gewissermaßen das Leben wie ein Blitz; darum bildet er sich selbst zu einem donnernden Jupiter, um jenem zu begegnen. Aber der Mensch ist nun einmal kein Jupiter, darum mislingt auch dem Percy das Unternehmen, das sonst gegen den mit großem Unrecht zur Regierung gekommenen und eben deshalb ungeliebten Bolingbroke gerichtet, leicht einen bessern Ausgang hätte haben können. So aber zerschlägt sich seine Kühnheit an des alten Königs Klugheit, und an des jungen Prinzen reiner Ritterlichkeit. Im Percy ist ein ungeheurer Ueberfluß am Leben, und darum lebt er nicht recht, denn bekanntlich giebt es ja auch Krankheiten aus Ueberkraft. In dem vollständigen Gemälde durfte nicht übergangen werden, daß er nicht lieben kann, weshalb denn auch die Scene mit seiner Gemahlin durchaus nicht anders sein kann, als sie eben ist. — Sie ist ihm nicht viel mehr als erste Dienerin; ja wenn sie mehr sein will, — genirt sie ihn. Schon um deswillen darf er nicht herrschen. Nächst ihm

steht der seltsam phantastische Glendower und Douglas in seiner heiteren Kühnheit, mit wenigen aber bedeutsam charakteristischen Zügen gezeichnet, deutlich da; und es wird überall klar, daß diese Gemüther, wenn sie auch für Ein politisches Ziel erregt worden sind, sich dennoch nie wahrhaft vereinigen können.

Gehen wir jetzt zu der scherzhaften Parthie des Stückes, so finden wir hier zuerst den allbewunderten in hundert und wieder hundert Büchern gepriesenen Fallstaff. Dennoch mögen auch hier ein paar ganz einfache Bemerkungen über ihn stehen. Er ist gewissermaßen die personificirte witzige Sinnlichkeit, d. h. eine solche, die sich ihrer selbst klar bewußt ist, und eben deshalb witzig sein kann. Er fühlt selbst sehr wohl, daß ihn sein unmäßig dicker und aufgeschwemmter Körper an tausend Dingen hindert, die ein anderer im Fluge zu thun vermag. Er fühlt sich selbst sogar feige; und macht sich mitunter halb scherzende halb ernste Vorwürfe, daß es überhaupt mit seiner Tugendhaftigkeit nicht wohl bestellt sei. Aber nicht minder weiß er, daß er mit seinem Verstand doch fast überall durchdringe; und, da dieser nie anders als in der Form des Witzes und des Humors erscheint, auch fast überall willkommen sei. Er ist wenigstens ein ehrlicher Schelm, und ein nicht tückischer Taugenichts, und haßt eigentlich keinen Menschen, als etwa — den Prinzen Johann,

weil diesem allerdings sehr kühlen Jünglinge durchaus nicht mit Scherz beizukommen ist. — Wir müssen hier auf diesen Umstand aufmerksam machen, obwohl derselbe erst im zweiten Theile Heinrichs IV. zur Sprache kommt, weil er uns klar darthut, daß Fallstaff den Witz wirklich als Waffe gebraucht; und daß er sich keinesweges verhehlt, daß diese Waffe seine einzige sei. Deshalb ist er auch (obwohl ungezogen gegen die ganze Welt) doch gegen niemanden bitter, als gegen jenen Johann. — „Ich wollte, sagt er nach dem Abgange desselben im zweiten Theile Heinrichts IV., (Akt. IV. Scene III.)" Ich wollte, ihr hättet nur den Witz dazu, das wäre besser als euer Herzogthum. — Meiner Treu, dieser junge Knabe von nüchternem Geblüt liebt mich nicht, auch kann ihn kein Mensch zum lachen bringen; aber das ist kein Wunder, er trinkt keinen Wein. Es wird niemals aus diesen bedächtigen Burschen etwas Rechtes, denn das dünne Getränk und die vielen Fisch-Mahlzeiten kühlen ihr Blut so übermäßig, daß sie in eine Art von männlicher Bleichsucht verfallen, — — sind gemeiniglich Narren, und feige Memmen. —

In soweit Fallstaff lieben kann, liebt er den Prinzen Heinrich wirklich; ja es ist zu vermuthen, daß ihm ohne dessen Gesellschaft . . . . der Sekt nicht halb so gut schmecken und bekommen würde als jetzt. Einer größeren Liebe ist Fallstaff

nicht fähig, und die Königin Elisabeth muthete dem Dichter in der That etwas Unmögliches zu, als sie von ihm verlangte, in einem eigenen Lustspiele den Fallstaff verliebt zu zeichnen. Zwar wissen wir alle, wie vortrefflich S. in den „lustigen Weibern von Windsor" sich aus der Affaire zog; dennoch können wir nicht verhehlen, daß uns der Fallstaff in dem letztgenannten Lustspiel nur als ein halber Fallstaff erscheine, im Vergleich mit dem unübertrefflichen in den Heinrichen.

Unter den vielen köstlichen Scenen, die durch Fallstaff veranlaßt werden, zeichnen wir besonders die vielberühmte aus, in welcher er im Namen des Königs dem jungen Prinzen Vorwürfe macht, und sich selbst mit köstlichem Weihrauchduft beschenkt. Wir zeichnen sie aus, besonders deswegen, weil wir den Muth des Dichters bewundern, jene große, herrliche, überaus ernsthafte Strafscene, die durchaus nicht ausbleiben durfte, vorher zweimal scherzhaft zu parodiren, ohne zu fürchten, daß sie dadurch an Würde verlieren könne, oder daß wir unwillkührlich lächeln würden, wenn wir uns der früheren Parodien erinnerten. Sh. durfte sich vertrauen, denn wahrlich weit entfernt, daß jene Parodien dem nachfolgenden Ernste schadeten, verleihen sie ihm neue Würde.

Der Dichter hat uns deutlich gezeigt, wie Fallstaff nicht bloß selbst behaglich ist, sondern auch

überall Behaglichkeit verbreitet, und wie er es den Menschen fast unmöglich macht, ihn genugsam zu verachten, weil sie vor Lachen nicht dazu gelangen können. Deshalb giebt es auch eine ganz eigene Empfindung, die Worte zu hören, die der Prinz an ihn richtet, als er ihn auf dem Schlachtfelde todt zu finden glaubt. Es ist in ihnen eine so seltsame Mischung von Lächeln und Rührung, daß wir sie gleichsam mit zu sprechen glauben, ja wir möchten die Wagschaale der Rührung bei dem Prinzen für gefüllter halten, als die andere, in der der lächelnde Scherz ruht.

Dennoch, so behaglich als es auch dem Dichter ohne Zweifel gewesen ist, den Fallstaff zu zeichnen, so hat er doch nie nach Art einiger neuern Poeten gestrebt, ein falsches Interesse für denselben zu gewinnen. Er leugnet nicht nur nie, daß Fallstaff ein durchaus verächtlicher Mensch ist, sondern läßt dies recht häufig an den Tag kommen; ja er hat am Schlusse des zweiten Theils Heinrichs IV, dem armen Schelm eine Strafe zuerkannt, die man wohl in manchen Momenten für zu hart erklären könnte; doch wird sie uns bei genauer Betrachtung nur gerecht erscheinen.

Daß sich endlich um Fallstaff noch einige andere ergötzliche Menschen versammeln, versteht sich von selbst, und es können uns dieselben mit Einschluß des späterkommenden Pistol und Nym, — gewis-

germaßen als Fallstaffs köstliche Familie erscheinen, die sich fast durch sich selber charakterisirt.

Wir brechen hier ab, da wir nicht gesonnen waren, ein Buch über das Stück zu schreiben, sondern lediglich die Absicht hatten, durch die Darlegung einiger Züge in den Hauptcharakteren, unser großes Interesse für das Werk zu beurkunden, das so tiefsinnig ist und doch so freundlich, so lehrreich und so ergötzlich, daß man es wohl lieben muß.

---

4. Othello,

Trauerspiel in fünf Aufzügen, übersetzt von J. H. Voß.

Wir wissen bekanntlich aus Shakspear's Leben nur sehr wenig; doch dies Wenige muß uns um so werther sein, besonders wenn es unmittelbar Beziehung auf seine Schriften hat. Zuerst dichtete er aus seiner eignen milden Seele heraus die lieblich zarten Sonette, dann einige Trauerspiele, bei denen sein Name verschwiegen blieb, z. B den durch und durch entsetzlichen Titus Andronicus, Lokrin, den tiefen Perikles, dessen letzter Akt sogar an den fünften Aufzug im Kaufmann von Venedig erinnern kann, den überreichen König Johann (erste Ausgabe) und das beispiellos zar und sanft gehaltene Trauerspiel König Lear. (Erste Ausgabe,

völlig

völlig verschieden von der zweiten, furchtbar tragischen, die wir auf unsere Bühne geben.)

Die höchste Blüthe der Jugend bezeichnet sein Romeo; sein vollendetes Mannes-Alter Heinrich IV. nebst einigen Lustspielen; seine Hinneigung zum höheren Alter Othello. Dieses Stück war sein letztes; ja man erzählt, daß er den fünften Akt auf dem Krankenbette geschrieben habe.

Unter allen Dramen des großen Dichters ist vielleicht keines so häufig bewundert worden, wie dieses, und es würde nicht schwer werden, einige funfzig berühmte Deutsche und Engländer zu nennen, welche eine ganz unbedingte Anerkennung des Werks öffentlich ausgesprochen haben. Wirklich ist auch kaum ein reicherer Verstand in der Zeichnung der Charaktere, eine tiefere Ergründung einer unseligen Leidenschaft gedenkbar, als hier erscheint. Wir sehen hier die tiefsten Tiefen der Menschenbrust entschleiert, und wenn der Dichter, indem er uns in diese Abgründe zu schauen nöthigt, zuweilen sogar fast schonungslos erscheinen kann, so besänftigt und erhebt er uns doch wieder durch den reinen Aether der Poesie, mit dem er die schauderhaft tiefe Wahrheit umgiebt.

Will man indessen die Bewunderung für den Dichter noch erhöhen, so lese man — jede andere für die Tragödie berechnete Schilderung der Eifersucht, und man wird finden, daß keine an Vollständigkeit

und Tiefe der im Othello gleicht. — Man kann geradezu sagen, daß alles, was in Voltaires Zaire erträglich ist, aus dem Mohren von Venedig entlehnt wurde. Der bekannte Engländer Cibber sagt, Voltaire habe von Shakespears ungeheurem tragischen Scheiterhaufen nur einen einzigen kleinen Feuerbrand ergriffen, und so sei seine Zaire entstanden; allein Lessing setzt noch hinzu, jener Feuerbrand sei in Voltaires Händen fast ausgegangen und habe nur geraucht, nicht geleuchtet.

Bei so allgemeiner Anerkennung des großen Verstandes, der im Othello aufgewandt worden ist, halten wir also billig für überflüssig, denselben durch die Zerlegung des ganzen Werkes von neuem aufzuzeigen. — Was uns für jetzt zu bemerken übrig bleibt: sei folgendes: Man wolle bei dem Gemälde des Othello nie vergessen, daß wir hier einen wahrhaften Afrikaner sehen. In seiner frühern Jugend wandelten seine Füße auf heißem Sande, und eine brennende Sonne senkte seinen Scheitel. So kam er nach Venedig, und zum Theil vielleicht in dem Schmerz des Heimweh's entzündete sich seine Tapferkeit; die aber völlig verschieden ist von der milden Kraft der christlich europäischen Helden. Seine Tapferkeit ist ein im Zickzack fahrender Blitz, ja man könnte den ganzen Mann einen umher wandelnden feuerspeienden Berg nennen. So erkennt ihn auch, (scheint es) der weise Venediger Senat, aber

er weiß ihn als solchen zu nutzen, und wie es billig ist, zu belohnen. Da gelingt endlich dem Othello das Höchste, seine Tapferkeit erwirbt ihm die Liebe einer edlen und zarten Jungfrau, und in dieser Liebe adelt sich sein Gemüth, in so weit es sich adeln kann. Er vermag nicht seine Leidenschaften zu mildern; aber er legt sie jetzt an Ketten. Von dem neuen Gefühl belebt, erhascht er gleichsam im Fluge manche Tugenden, die, wenn sie sein vollendetes Eigenthum wären, ihn überaus liebenswürdig machen würden.

Aber er kennt sich selbst recht wohl, er fühlt sich selbst Desdemona's nicht ganz würdig, und in diesem Gefühle allein liegt schon die Möglichkeit jener späteren Eifersucht. Er traut sich nicht, darum wird es ihm auch möglich, der Geliebten so zu mistrauen. Nur die Liebe hat ihn zum Menschen gemacht; wird diese gestört, dann (so sagt er selbst) bricht das alte Chaos wieder ein. So gestört und verletzt ist ihm die Liebe ein entsetzlicher Schmerz, und er sucht sich von ihr loszuringen, und sie gewaltsam auszuhauchen (sein eigenes Wort.) Nun brechen die pechfakelartig flammenden Leidenschaften, die nur locker angekettet waren, gewaltsamer als je wieder hervor, und Shakspear, der ewigen Natur getreu, durfte uns hier keine der bedeutenderen Aeußerungen jener Leidenschaften erlassen: nicht jenes genaue Aussprechen des Verbrechens, dessen er

die Geliebte zeihet, nicht das Ausmalen desselben, nicht jene körperliche Ohnmacht, die auf die brennende Wuth folgt; selbst nicht, (wir wagen es auszusprechen) den Schaum vor dem Munde des Afrikaners, (ein Umstand, den Jago fast mit Vergnügen bemerkt!) nicht die Mishandlung Desdemona's, denn sie wird dadurch wahrhaft tragisch, daß Othello doch nur sich verletzt, ja gewissermaßen auf immer entwürdigt — endlich nicht die gräßliche Weise des Mordes.

Desdemona ist ein einfach gutes, durch und durch sanftes, schneeweißes Lamm, und eben deshalb kann ihre Liebe sich am besten für einen tapfern Mann entzünden. Aber sie irrt im Othello, denn seine Tapferkeit ist nicht jene christliche, die sie allein beglücken würde. — Doch den Irrthum, wenn er in das Große geht, pflegt die Natur zu bestrafen, wie ein Verbrechen; denn nicht sie, die blinde, sondern nur Gott macht einen Unterschied zwischen Irrthum und Verbrechen. — So bindet sich dann jenes schneeweiße Lamm an ein dunkelroth glühendes, bergab rollendes Rad, welches zuletzt über das Herz desselben vernichtend hinstürzt. Bald darauf zerstört die unlöschbare Gluth das Rad selbst.

Im Jago ist die höchste Virtuosität des Lasters dargestellt, worüber wir wohl einige nothwendige Worte beifügen dürfen. — Die Tugend ist in sich selbst allein Wahrheit, und als solche etwas

Positives; das Laster in sich selbst ein ewiger Irrthum, mithin etwas rein negatives, und eben deshalb stets kämpfend unbefriedigt. Diesem qualvollen Zustande zu entgehen, versucht der bedeutende Frevler stets seine Negation zu etwas Positivem zu steigern; und, obwohl er dies nie erreichen kann, so gelingt es ihm doch nicht selten, sich über seinen Zustand zu täuschen, weil er ohne diese Täuschung das Leben gar nicht würde ertragen können. Dann wendet er auch die Waffen gegen die Idee der Tugend selbst, und da diese durch keine menschliche Kraft zu erschüttern ist, so übt er wenigstens seinen Witz an ihr, und erfährt zu seinem Troste, daß jeder witzige Einfall wenigstens eine momentane Befriedigung gewährt. Das Ungeheuerste, was in dieser Hinsicht jemals geschehen, that Nero, der mit großer Besonnenheit den Thrasea Pätus auswählte und zum Tode führen ließ, weil man ihn allgemein und mit Recht für den tugendhaftesten Römer der damaligen Zeit hielt. Er wünschte die Idee der Tugend selbst vernichten zu können, darum griff er ihren reinsten Repräsentanten an. Jago ist sonst bei weitem geistreicher als Nero, doch darin kann er ihn nicht erreichen; wohl aber sucht er die fehlende äußere Macht durch erhöhete, stets wachsame Klugheit zu ersetzen, was ihm auch beinahe gelingt.

Aeußere Gründe, so zu verfahren, wie er verfährt, hat Jago nur wenige. Zwar scheint der Arg-

wohn, den er gegen den Othello selbst hegt, bedeutend genug; aber er ist ganz aus der Luft gegriffen; ja es ist uns, als fühle Jago mitunter selbst, daß er sich diesen Argwohn nur künstlich gemacht habe. Ferner, was ist ihm seine Frau? die Lästigste unter den Lästigen, die er mit Vergnügen auf den Markt führen würde, um sie zu verkaufen, und zwar um den civilsten Preis. Will er aber dennoch sich am Othello rächen, warum opfert er Desdemonen? Doch auch sie, die ihm nicht nur nichts zu Leide gethan, sondern ihn mit steter Sanftmuth und Freundlichkeit behandelt, liefert er ohne die leiseste Zuckung von Mitleid, nicht etwa dem Messer, — sondern der erdrosselnden Hand. — Geringfügig ist ferner der Grund seines Hasses gegen Cassio; auch spricht er denselben nie ohne Witz aus. Was er erreichen will, hat er bereits durch die paar Gläser Wein, zu denen er den treuherzigen Menschen verführt, hinlänglich erreicht. Warum geht er weiter? Warum veranlaßt er alles dies Gräßliche? Hier entscheidet nun, dünkt uns, als Antwort: Die Natur des Lasters selbst, die wir vorhin mit wenigen Worten zu entwickeln suchten. Jago ist sehr unglücklich und sehr unbefriedigt, und doch will er glücklich und befriedigt sein. Er versucht es nicht mit der Tugend, die ist ihm zu schwer und scheint ihm, dem Unseligen, Verworrenen langweilig; das Laster aber erregend, witzig, piquant, amüsant. Er hat der Bosheit gleichsam

einen kleinen Haus-Altar gebaut, an dem er täglich frevelhaft andächtig opfert. Die Menschen sind ihm nichts weiter als Marionetten, deren Sprünge ihn ergötzen sollen; und einer Marionette allenfalls auch einmal den Kopf abzuschlagen (wenns etwa ein Trauerspiel werden soll) scheint ihm nicht sehr bedenklich oder strafbar zu sein. — Wie aber der Dichter die beleidigte Tugend endlich an dem Frevler sich rächen läßt, darauf deuten wir nur hin, da hier keine Worte nöthig sind.

Wir müssen uns den Genuß versagen, jede einzelne Person dieses Schauspieles zu analysiren, da der begränzte Raum dieser Blätter dieses nicht verstatten würde; wohl aber wollen wir abermals bemerken, daß keine einzige Person, die der Dichter auftreten läßt, ganz unbedeutend sei. Einen durchaus physiognomielosen Menschen erscheinen zu lassen, vermochte Shakspear nicht und hat es auch wohl nie vermögen wollen.

Höchst bedeutend ist z. B. die Rolle des Senators, (Desdemonens Vater) und der Dichter hat wohl erreicht, daß der bittere Segen, den er über die Neuvermählten ausspricht, und die Warnung für Othello, durch das ganze Stück tragisch hindurch tönen. — Noch ist hier ein sehr bedeutender Moment, den wir näher bezeichnen wollen.

Als nämlich der Vater sein Ein und Alles, die Tochter, verloren hat an den Mann, den er nun einmal nicht zu lieben vermag, so setzt sich der Herzog von Venedig bequem zurecht, um den Verarmten zu trösten. Er thut das mit den allerzierlichsten Worten, welche auch so vornehm gute Gedanken umhüllen, daß sich ein Seneca ihrer nicht zu schämen hätte; aber er empfängt zur Antwort:

So laßt den Türken immer Cypern nehmen.

Wir haben's noch, wenn wir uns nicht drum grämen.

Diese Worte sind in die köstlichste Ironie getaucht, die wir gern sehen, denn wir alle haben gewiß schon mit etwas Aehnlichem jeden Trost, der nicht unmittelbar aus der Religion geschöpft ist, abgewiesen.

5. Zwei Worte über König Lear, bei Gelegenheit der Aufführung des Schauspiels nach der Schröderschen Bearbeitung.

Wir behalten uns vor, über das allbewunderte Werk selbst, zu einer andern Zeit ausführlicher zu reden, und bemerken hier nur, daß dasselbe wie ein für alle Jahrhunderte geltendes Weltgerichtsschauspiel dasteht, dem die Kritik sich nur mit einem gewissen ehrfurchtvollen Schauder nahen darf.

Recht sehr aber beklagen wir, daß diesem großartigen Werke durch die Bearbeitung des sonst wohl verdienten Schröder die Grundlage, ja, wir dürfen sagen: das Auge genommen ist. Wir meinen die durchaus nothwendige, und Sylbe für Sylbe unentbehrliche Anfangsscene. In derselben erscheint Lear nicht bloß umleuchtet von der ganzen Pracht und Gewalt eines Königs, sondern fast wie ein donnernder Jupiter, oder auch wie ein nicht donnernder, je nachdem man ihm schmeichelt oder Wahrheit sagt. Hier entwickelt sich sein ganzer Charakter. Es ist Herrliches und Großes in ihm; aber auch des Fehlerhaften genug, um ihn in die Gewalt eines bösen Schicksals fallen zu lassen. Er vertheilt bei seinen Lebzeiten das Reich, und, da er noch Kraft hat, die Würde zu ertragen, so erkennen wir ihn in dieser Handlung als unweise; er verlangt nicht

bloß Liebe, sondern fast Anbetung, und dadurch fällt er in die Hände der Schmeichlerinnen. Stolz und verwöhnt verkennt er den hohen Werth Cordeliens, und sündigt gegen sie, die in ihrer schweigsamen Zartheit ein noch von keinem Dichter so erreichtes Interesse des Zuschauers oder Lesers in Anspruch nimmt. Er verbannt den edlen herrlichen Kent, den treuesten seiner Diener, der ihn doch nimmer verläßt, weil, wie die köstlichen Worte lauten, etwas in Lears Wesen und Miene ist „das er gern seinen Herrn nennen mag."

Durch das alles häuft Lear in der That Schuld auf sein graues Haupt; aber er steht bald gereinigt da, selbst schon bei dem ersten Schmerze, der ihm durch die entarteten Töchter wird. — Wie anders in der Schröderschen Bearbeitung! Hier erzählt bloß Kent mit ziemlich dürren Worten, was sich begeben, und wenn Lear zum erstenmale auftritt, so ist er schon der beraubte, verletzte Greis, dessen Schuld wir nicht gesehen haben, und dessen Leiden uns gleich anfangs fast zu einer qualvollen Gemüthsempörung hinreißen.

Wie hat man das reine Element der Tragödie so misverstehen und umnebeln können?

Noch wollen wir auf einen Punkt aufmerksam machen, der von dem Dichter mit großer Klugheit bedacht, doch von mehreren Englischen und Deut-

schen Kritikern, und leider auch in Schröders Bearbeitung, fast gänzlich übersehen oder verkannt worden ist. Schakespear, den bekanntlich schon Milton „Our sweetest" (unser Süßester, Mildester) nennt, obwohl dem oberflächlichem Blicke bloß seine außerordentliche Kraft auffallen möchte, hat dieses Drama in eine durchaus heidnische Welt verlegt, und nicht wenig dadurch zu unserer Beruhigung beigetragen, indem er andeutet, daß so unendliche Verbrechen, so giftige Leiden, so zerreißende Verzweiflung in der christlichen Welt nicht mehr begegnen können. Er scheint, möchte man sagen, fast besorgt, daß wir das je vergessen könnten, und läßt deshalb den Lear häufig beim Apollo und beim Jupiter schwören; ja in der vierten Scene des zweiten Akts überbieten sich Lear und Kent, in solchen Schwüren. (Lear. By Jupiter, J swear no. Kennt. By Juno, J swear, ay.) Aber es ist keinesweges diese namentliche Erwähnung der alten Götter allein, die uns in das grelle Heidenthum versetzt; das ganze Stück scheint gewissermaßen in heidnischer Luft zu schweben, und nur einzelne Personen herrschen wie auf goldnen Wolken hoch über jener finstern Atmosphäre, und durch diese Personen, noch mehr aber durch den Standpunkt, worauf S. den Zuschauer versetzt, giebt er uns, bei dem allertiefsten Mitleiden, das er erregt, doch auch wieder die rein poetische, mildeste Beruhigung.

Wir wollen nur einen einzigen Beleg geben, für das, was wir so eben mit den Worten „heidnische Luft" bezeichneten. — Dee edle Gloster sagt in seinem tiefen Leiden:

Os flies to wanton boys, ore we to the gods;
They kill us for their sport.

Ist dieser Gedanke nicht fast noch bitterer, als der in Plautus: Dii nos quasi pilas homines habent; und würde S., so beredt er auch oft den Schmerz schildert, diese Worte jemals einem edlen Christen oder einer edlen Christin in den Mund legen? Man lese Romeo, Richard II. die Heinriche u. s. w.

Die prosaische Uebersetzung des Lear ist mitunter starr wie Tannenzapfen, und zackig, spitzig wie ein eisernes Geländer, das um den Garten der Poesie gezogen worden ist. — Wir wünschen herzlich, sie auf der Bühne der Hauptstadt Deutschlands zum letztenmale gehört zu haben.

Wir können unserm Herzen nicht versagen, der Scene zwischen Lear und Cordelia zu gedenken. Sollten einmal durch irgend ein unaussprechliches Schicksal alle edlen Thränen vertrocknet zu sein scheinen, so könnte, dünkt uns, diese Scene die alte Quelle wieder hervorrufen. Sie enthält im Original nur zwei und vierzig Zeilen; aber sie sind genügend, um das ganze Schauspiel „den goldenen Duft der Morgenröthe" zu weben.

Um sie aber ganz genießen zu können, ist, wie gesagt, der erste auf allen Bühnen ausgelassene Auftritt, in dem Lear als donnernder Jupiter die edle Tochter kränkt und beschimpft, unumgänglich nöthig; eine Scene, die man hier und da leider gar nicht einmal zu kennen scheint, wovon sich traurige gedruckte Belege zeigen ließen.

---

6. Romeo und Julie, für die Bühnendarstellung eingerichtet von Göethe. (Geschrieben 1816 im Mai.)

Der Kaufmann von Venedig, König Lear, Othello, Hamlet und Romeo — fünf Werke des ewigen Meisters in Einem Jahre auf unsrer Bühne! Man könnte sagen das sei wenig, da vermuthlich im Jahre 1816 in London nicht fünf, sondern sämmtliche Shakespearische Stücke aufgeführt worden sind. Wenn wir indessen erwägen, wie manches Ungünstige seit des Dichters Zeit den Deutschen begegnet ist, wie, (um es mit einem Worte zu sagen) in siebzehnten Jahrhunderte der unglückliche Westphälische Frieden den Stolz, die Heiterkeit und Poesie der Menschheit recht eigentlich über das — Knie brach, (man verstatte das Wort) und wie das achtzehnte Jahrhundert schon um deswillen im Ganzen sehr unpoetisch genannt zu werden verdient, weil es sich

mit der Poesie, Aufklärung und Humanität so sehr brüstete, was der nie thut, der sie wirklich hat, wenn wir, meine ich, nur diese beiden Hauptstücke (deren ganzen Jammer auseinander zu setzen, ein großes Buch zu schreiben erforderlich wäre) wohl überdenken, so werden wir uns schon freuen müssen, daß wir auch nur wieder anfangen, uns den ächten Quellen der modernen Poesie und vor allem dem Dichter des Romeo wieder zu näheren. — Mögen wir nur stets unermüdet fortfahren, daß Sh endlich einmal ganz einheimisch werde auf unsrer Bühne, mit der Niemand es besser gemeint als er.

Wenden wir uns jetzt zu Romeo, so finden wir uns fast in Verlegenheit, über dieses Werk genugsam zu reden und doch wieder nichts Ueberflüssiges und bereits in Jedermanns Händen Befindliches zu wiederholen.

Es scheint deshalb zweckmäßig, zuerst zu erinnern, daß der kühlste und am allerschwersten zu befriedigende Kritiker, Lessing, er, dem bekanntlich keine andere Darstellung der Liebe genügte, der selbst Werthern nur mit cynischer Klugheit zu beurtheilen wußte, von diesem Romeo erklärt hat, daß die Liebe selbst es verfaßt habe, wobei noch zugleich der erfreuliche Einfall zu vernehmen ist, daß Voltaire kaum den Kanzleistyl derselben in seiner Gewalt habe. Als ein bloßer Kanzelist der Liebe konnte er denn frei-

lich von den tieferen Geheimnißen ihrer Regierung nichts zu erzählen wissen.

Zweitens wollen wir auf einen Aufsatz von Wilhelm Schlegel über das von ihm zuerst würdig übersetzte Werk aufmerksam machen. Ohne Zweifel ist jene genaue Charakterisirung den meisten unserer Leser schon bekannt; diejenigen aber, denen sie noch fremd geblieben sein sollte, werden uns danken, wenn wir sie ihnen näher bezeichnen. *) Sie spricht fast alles aus, was wir über das Werk auf dem Herzen haben, und ist sowohl für den Schauspieler als den Zuschauer von bedeutendem Werthe; auch herrscht in ihr ein so lebendiger Buchstabe, und eine so geistreiche reproducirende Kraft, daß wir sie allerdings zu dem Vortrefflichsten rechnen, was jener Kritiker je geschrieben.

Indem wir deshalb uns gewissermaßen überreden, daß wir in diesem Augenblicke jene ganze Kritik hier wieder abdrucken ließen (welches wir indessen, aus gerechtem Abscheu gegen allen Nachdruck, in der Wirklichkeit nicht thun;) fügen wir zu jenem in Gedanken hier mitgetheilten Aufsatze folgendes hinzu:

Um Romeo und Julie zu erkennen, ist vor allen Dingen nöthig, daß man überhaupt glaube an die Poesie, an die Jugend und an die Liebe.

---

*) S. Charakeristiken und Kritiken. Königsberg 1801.

Dieser Glaube ist freilich, wie wohl bekannt, zum Genusse jedes andern Kunstwerks, gleichfalls nothwendig; wenn aber die Nothwendigkeit Grade hätte, so dürfte man sie hier am allernothwendigsten nennen; denn, um es noch einmal zu widerholen: die Liebe, die Poesie und die Jugend haben dieses Schauspiel selbst dictirt, und es muß deshalb allen denen, die sich mit jenen Genien überhaupt nicht befreunden können, ein wahrer Greuel sein. Nun haben fast alle Menschen eine gewisse Ehrfurcht für Shakespear, und selbst jene Liebelosen u. s. w. tragen Bedenken, ihr Urtheil öffentlich mitzutheilen; daß sie aber innerlich so denken müssen, und auch wohl gelegentlich, obwohl mit anderen milderen Worten es aussprechen, das können und dürfen wir, so wie jene, nicht läugnen.

Außer diesen können wir uns noch andere sonst recht gute und wackere Menschen denken, die wir keinesweges liebelos nennen möchten, denen Juliens Liebe, wie sie sich beim ersten Zusammenkommen mit Romeo ergiebt, fast unheimlich erscheint. Diese Gattung von Beurtheilern wollen wir nur freundlich erinnern, daß das ganze Stück gewissermaßen in die südlichst-glühendste Luft getaucht worden ist, und daß im Norden sich allerdings auch die tiefste Liebe anders zu gestalten und auszusprechen pflegt; obwohl sie in ihrer Wurzel und in ihrem inneren Leben völlig dieselbe ist, sobald wir sie überhaupt ächt nennen dür-

dürfen. Lasset uns nur an Thekla denken, welche für Max dieselbe Hingebung hat, wenn sie auch eine ganz andere Sprache führt. Sie ist Juliens würdige nordische Schwester, und muß sich deshalb auch von der Gräfin Terzky den rohen Vorwurf machen lassen, „sie werfe sich dem Jünglinge an den Kopf.“ Diese Terzky konnte bei weitem besser gesinnt sein, als sie ist, und dennoch sich eben so vernehmen lassen, denn die Menschen pflegen überhaupt nicht zart zu reden, wenn ihnen etwas überschwenglich Unbegreifliches in den Weg tritt. Sie können dergleichen, wie sie sich selbst auszudrücken pflegen, „nicht recht klein kriegen,“ und wollen es doch nicht recht groß lassen, was, unsers Erachtens, das Beste und Erfreulichste wäre. — Lasset uns deshalb, bitten wir, nicht Terzky'sch gesinnt sein, sondern uns eher auf die Seite des frommen Paters Lorenzo stellen, der gewiß dem Romeo keinen verdienten Vorwurf erspart; für die Liebe selbst aber die innigste Ehrfurcht hegt, und selbst die größten Gefahren nicht scheut, um diese Liebenden zu vereinen. Endlich scheint es uns auch wohl gethan, mit dem Könige der Dichter nicht verdrießlich mäkeln (man verstatte das gute, — fatale Wort), sondern lieber von ihm lernen zu wollen.

Wir machen ferner aufmerksam auf die fast lustige Gemeinheit des alten Capulet, so wie auf die ernsthaftere Gemeinheit der Frau desselben; denn hierin ist offenbar eine sehr klare Absicht des Dich-

ters zu spüren, dem es sonst gewiß nicht schwerer geworden sein würde, beide Personen mit Erhabenheit auszustatten. So aber, wie sie sind, ist Julia gar wohl zu entschuldigen, wenn sie handelt, wie sie handelt.

Ferner auf den Gegensatz der Liebe des Romeo zu der des Grafen Paris, denn dieser Gegensatz ist durchaus kein greller, harter, sondern ein wahrhaft poetisch milder. Romeo's Liebe ist die flammend-tiefe, den ganzen Menschen in seinem innersten Wesen ergreifende, ewige Liebe; Paris fühlt eine stille, feine Neigung, bei der er den gewöhnlichen Weg geht. Er erscheint als ein wohlgesinnter, vornehm gebildeter, freundlicher Mann, dem alles Heftige zuwider ist; aber wahrhaft theuer wird er uns durch die Weise, wie Julia's vermeinter Tod auf ihn wirkt. Mit milder Wehmuth besucht er ihr Grab, um der schönen Braut die letzten Blumen zu streuen: Da stört ihn Romeo, der ihn für die Ursache ihres Todes hält, ein ungewohnter Zorn bemeistert sich seiner, und da ihm dieses Gefühl so neu ist, so ist es selbst durch die rührendste, sanfteste Bitte des unglücklichsten Jünglings nicht zu vertilgen. So fällt er durch Romeo's Schwerdt, und erlebt im Tode den höchsten Moment der Liebe. Er bittet seinen Feind:

— — — — „Hast du Erbarmen, öffne
Die Gruft, und lege mich zu Julien."

Und wie könnte ein so edler Feind wie Romeo ihm diese letzte Bitte abschlagen? — Diese ganze Scene gehört zu denjenigen, die wir Modernen unbedenklich dem Sophokles entgegen halten und sagen dürfen: Hier ist etwas, was selbst du nicht vermochtest.

Ueber Merkutio ist von Wilhelm Schlegel sehr richtig geurtheilt worden; nur hat er folgendes, wie uns dünkt, vergessen. Der Humor scheint mehr dem Charakter der Nordischen Völker zuzusagen, oder, wie wir es noch näher bezeichnen möchten, den mittelnordischen, d. h. den Deutschen und den Engländern am meisten. Hier nun hat Sh. einem Italiener einen wahrhaften und reichen Humor geliehen, und doch nie dabei vergessen, daß Merkutio ein Südländer ist. Es würde uns zu weit führen, die Laune desselben mit dem Humor, der in des Dichters rein-nordischen Stücken waltet, hier zu vergleichen; doch wollen wir den freundlichen Leser auf den sehr bedeutenden Unterschied aufmerksam machen, der uns abermals lehren kann, daß S. nicht bloß ein großes und reiches Genie, sondern auch ein tiefbesonnener Künstler war. Der Dichter machte den Tod des Merkutio gewissermaßen zum Hebel des Stücks, denn nur durch ihn wird Romeo aus seiner seligen, träumerisch blühenden Sanftmuth heraus gerissen und zur Rache an Tybalt getrieben, und diese Rache entscheidet sein und Juliens Schicksal.

*

Wie weise war es deshalb von dem Dichter, daß er den Merkutio gleichsam vom Scheitel bis zur Ferse in den Strom der Lustigkeit und der Laune taucht, denn nun giebt er uns bei dessen Tode eine ganz eigene, wenn wir so sagen dürfen, schmerzlich-lächelnde Empfindung, die uns zu der noch tieferen über Romeo's und Juliens Ende leise vorbereitet.

Ueberaus anziehend ist die Art, wie der Dichter den Merkutio über sich selbst sprechen läßt, indem er ihm den fast doppelten Humor leiht, seinen eigenen Charakter dem ruhigen, besonnenen Benvolio anzudichten. „Wenn es euer zwei gebe“ sagt er, und meint niemanden anders als sich selber, „so hätten wir bald gar keinen“ sie brächten sich untereinander um. Du! wahrhaftig du zankst mit einem, weil er ein Haar mehr oder weniger im Barte hat, wie du. Du zankst mit einem, der Nüsse knackt, aus keinem andern Grunde, als weil du nußbraune Augen hast. Dein Kopf ist so voll Zänkereien wie ein Ei voll Dotter, und doch ist dir der Kopf für dein Zanken schon Dotterweich geschlagen. Du hast mit einem angebunden, der auf der Straße hustete, weil er dadurch deinen Hund aufgeweckt, der in der Sonne schlief. Hast du nicht mit einem Schneider Händel gehabt, weil er sein neues Wams vor Ostern trug? Mit einem andern, weil er neue Schuhe mit einem alten Bande zuschnürte? Und doch willst du mich über Zänkereien hofmeistern?“

Der Humorist darf über sich selbst so sprechen, denn er macht durchaus keinen Anspruch an bewußtlose Naivetät, sondern, selbstschöpferisch und sein ganzes Wesen klar anschauend, spricht er sogar gern über sich selbst und sein ganzes Wesen. Groß aber und herrlich ist, daß den Merkutio dieser Humor selbst im Tode nicht verläßt. Denn als der milde Romeo ihm, dem Verwundeten, freundlich zuruft: „Sei gutes Muths, Freund, die Wunde kann nicht beträchtlich sein," da erwiedert er: „Nein, nicht so tief wie ein Brunnen, noch so weit wie eine Kirchthüre; aber es reicht eben hin. Fragt morgen nach mir, und ihr werdet einen stillen Mann an mir finden." — Das sind freilich Worte, die länger als zwei hundert Jahre bewundert oder . . . . getadelt worden sind; aber wir können uns nicht enthalten, auch noch darauf aufmerksam zu machen, daß selbst das höchste feierlichste Pathos kaum den Eindruck machen würde, wie dieser „Brunnen," diese „Kirchthür," und besonders dieser „stille Mann."

Da alle übrigen Charaktere des Stücks uns fast ganz genügend in jenem früher erwähnten Schlegelschen Aufsatze geschildert worden zu sein scheinen, so gehen wir jetzt sogleich über zu der Bearbeitung des Stückes für die Bühne durch Göthe.

Im Original beginnt das Stück mit den Streitigkeiten zwischen den Häusern Capulet und Mon-

tague, worauf hier allerdings alles ankommt. Die Bedienten fangen zuerst einige derbe, halb-spaßhafte Händel an, dann erscheinen die jüngern Männer, die die Sache ernster nehmen, dann die Alten, endlich der Prinz, welcher Friede stiftet und mit ihm Montague, durch den wir zuerst den Romeo kennen lernen. Wir sehen dann den Romeo selbst noch in seiner phantastischen Neigung für die unzärtliche Rosalinde, und neben ihm seinen Freund, der ihm wohlmeinend zuspricht, dann lernen wir auch Paris kennen, und es wird unser Gemüth durch die fast weitläufige, doch ergötzliche Vorbereitung zu dem Ball, welchen der alte Capulet geben will, gestimmt, etwas Bedeutendes zu erwarten. Nun führt uns der Dichter endlich auch Julia selbst in der ganzen Fülle ihrer Anmuth vor, und er zeigt uns neben ihr die mittelmäßige Mutter, und die gemeinwitzige Amme. Julie ist ein Edelstein, den Blei umfaßt, und zwar recht hart und eng.

Alle diese Scenen hat Göthe mit großer Gewandheit in eine einzige, die vor dem festlich erleuchteten Hause des Grafen Capulet vorgeht, verwandelt, welches wir bloß historisch angeben wollen, mit der einzigen Bemerkung, daß uns nun die Feindschaft der beiden Häuser, auf der doch, wie gesagt, das ganze Stück gewissermaßen ruht, nicht völlig klar zu werden scheint; so wie wir gleichfalls auf diese Weise nicht wohl einsehen, wie der schwermü-

thige Romeo diesen Ball zu besuchen sich einlassen könne, da er im Original einen sehr guten Grund hat; denn durch den Zettel des Bedienten, der nicht lesen kann, und dem er mit seiner bessern Wissenschaft unter die Arme greift, erfährt er, daß Rosalinde zugegen sein werde. — Sehr danken aber wollen wir dem vortrefflichen deutschen Dichter, daß er, gänzlich ungerührt von allen andern englischen und deutschen Bearbeitungen, die zarte, träumerische Neigung für Rosalinden, die erste üppige Blüthe eines reichen Jünglings-Gemüthes, nicht nur nicht strich, sondern, wie es scheint, mit besonderer Neigung und in den köstlichsten wohllautendsten Versen wenigstens historisch vortrug. Aengstigte uns nicht der beschränkte Raum dieses Buchs, so würden wir versuchen, die Nothwendigkeit dieser phantastischen Neigung in Romeo, welcher dann die wahrhaftige Liebe **folgt**, genau auseinander zu setzen; so aber müssen wir uns bloß auf die **Erfahrung** einiger unserer freundlichen Leser und Leserinnen berufen.

Durch jene Verkürzung der ersten Auftritte hat nun aber Göthe einen desto größern Raum zu der Ballscene gewonnen, wodurch indeß, unseres Erachtens, jenes frühere Erscheinen Juliens nicht ersetzt werden kann. — Auf dem Balle selbst erscheint hier auch der Prinz, den wir hier als einen verständigen und milden Mann kennen lernen, der sich mit seinem Vetter Merkutio in ein ausführliches und geist-

reiches Gespräch über die Verhältnisse der beiden Häuser, und was dabei zu thun sei, einläßt. Wir verkennen die Vortrefflichkeit dieser Scene an sich selbst durchaus nicht; können jedoch einige bescheidene Fragen nicht zurück halten. Zuvörderst: Erscheint in dieser Unterredung Merkutio nicht zu besonnen? und ist es nicht schwer zu begreifen, wie er in derselben so ganz und gar seinen Humor zu zügeln vermag? Die Antwort, daß er mit einem Prinzen rede, genügt uns nicht; denn dieser Prinz ist ja sein Vetter und steht mit ihm hier in der vertraulichsten Verbindung. — Ferner: Wenn Merkutio im Stande ist, sich so zu beschränken und einzuschnüren, wie kommt es denn, daß er bald im Freien sich so vernehmen läßt, wie wir oben gezeigt, und daß sein Haß gegen Tybalt ihn sogleich alles vergessen läßt, was er mit dem Prinzen verhandelt hat? Im Original ist hier alles klar.

Zweitens: Ist der Prinz in jener Unterredung nicht zu milde für diese Tragödie, wie sie nun einmal angelegt worden? Einem Manne, wie er sich hier zeigt, der sich, wie andere Masken, behaglich unter Capulets Gästen einfindet, dem hätten sich auch wohl Vorstellungen machen lassen gegen das rasch ausgesprochene Verbannungs-Urtheil, und es scheint uns fast, als würde er sich zuletzt haben erbitten lassen Im Original aber ist gleich der ganze Charakter des Prinzen so angelegt, daß davon nicht die

Rede sein kann. Er tritt durchaus ernst, feierlich und stattlich auf. Ohne alle Heftigkeit; aber mit desto größerer Würde und Festigkeit warnt er zuerst, und, da die Warnungen nicht fruchten, so bricht er den Stab unwiderruflich.

Ferner ist in der Bearbeitung die Amme fast um ihre scherzhaften Reden gekommen, was wir allerdings herzlich bedauern. Zwar begreifen wir sehr wohl, daß mehrere ihrer Späße von der Bühne des neunzehnten Jahrhunderts herab, nicht mehr gesprochen werden dürfen; doch hätte, dünkt uns, ein anderer Theil derselben wohl Gnade finden können. In jedem Falle aber scheint ihr Charakter selbst nothwendig, um die Katastrophe mit herbei zu führen. Sie hat eine gewisse natürliche Anhänglichkeit für Julien, die aber in Gefahren nicht ausreicht, sie ist nicht ohne eine gewisse seichte Guthmüthigkeit; aber innerlich gemein, so daß wir uns leider gar nicht wundern dürfen, wenn sie zuletzt, da bei der steigenden Gefahr auch ihre Angst steigt, Julien geradezu ein Verbrechen zu begehen zumuthet, weil dieses Vergehen, nach ihrer Ansicht, alles wieder ins Geleise bringen kann. Sie ist die letzte, welche Julien verläßt, und dadurch die Hülflosigkeit derselben vollständig macht, so daß wir nun vollkommen einsehen, daß das arme Mädchen in den schauderhaften Plan des Paters eingehen muß. — Ganz anders in der Bearbeitung. Hier erscheint die

Amme anfangs als eine gewöhnliche Vertraute mit erträglich gutem Charakter; wird aber plötzlich im vierten Akte zu einer gemeinen Sünderin, indem sie in die widerlichen Worte ausbricht:

„Ein Lump ist Romeo nur gegen ihn" (den Grafen Paris nämlich) und sodann ihrer lieben Pflegetochter, von der sie am besten weiß, daß sie seit gestern mit Romeo vermählt worden ist, den Rath giebt, morgen — den Grafen zu heirathen.

Eine sehr große Veränderung hat auch der Schluß des Ganzen erlitten. Im Original wird noch ganz zuletzt das Welthistorische des Stückes von neuem klar gezeigt, so wie es im Anfange angedeutet war, denn der ganze Staat ist in das Verhältniß der beiden Häuser verflochten. Selbst der Prinz erscheint im letzten Auftritt auf eine für den Zuschauer sehr wohlthätige Weise, denn, da wir eine so schöne Welt haben untergehen sehen, so ist es uns doppelt erfreulich, den edlen, kraftvollen, ungebeugten Gebieter des Landes zu erblicken, dem wir zutrauen, er werde, was sich bei so traurigen Angelegenheiten noch irgend wieder herstellen lassen kann, auch wirklich mit Weisheit wieder herstellen. Er läßt sich durch Lorenzo den ganzen Verlauf der Sache wiederholen, worüber der bessere Leser und Zuschauer sich gewiß nicht minder freut; denn jener Pater weiß recht wacker die Hauptmomente des Stücks uns noch einmal vorzuführen, welches eine

Empfindung hervorruft wie etwa einige Chöre im Sophokles, in denen die Idee der Tragödie zusammen gefaßt worden ist. Der Prinz handelt dann nach seiner gewohnten Billigkeit, und durch seine Ermahnung und eigne Rührung getrieben, geben sich die verarmten Väter: die unglücklichen Häupter der Partheien, welche Verona's Frieden vernichteten, über dem Grabe der Liebenden, versöhnt die Hand. So gewinnt der Tod derselben einen noch rührendern Charakter, zugleich aber entsteht auch eine neue Beruhigung für den Zuschauer, der gewissermaßen über dem Sarge der beiden Liebenden den Stern des Friedens für eine ganz edle Stadt aufgehen sieht. Sie sind nicht vergeblich gefallen als ein unschuldig edles Opfer, denn was durch dieses Opfer erreicht wurde, ist bedeutend und erfreulich. Die Geopferten selbst stehen leuchtend und herrlich vor unserm Auge, und keine weichliche Rührung und kein bitterer Schmerz mischt sich in das rein erhabene Gefühl, das sie uns gewähren. In der Bearbeitung ist der Schluß anders gehalten. Nachdem beide Liebende geendet haben, und der Mönch seiner Schreckniß einigermaßen Herr geworden, verschließt er das Grabgewölbe, und endet mit einer kurzen allgemeinen Betrachtung. — Ich gestehe, daß ich hier unsern herrlichen Göthe nicht begreife.

Einige frühere Kritiker haben behauptet, Sh. habe sich in der Grabscene eine überaus rührende

Situation — entwischen lassen, denn es liege ja nahe genug, daß wenn eben Romeo den Gifttrank eingenommen, Julie erwachen und noch einiges Furchtbare mit ihm sprechen könne. — Ganz recht: es liegt nahe genug, und zwar so nahe, daß es schon um deswillen der ächte Dichter verschmäht.

Eine solche Scene ist nicht tragisch, sondern sie ist eine widerliche Quälerei, der wir uns mit aller Kraft entgegen setzen würden. Wenn es dem Dichter darauf angekommen wäre, diejenigen Leser zu erquicken, die des Entsetzlichen und Schauderhaften nie genug kriegen können, so wäre das allerdings leicht aufzutreiben gewesen; ja er hätte allenfalls noch den alten Capulet und den alten Montague, den Prinzen und den Mönch am Grabe sterben, und außer dem ein Erdbeben, die ganze Stadt verschlingen lassen können. So etwas kostet nichts als — Dinte.

Man kann nie streng genug gegen eine solche Ansicht reden, denn es gab allerdings eine Zeit, wo sie sehr vertheidigt worden ist, und auch in der unsrigen findet sie noch Freunde.

7. Shakspear als Vaterlandsfreund.

Unsere Vorfahren im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert ließen keine wichtige Gelegenheit vorbei, den Ruhm des Vaterlandes auch von der Bühne herab zu verkünden, und wir loben sie deshalb sehr, denn es geschah mit frommen deutschen Sinn. Aber im achtzehnten Jahrhunderte hörte das fast ganz auf; ja es schien, als sei ihnen oft der Stoff ausgegangen, bis endlich Göthe durch den unübertrefflichen Götz von Berlichingen wieder mit Deutschland vertraut machte. Leider war indessen das Uebel des litterarischen Franzosenthums unter gar manchen Deutschen schon zu sehr eingerissen, als daß Göthe und einige wenige andere bessere Dichter in jener Hinsicht hätten entscheidend helfen können. Die Mehrheit vergaß Deutschland, und rühmte nur das Ausland, auch von der Bühne herab. Während man das Bessere besaß, erröthete man nicht das Schlechtere zu borgen, so daß sogar die fremden Ausleiher — lachten. Wir aber wollen nicht lachen, sondern zürnen und trauern über eine solche Zeit; doch dann auch innig uns erfreuen des neunzehnten Jahrhunderts, welches das Bessere zurückzubringen verspricht. Seitdem ertönt auch zuweilen wieder der Ruhm Deutschlands, der Ruhm Preußens von unserer Bühne. Doch giebt es noch manche Kritiker, die sich nicht darein finden können, und seltsam genug vor Stolz und

Hochmuth warnen. Richtet diese Warnung, wenn Ihr es wahrhaft gut damit meint, an jeden Einzelnen, wen Ihr wollt; denn es ist dann eine christliche Warnung die kein Christ verschmähen wird, denn auch der Vortrefflichste soll nie „sicher" sein. Aber richtet sie nie an das deutsche Volk, das so lange es ein deutsches Volk bleibt, nie hochmüthig werden kann; dessen edlen Stolz aber ihr nicht bekämpfen, sondern pflegen und ehren sollt.

Ihr tadelt einige wackere Dichter, daß sie Deutschland zu sehr rühmen, daß sie von der Bühne herab überschwengliche Lobeserhebungen ertönen lassen, und daß solches zuletzt ermüden müsse. Dagegen sind wir der unschuldigen Ueberzeugung, daß das wahrhaft Aechte und Rechte nie ermüden könne, daß mit den Lobpreisungen Deutschlands erst der Anfang gemacht worden ist, und daß sie noch weit höher gesteigert werden können, und doch noch gerecht bleiben werden *) Auch wird man sich, so Gott will, durch jenes Gerede nie irre machen lassen, sondern mit ruhiger Kraft fortfahren, Deutschland zu verherrlichen. Jenes zahme Geschwätz ausführlich zu widerlegen ist wohl unnöthig, wohl aber kann es zweckmäßig sein, an das höchste Muster aller neueren Poesie zu erinnern, an Shakspear, der sich ewig

*) Unbeholfene Preisungen, die allerdings gleichfalls gehört worden, gehen uns hier nichts an.

und in allen seinen Stücken als einen edlen vollendeten Vaterlandsfreund zeigt. Er, der mit ruhiger Klarheit und Objektivität alle seine Personen nach ihrem individuellen Charakter darstellt und reden läßt, er, der bescheiden sonst nie selbst hervortritt mit seiner eigenen Persönlichkeit, tritt doch immer hervor mit seiner vollblühenden, gesicherten Vaterlandsliebe und seinem Vaterlandsstolze. Ich brauche wohl nicht erst an seine Heinriche zu erinnern und aufmerksam zu machen, wie sich dort der Patriotismus zeigt; wohl aber scheint es zweckmäßig, Richards des zweiten zu gedenken, eines Schauspiels, von dem ich hier nur das Eine bemerken will, daß in demselben die Königswürde auf eine so herrliche Weise gefeiert wird, wie dies wohl noch keinem Dichter jemals so gelungen ist.

In diesem Stücke legt Shakspear dem sterbenden, der Verklärung schon sich nahenden alten Gaunt folgende Verherrlichung Englands in den Mund:

This royal throne of kings, this scepter'd isle,
This earth of majesty, this seat of Mars,
This other Eden, demy paradise,
This fortress, built by nature for herself
Against infection, and the hand of war,
This happy breed of men, this little world;
This precious stone set in the silver sea,
Which serves it in the office of a wall,
Or as a moat defensive to a house,

Against the envy of les happier lands;
This blessed plot, this earth, this realm, this England,
This nurse, this teeming womb royal Kings
Fear'd by their breed, and famous by their birth
Renowned for their deeds as far from home
(For Christian service and true chivalry,)
As is the sepulcher in stubborn Jewry
Of the world's ran on, blessed Mary's son:
This land of such dear souls, this dear dear land
Dear for her reputation through the world
u. s. w.

Es schien nicht unnöthig, diese feierliche Rede auch in der Ursprache hier anzuführen, da sie selbst von Schlegel nicht völlig genügend übertragen worden zu sein scheint; doch theilen wir, des allgemeineren Verständnisses wegen, auch seine Uebersetzung mit:

Der Königsthron hier, dies gekrönte Eiland,
Dies Land der Majestät, der Sitz des Mars,
Dies zweite Eden, halbe Paradies,
Dies Bollwerk, das Natur für sich erbaut,
Der Ansteckung und Hand des Königs zu trotzen,
Dies Volk des Segens, diese kleine Welt,
Dies Kleinod in die Silbersee gefaßt,
Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet,
Von einem Graben, der das Haus vertheidigt

Vor weniger beglückter Länder Neid;
Der segensvolle Fleck, dies Reich, dies England,
Die Amm' und schwangre Schooß von Königen,
Furchtbar durch ihr Geschlecht, hoch von Geburt,
So weit vom Haus berühmt durch ihre Thaten
Für Christen-Dienst und ächte Ritterschaft,
Als fern im starren Judenthum das Grab
Des Weltheilandes liegt, der Jungfrau Sohn:
Dies theure, theure Land so theurer Seelen,
Durch seinen Ruf in aller Welt so theuer, u. s. w.
(S. das genannte Schauspiel, Akt II, Scene I.).

Leider mußte dann Sh. noch böse Dinge, die Richard II. veranlaßte, dem sterbenden Gaunt in den Mund legen; doch schwerlich hört man in London jene späteren trüben Worte mehr vor dem Jubel des Volkes, mit dem es die ersten aufzunehmen bereit sein wird. — Ist es nun wohl jemals einem Englischen Kritiker, die ich sonst nur in sehr seltnen Fällen loben mag, eingefallen, diese Verherrlichung Englands zu tadeln? Wahrlich das Loos eines solchen würde — beklagenswerth gewesen sein; aber es hat auch nie einen solchen gegeben.

Und wir Deutschen sollten uns hier von den Engländern übertreffen lassen? Wir sollten nicht laut von der Bühne herab unser edles Deutschland, unser edles Preußen, dies Vaterland der Ehre und der Sittlichkeit, der Geistesfreiheit, der Wissenschaft und

der Kunst anerkennen und rühmen dürfen? — Wir wollen und wir dürfen.

Göthe verbannte einst all das Volk in den Froschpfuhl, „das seinen Meister je verkannt" hat, und achtete wenig darauf, daß auch noch von jenem Pfuhle herauf manches fatale Stimmchen gegen jenen von ihm gepriesenen Meister erscholl, denn

quamvis sint sub aqua; sub aqua maledicere
tentant; *)

aber wo ist ein Froschpfuhl tief genug, um jene Ueberfrechen und Ueberblöden hinzu bannen, die dem kraftvoll frommen Dichter wehren möchten, dem Vaterlande wohlverdiente Lorbeerkränze darzubringen?

---

*) „Obgleich sie unter dem Wasser sind, versuchen sie doch unter dem Wasser zu schmähen."

V.

Andeutungen,

vermischten Inhalts.

Andeutungen.

Jede Kritik, die nicht auf Liebe gegründet ist, ist irrig. Die Liebe aber erzeugt sich durch die Idee, darum giebt es auch für den ächten Beurtheiler, als solchen, keine persönliche Vorliebe und keine persönliche Vor-Abneigung. Er ist streng, weil die Liebe und die Idee es ist, er ist milde, weil abermals die Liebe und die Idee es ist. Aber man denke sich die Strenge und die Milde nicht gesondert, wie Oel und Wasser, sondern als Einheit. Lesern, welche die sogenannte philosophische Sprache lieben, zu Gefallen, wollen wir das die Identität durch Synthesis nennen.

Man übersetzt noch immer zu viel, und zu vieles, besonders aus dem Französischen, ohne zu bedenken, daß man oft Erfreulicheres geben könnte aus eigenem Geiste. — Wahrlich, man möchte das wohlbekannte „Caeterum censeo" u. s. w. zuweilen also übersetzen: „Wollet nicht zu viel übersetzen, sondern freundlich Eigenes geben."

Es giebt Dichter, Musiker und Mahler, und zwar sehr treffliche, denen die Bequemlichkeitsliebe, so wie die Hinneigung zum behaglichem Müssiggang und scherzender Nichtsthuerei in nicht geringem Grade eigen ist. Daran ist auch die Welt schon ziemlich gewöhnt; doch hat leider die Hälfte dieser sogenannten Welt vergessen, daß jener Müssiggang und jene Nichtsthuerei meistens nur scheinbar sind, da das Schaffen jener Künstler sich oft nur als ein rein innerliches offenbart, unbemerkt von dem sinnlichen Auge des fremden Betrachters.

Sehr merkwürdig ist dennoch, daß sich von jener Bequemlichkeitsliebe, die wir allerdings bei manchen trefflichen Dichtern finden, kaum eine Spur aufzeigen läßt bei trefflichen Schauspielern. Wenigstens hat der Verfasser dieser Zeilen noch bei keinem ausgezeichneten Mimen, den er entweder selbst, oder durch seine Freunde, oder durch gedruckte Schriften kennen lernte, eine solche Hinneigung wahrgenommen. Im Gegentheil ist ihm oft der heißeste Eifer, der keine Mühe scheute, und selbst körperliche Beschwerden überwand, ja zuweilen eine glühende Ungeduld bemerkbar worden, die vielleicht in einem Jahre sämmtliche Kränze des Ruhmes zu erringen trachtete. Das Talent des Wartens fand er selten.

Uns ist diese Bemerkung stets wichtig gewesen, da sie zwar kein neues Licht über das Wesen der Künste verbreitet; wohl aber, wenn wir so sagen

dürfen, zu dem ideellen Licht ein reales stellt, das recht deutlich leuchtet. Wir würden deshalb etwas sehr überflüssiges thun, wenn wir zu diesem zweiten Licht noch ein drittes hinzusetzen wollten; das man mit Recht ein unnöthiges „Redensarten Licht" nennen dürfte.

Wir unterscheiden alle zwischen einem Musiker und einem Musikanten; so sollen wir auch noch mehr unterscheiden zwischen einem Kenner und einem — connoisseur. Die Zahl der Ersteren war stets gering; die der Letzteren geht nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, in die Wildniß, sondern, sie gehen in — der Wildniß.

Schon oft habe ich im Stillen geseufzt über manche nur zu häufig wiederkehrende Leiden, die mir gar viele Dramendichter verursachen. Edle Väter und edle Hausmütter, zarte Liebhaber und zarte Liebhaberinnen, vergessen fast in jedem Akt ihr Christenthum und rufen nicht: „o Gott," sondern „o ihr Götter!" (in sehr schlimmen Fällen sogar „ihr Sterne.") Sie sind ferner viel zu vornehm, um von der „Vorsehung" zu reden; wohl aber gedenken sie häufig des „Schicksals," das indessen für diese Ehre sich mit den allerentsetzlichsten Beiwörtern belegen lassen muß Dieses Schicksal hat überhaupt bei vielen deutschen Dichtern ein ganz eigenes

Schicksal gehabt, oder vielmehr es hat den Dichtern ein ganz eigenes Schicksal bereitet, indem es, spröde genug, trotz aller Beschwörungen und Citationen durchaus nicht in die Trauerspiele hinein schreiten wollte, denn es kam nichts als der Name. Der ist nun aber seit dem Wallenstein so häufig besprochen worden, daß wir ihn fast abgestanden nennen möchten. Ja, es ist dahin gekommen, daß, wenn jetzt ein Tragödienheld (unter zwanzigen nehmen wir einen aus) auch siebenmal siebenmal: „O Schicksal!“ ruft, es nicht vielmehr auf uns wirkt, als wenn er sich zur Kühlung ein Glas Limonade ausbäte. — Sollte übrigens jemand fragen, wo denn nun der christliche Dichter das hernehmen solle, was für die Griechen das Schicksal war, so glauben wir am kürzesten zu antworten, wenn wir auf Calderons standhaften Prinzen und Göthes Egmont hindeuten.

Shakspear liebte den Ben Jonson; doch dieser ließ sich nur lieben, ohne sonderlich wieder zu lieben. Selbst die freundlichste Größe und Allseitigkeit ist für die spröde Einseitigkeit drückend.

In unsers Mozart herrlicher Zauberflöte ist mir stets als etwas Bedenkliches aufgefallen, daß Pamina, auf Papageno's furchtsamen Ausruf: „Wenn uns Sarastro hier entdeckte, was würde er uns

wohl thun?" erwiedern muß: „Dein martervoller Tod würde ohne Gränzen sein," was als eine der kühnsten Redensarten anzuerkennen sein dürfte, da ein gränzenloser Tod allerdings zu denken, doch noch nie da gewesen ist.

Sich selbst mit allen seinen Wünschen soll der Mensch der Kunst opfern können, denn sie giebt ihm ihn selbst höher und besser zurück mit schöneren Wünschen und schöneren Erfüllungen. Wer aber der Kunst die Liebe opfert und die Geliebte, der hat auch die Kunst mitgeopfert, und ist ihrer hinfort unwürdig.

Eine Kunst, die sich nicht überall pflegen und ausüben läßt, in Schleßwig sowohl als in Neapel, ist schon um deswillen keine ächte. Das Wunder der Kunst ist ein rein göttliches, und wir machen uns desselben nur durch allseitige Ausbildung und fromme gedrängte Kraft würdig; keinesweges aber durch das stete Hinausflatternwollen nach Süden oder Westen hin. Wer nicht Rom und Neapel in seinem Innern hat, wird es auch dann nicht wahrhaft sehen, wenn er mitten auf dem Markte jener Städte steht.

Ich kann mir sehr wohl denken, daß einmal die Zeit kommen werde, wo vortreffliche deutsche Künstler weniger nach Frankreich und Italien, als nach Norwegen und Island verlangen mögen. Wenn

sie dann zurückkehren, werden sie mit erhöheter Klarheit einsehen, daß das Herz doch das Beste ist und alles in sich faßt, ich meine unser liebes Deutschland.

Das Leben darf uns nichts vom Leben rauben, d. h. von der Idee desselben.

Vielen Menschen ist leider das Leben zu einem eng eingezäunten Weideplatz geworden, oder gar zu einer Krippe, an der sie mit gebücktem Haupte stehen. Wir, denen ein besseres geworden, wollen aber ja nicht hochmüthig auf jene herabsehen, sondern sanft mahnend, tröstend und helfend, und Gott danken, von dem alle Gnade kommt.

Nur Dichter, d. h. dichterische Gemüther, Philosophen, Historiker und edle Frauen vermögen einen Dichter zu beurtheilen. — Doch, wie die Sage geht, wagen sich auch Andere daran.

Das Schicksal ist kein von außen kommender Knecht Ruprecht, sondern lediglich in unserm Gemüth.

Aber freilich ist jener Knecht leichter zu schildern als das Gemüth; und daher so mancher literarische Jammer.

Der Zweck aller Erziehung ist: aus dem Menschen den bestimmten Menschen hervor zurufen, und die Entwickelung des Individuums zu begünstigen. Es ist deshalb noch nicht abgethan mit bloßer Schonung der Individualität. Wie sehr sündigen dagegen gewisse bequem-gute, und eigensinnig regelmäßige Mütter, die ihre Töchter alle in geistige Uniformen stecken und wie Collektiv-Personen erziehen. Das ist leider wirklich möglich zu machen durch Consequenz, denn in der heiligen Liebe für die Mutter kann bei der guten Tochter selbst die entscheidenste Anlage zum individuellen Sein untergehen; ja sie kann es für Tugend halten, sie untergehen zu lassen. Wir können deshalb auch nur bitten: Ihr Mütter, wollet es nie möglich machen, und bedenkt, daß, wenn wir unser Ich verloren, wir doch keineswegs das Du gefunden haben, worauf ihr, wenn ihr euch recht besinnet, doch wirklich ausgehet.

Das Beste aber ist, daß wir denn doch auch viel tausend deutsche Mütter haben, die, höher gesinnt und klarer denkend, von jenem gerügten Fehler weit entfernt sind, und eben deshalb jener Anrede durchaus nicht bedürfen; und der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich selbst in diesem Augenblicke mit wahrer Herzens-Freude an einige jener Mütter, die die schwerste Kunst verstanden, aus dem Menschen die Idealmenschen zu entwickeln, und

doch dabei die Individialität nicht bloß anzuerkennen, sondern auch zu befördern.

Naive Schönheit vergleiche ich dem identischen Licht, Romantik der Farbe und Wärme, das rein Sentimentale dem Gewitter, welchem der Regenbogen nachfolgt.

Im ersten Theile dieser Schrift S. 172 heißt es: „In einer Erzählung, welche ich im Jahr 1790 schrieb" u. s. w. — Das ist ein betrübter Druckfehler, der den Verfasser des gelehrten Deutschlands befremden muß, und mich noch mehr, da er mir im neunten Jahre die Fähigkeit leiht, eine Erzählung zu verfassen, und für den Druck zu bestimmen. Man wolle deshalb am angeführten Orte lesen: 1799 und, da noch einmal von Jahren und Jahrszahlen die Rede ist, so darf ich wohl, einer freundlichen Aufforderung zu genügen, hinzusetzen, daß ich am 30. Julius 1781. zu Braunschweig geboren bin.

Manche unserer berühmten Schriftsteller alter und neuer Zeit, doch noch mehr berühmte Schriftsteller des Auslandes gleichen, um es mit Einem Worte ehrlich heraus zu sagen, geschminkten Leichen. Schauet sie nur recht fest an — des Anrührens bedarf es nicht — und ihr werdet finden, daß

dem wirklich also ist. Gottlob, daß aber die traurige Sache einen heitern Gegensatz hat, denn auch solcher deutschen Schriftsteller giebt es manche, die, je länger man sie anschaut, je anmuthiger und würdiger und herrlicher erscheinen. Ja, — der edlen Lebenden heute zu geschweigen — einige Alte z. B. Flemming und Logau werden gewissermaßen täglich jünger, und spielen unter uns herum, wie fröhliche und geistreiche Kinder; und es ist recht brav von den guten alten Leuten, daß sie sich in der Jugend die ewige Jugend, und im Leben das Leben nach dem Tode erworben haben.

Kaum habe ich obiges Fragment beendigt, so ist mir als hörte ich einige wenige Leser sprechen: Ja, jene alten Dichter mögen wohl ganz gut gewesen sein; aber so viel als Du aus ihnen machst, das steht doch noch dahin; auch ist es jetzt fast Mode geworden, die Alten zu preisen. — Ich erwiedre darauf mit der heitersten Gelassenheit: Leset, ihr Lieben, sie nur selbst, und wenn ihr nicht den ganz aparten, keinesweges beneidenswerthen Vorsatz habt, keinen Genuß finden zu wollen, so werdet ihr euch gewiß nicht wenig erfreuen. Ja ihr werdet gar nicht begreifen, wie ihr jemals in dieser Hinsicht von Mode habt sprechen können; und wenn ihr dann ein wenig auf euch zürnt, so seid versichert, daß euch jene lieben alten Herren leicht vergeben, denn eben weil

sie so sehr kraftreich und tief sind, so sind sie auch sehr freundlich und sanft.

Aber sind denn jene Alten auch nicht veraltet? Hie und da allerdings, wie z. B. auch Werthers Frack und Unterkleider, deren bloße Farbe uns jetzt sehr unanmuthig scheint; während jedoch, wie wir alle wissen, das Buch selbst sehr frisch und gesund und überaus bedeutend dasteht.

Es ist überhaupt eine vortreffliche Sache, daß die Liebe und die Freundschaft, die tiefsinnige Frömmigkeit und der rein gemüthliche Scherz, die reiche Natur und die edle Sehnsucht u. s. w. nicht veralten können, und es ist wohl nicht mehr ganz unbekannt, daß sich Opitz, Flemming, Gryph, Sybille Schwarz, Logau u. s. w. recht wohl darauf verstanden haben, dergleichen gute Dinge auszusprechen. — Daß sie übrigens auch nicht ohne Fehler sind, wozu das hier weitläufig auseinander setzen?

Ich habe da eben das Wort „Frömmigkeit" ausgesprochen, und nun kann ich es nicht wohl lassen, auch unsers ehemaligen trefflichen Mitbürgers Paul Gerhard zu erwähnen, denn wenn auch viele Leser ihn schon längst kennen sollten, so werden sie doch auch gern sich von neuem an ihn erinnern. Es soll auch nur sehr wenig von ihm hier gesprochen werden und dies Wenige zum Theil nur um deswil-

len da ich dadurch Gelegenheit bekomme, meinen unendlichen Haß gegen alle weichliche Gefühls-Zerflossenheit, und übermystische Fantasie-Zerfahrenheit, die sich gern Religiosität und Frömmigkeit nennen möchte, auszusprechen. Mit der ächten steht es ganz anders: die ist sehr stark und fest und tapfer; aber auch sanft und heiter und ergeben.

So Gerhard. — Ihr wißt, wie es kam, daß der große Kurfürst, der ihn sonst sehr achtete, Ungunst auf ihn warf; und leicht denken wir uns alle, wie sehr den wackern Paul das schmerzen mußte, ihn der den vortrefflichen Fürsten so innig verehrte. Aber es war nun einmal nicht zu ändern, denn sowohl der Fürst als der Geistliche hatten eine ganz entschiedene religiöse Ueberzeugung, und in einer solchen, wenn sie einmal fest steht, kann der Mensch nichts ändern, wenn er sich selbst nicht verlieren will. Verliert er aber sich selbst, ach was findet er dann wohl?

Es ist die Sage bekannt, daß Gerhard, als er nun wirklich abgesetzt war, und in trüber Winterszeit mit Frau und Kindern Berlin verlassen mußte, das ewige Trostlied dichtete: „Befiehl Du Deine Wege," wodurch selbst die Thränen seiner ängstlichen Gattin getrocknet wurden. Ich freue mich darüber, wie billig, gar sehr; w u n d e r e mich aber n i c h t, denn der Mensch ist gewöhnlich recht stark, wenn ein großes Unglück nun wirklich da ist.

Schlimmer ist es in der Zeit, wo das Unglück drohet; besonders wenn eine solche Zeit lange dauert, wie allerdings bei Gerhard der Fall war. Da kann der Mensch gar leicht verdüstert und verbittert werden, wenn er nicht stets auf sich Achtung giebt. Aber Gerhard blieb klar und fest, und dichtete in jener Zeit, was selten anerkannt ist, das köstliche Gedicht:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich alles wider mich.

Da heißt es denn im dreizehnten Verse mit ächt deutscher Kraft und Gelassenheit:

Die Welt die mag zerbrechen;
Du stehst mir ewiglich!
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich.
Kein Hunger und kein Dürsten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des große Fürsten
Soll mir ein Hind'rung sein.
Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein' Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden,
Kein' Angst, kein Herzeleid;
Was man nur kann erdenken,
Es sei klein oder groß,
Der keines soll mich lenken,
Aus Deinem Arm und Schooß.

Mein

Mein Herze geht in Springen,
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ,
Das was mich singen machet,
Ist was im Himmel ist.

Was ist nun hier veraltet? ich zweifle, daß eine solche Frage auch nur möglich ist; aber eine andere Frage ist erlaubt, nämlich die: Wäre es nicht besser, wenn nie wieder von Mode die Rede wäre, wenn von Dichtern und ihren Werken die Rede ist? —

Freilich ist nicht zu leugnen, daß hie und da wirklich bloß mechanische Zungenfertigkeit der Alten rühmend erwähnt; doch ist ja das Gottlob nur selten, ungefährlich und wird bald durchschaut.

Genug. Ich habe heute nur bloß einige Vergeßliche erinnern und durch die Erinnerung erfreuen wollen.

Schönheit und Erhabenheit ist bloß im Menschen. Die Alpen, die Cordilleros, und den Amazonenfluß; ja Sonne, Mond und Sterne können wir einmal überdrüßig werden, zu betrachten, nie aber die Prinzessin in Göthe's Tasso oder Shakspear's Imogen; Jean Paul's Leäne, u. s. w.

Ein Mensch, welcher auswendig zu lernen wäre, wie etwa das Einmaleins, wäre schon um deswillen kein rechter Mensch mehr.

Die Natur ist endlich und begreiflich, und wir wollen sie loben, daß sie das ist; aber der Mensch ist gegründet auf dem Unendlichen und Unbegreiflichen, und wir wollen uns freuen, daß wir die ganze Ewigkeit vor uns haben, darüber nachzudenken.

Es macht manchem einseitig klugen Menschen ein eigenes Vergnügen — kein Vergnügen zu finden. Das ist aber doch wohl das traurigste Vergnügen, und ächte Bildung und Poesie ist sehr heiter; die tragische nicht ausgenommen.

Es ist für den guten und gebildeten Menschen eine ganz eigene Freude, in Deutschland, oder auch in den Ländern, wo nur Deutsch gesprochen wird, zu reisen. Von Petersburg bis Saarbrück kann er so ziemlich darauf rechnen, in jeder Stadt, ja oft in manchem Dorfe eine liebe Schwester oder einen lieben Bruder zu finden. Nur muß er das Finden verstehen, und Menschenliebe haben, Offenheit, Vertrauen und fröhlichen Muth.

Die Weltklugheit ist ein witziger Mikrokosmus, bei dem nur das einzige Schlimme ist, daß er nur

zu häufig der Sehnsucht nach dem Makrokosmus wehrt. — Es ist die höchste Aufgabe, beide Welten zu vereinigen, und die Weltgeschichte lehrt, daß sie gar wohl zu lösen ist.

Ein sehr behagliches, auf geistreiche und poetische Menschen gerichtetes Leben ist dem Handeln und der mündlichen Rede sehr günstig; nicht so der schlaffenden Poesie. Diese verlangt auch Schmerz. — Im Genusse dichtet man nicht zum Besten; und die besten Frühlingslieder möchten doch wohl im Winter verfaßt worden sein; nicht in Sicilischen Mai-Thalen.

Der Lustspieldichter darf das Herz nie berühren, denn er hat es nur mit der Phantasie und der Klugheit in den Verhältnissen der Freiheit zu thun. Eine einzige wahre Herzensrührung, und das Glück seines Werkes ist dahin. Eben so wenig aber darf er das Herz ignoriren, und wenn es auch erlaubt sein kann, ein Lustspiel zu verfertigen, in welchem lauter witzige Taugenichtse vorkommen, so muß der Dichter doch klar zeigen, daß er selbst tugendhaft sei, und sie gewissermaßen wie Spinnen einander aufreiben lassen. Dagegen hat Molier nicht selten gefehlt. Wir freuen uns herzlich, wenn der Bourgeois gentilhomme Licht empfängt über die — besondere Bewegung des Mundes bei der Aussprache

der Vocale und Consonannten; es ergötzt uns, daß der Pseudo-Philosoph Schläge bekömmt, als er die Fecht-, Tanz- und Tonkunst verachtet; wir gönnen jenem Jourdain den Spott der Frau, die Rappierstöße der ehrlichen Dienstmagd, und wir gelangen in der Fröhlichkeit nicht dazu, den Liebhaber zu schelten, der mit seinem künftigen Schwiegervater ein so seltsames Großtürkenspiel treibt. Aber durchaus nicht lächerlich, sondern häßlich, verächtlich und widerlich für jedes honette Gemüth ist Darante, der den Bürger betrügt und auf seine Kosten der sogenannten Marquise Feste giebt, die jener auf seine eigene thörichte Verliebtheit bezieht. Ja der Dichter selbst wird uns unheimlich, wenn er uns zumuthet, über so etwas zu lachen. Leider herrscht in gar vielen Molierischen Stücken eine ähnliche laxe Moral, die dem großen Talente, das wir wahrhaft anerkennen, oftmals Eintrag thut.

Es ist traurig, daß man auch in dieser Hinsicht das Schauspiel „der Misanthrop,“ das allerdings als ein dramatisches Lehrgedicht betrachtet werden soll, bewundert hat, da doch in demselben eine Weltansicht herrscht, vor der jeder auch nur erträglich sittliche Mensch erröthen müßte. Gleich Anfangs hat Alcest vollkommen Recht, wenn er Orontes Verse abgeschmack findet, und, da er um sein Urtheil gefragt wird, dasselbe auch ruhig ausspricht. Philint hingegen zeigt sich als ein niedriger Schmeichler, da

er die gezierten Reime gegen seine Ueberzeugung lobt. Und dennoch verlangt der Dichter von uns, wir sollen auf der Seite des letztern stehen, und den Misanthropen auch in dieser Hinsicht als einen übellaunigen Brummer betrachten, der die Regeln der Lebensart nicht kennt, da er nicht einmal zu — lügen versteht.

Es giebt eine Physiognomik, die so weit über allen Spott erhaben ist, als die gewöhnliche ihm nahe steht. Dennoch macht sie durchaus keine vornehme Miene, sondern es möchten die Lehren die sie zu geben hat, etwa also lauten: Sei ein Dichter, d. h. christlich-tiefsinnig, fromm und hell-heiter, und liebe die Menschen, und dann schaue sie ruhig an, und ich gebe Dir mein Wort, Du wirst sie durchschauen.

Die meisten Menschen sind in sich selbst eine Zweiheit, aus der sehr leicht eine Entzweitheit, ja, wenn das Wort verstattet ist, eine Entzweiheit (Zerbrochenheit) entstehen kann. Da nun ein solcher Zustand manches Unerfreuliche und Bedenkliche mit sich führen dürfte, so scheint es schon um deswillen wohlgethan, sich um Einigkeit in sich und mit sich zu bemühen, d. h. genau zu wissen, was man will und nichts zu wollen als was man kann; aber auch nicht weniger.

Zu einer schönen Gewohnheit soll die Uebung der Tugend allerdings werden, nur um Gotteswillen zu nichts mechanischem.

Je ernster der Mensch wird, je mehr soll er den Scherz lieben. Da man aber niemanden gebieten kann, etwas zu lieben, so hat der Himmel auch dafür gesorgt, daß dem ächten Ernste der Scherz jedesmal beigesellt und das Gebieten also unnöthig ist. Der ächte Ernst hat fast immer etwas stillsächelndes; denn die Gesichertheit darf lächeln, und der ächte Scherz, nicht minder entfernt von Einseitigkeit, zeigt gleichsam mit den beiden kleinen Fingern nach Osten und nach Westen: denn er ignorirt weder das Eine noch das Andere, und will nichts Apartes haben. Trockner einseitiger Ernst ist eigentlich wie schlechter Spaß über guten Ernst zu betrachten.

Wiederholungen mögen passiren, aber Repetitionen des in Wiederholungen repetirten Wiederholten sollen denn doch billig vermieden werden. Dennoch giebt es Schriftsteller in Deutschland genug, die auch damit noch nicht zufrieden sind; sondern, nachdem sie bereits ohne Grazie in infinitum gesprochen, plötzlich freundlich hinzusetzen: "Um aber alles noch einmal kürzlich zu sammen zu fassen, so meine ich, u. s. w.

Die Tugend ist unendlich mehr als eine Gewohnheit; aber wir sollen auch nicht minder klar einsehen, daß zu ihr eine edle Gewöhnung gehöre.

Ein mittelmäßiger oder gar feiger Mensch kann recht wohl einmal, wenn er sich zusammen rafft, bedeutend und besonnen kräftig handeln; aber — es gedeiht ihm leider nicht immer.

Aus der Menagerie Ludwigs des funfzehnten zu Versaille, war einst ein Tiger seinem Käfig entsprungen, und wandelte lustig im Vorhofe des Gartens umher, während die Wärter schliefen oder müssig gingen. Da kommt ein Abbé von der andern Seite ruhig in den Vorhof, und bemerkt den Tiger erst, als dieser schon im Begriff steht, den ihm eigenen Sprung zu machen und den Menschen zu verzehren. Der aber besinnt sich schnell aus seiner Lektüre, daß das entsetzliche Thier doch Respekt habe vor der Kraft ruhig und muthig blickender Augen, er forçirt deshalb die seinigen zu starren Blicken und wandelt dann still neben ihm vorbei. Er findet die eiserne Gitterthür, die zum Glück nur angelehnt ist, wirft sie, da er hindurch ist, in das Schloß zurück, und scheint gerettet: während der Tiger, jetzt erst, wenn wir so sagen dürfen, merkend, daß er mit einem Schwachen zu thun hatte, dem Fliehenden nachsetzt, aber durch die Eisenstäbe gehalten wird.

Doch der Abbé schien nur gerettet, er war es nicht. Als er in seiner Wohnung angekommen war,

legte er sich zu Bette, bekam ein heftiges Fieber, und starb den Morgen darauf.

Die Kraft und Besonnenheit, mit Einem Worte: die Tugend — es ist entsetzlich auszusprechen, — war ihm nicht bekommen.

Wir wollen den armen Mann herzlich bedauern; aber ein Lächeln wird doch stets sich hinein mischen, so oft wir an seinen Tod gedenken, doch sei es ja ein tragisches Lächeln, oder, wenn man lieber will, ein ethisches; wobei natürlich jedem, der die Idee nicht verstanden hat, verstattet bleibt, über die Worte „tragisches und ethisches Lächeln" mit der behaglichsten Behaglichkeit zu lachen. "Aus Herzensgrunde" würde ich hinzusetzen, wenn hier nicht von einem Herzensungrunde, oder einer Herzensoberfläche die Rede wäre.

Fast in allen alten französischen und deutschen Lustspielen wird das Verhältniß zwischen der Herrschaft und der Dienerschaft mit spaßhafter Satire getrieben, und man kann fast immer darauf rechnen, daß die erstere in besonderer Bornirtheit gehalten wird, während Johann und Lisette für sie denken müssen, und im Gefühl ihrer Verstandes-Superiorität sich muthwillig und humoristisch bezeigen. Man könnte dies die hergebrachte Ironie oder die Ironie mit stehenden Lettern nennen. Ist die

Herrschaft vollends verliebt: so wird ihr von dem Lustspiel-Dichter fast aller Verstand genommen, und sie muß sich bei dieser intellectuellen Dürftigkeit mit einer möglichst zierlichen Wehmüthigkeit behelfen, in welcher der Geliebte und die Geliebte gegen einander hinreden, und sich gegenseitig parodiren. Meisteus wir ihnen, um den Leser nicht zu erzürnen, nur eine Unterredung eingeräumt. Hier beschuldigt der Liebende den geliebten Gegenstand der Grausamkeit, wogegen aber der Gegenstand gründlich protestirt. Nachdem man hierin sich vereinigt, sämmtliche äußere Hinternisse überschlagen, aber kein Mittel gefunden hat, ihnen zu begegnen, zieht der Geliebte, jedoch mit Grazie, den Galanterie-Degen aus der Scheide, und versichert, als sei sein Ernst, sich mit demselben das zartgesinnte Herz zu durchstechen, falls er nicht die Geliebte davon tragen solle. Die Geliebte aber bewegt ihn leicht, das gefährliche Instrument wieder in das gewohnte Behältniß zurück zustellen, und beweißt nicht ohne Kürze und Klarheit, daß bei dergleichen gefährlichen Unternehmungen wenig Erfreuliches herauskomme, weshalb denn zuletzt beide beschließen, den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten.

Noch ist zu bemerken, daß der Dichter fast jedesmal dem größern Verstande und Witze der männlichen und weiblichen Bedienten ein Beträchtliches von Unsittlichkeit beimischt, wodurch dann mit

neuem Scherz die Einfalt der Herrschaft entschuldigt und in's Gleichgewicht gebracht werden soll.

Die neuere Bühne hat dies alles verändert: die Liebenden sind heroischer geworden, oder versuchen sich selbst im Witz, um sich aus eignen Mitteln zu helfen. Die Bedienten haben meistens einen sehr edlen und ernsthaften, oft recht weichmüthigen Charakter, der sie zur Ausspinnung einer Intrigue gänzlich unbrauchbar macht. Nur die Kammermädchen haben sich in dem alten Charakter-Costüm halbweg erhalten, und es dürfte schwer sein, ihnen die Haut abzustreifen, die sie nun schon seit Jahrhunderten getragen. Nur ist, dünkt mich, der Witz, der sonst an Eine Lisette gewandt wurde, jetzt unter etwa funfzehn vertheilt, so daß jede Einzelne nur mit Kümmerlichkeit ihre Existenz fristen kann.

„Das also ist es, was die Deutschen entzündet?" rief G. F. aus, als er endlich Menschenhaß und Reue gelesen, nachdem Jahrelang um ihn her davon gelärmt worden war. Ach, es liegt ein herber Schmerz in diesem: "Das also ist es!" —

Doch außer gar manchem andern schon früher besprochenen Trost, möge hier auch noch der stehen, daß jenes Stück fast nur durch die Bühnendarstellung in das Leben gebracht wurde, und, wäre es als Novelle erschienen, ohne Zweifel spurlos hinweggegangen sein würde.

Vom Werther, dem Geisterseher u. s. w. darf man jenes: "Das also ist es!" mit Freude und mit Wahrheit aussprechen.

Es giebt Charaktere in der Geschichte, die noch immer da stehen wie steinerne Riesenbilder, und nicht Rede noch Antwort geben können. Wagt es nur, sie recht feurig und bescheiden anzusprechen und zu beschwören, wie ihr etwa den umwandelnden Geist eines alten Königs beschwören würdet, und seid versichert, sie werden sich doch zuletzt milde zu euch hernieder neigen.

In der Noth beschwört man die bedeutendsten Geister, weil die allein helfen können. Haben sie aber geholfen, und geht das gewöhnliche Leben wieder an, dann graut dem gewöhnlichen Menschen vor ihnen, und es heißt dann wie geschrieben steht: „Die ich rief die Geister werd' ich nun nicht los."

Wenn ein roher und unsittlicher Mensch in eine Gesellschaft von edeln und gebildeten kommt, die etwa auch noch, zum Unglück für ihn, vornehm und mächtig sind, so daß er sich geniren, oder wohl gar zart mitsprechen muß, so giebt das einen überaus kläglichen und peinlichen Anblick. Er sieht dabei fast kränklich-leidend und lächelnd-weinerlich aus, und quält sein Gedächtniß, ob er nicht vielleicht noch

irgend ein Bruchstück aus einem rührenden Tugendgedichte, das er einmal als Kind hat auswendig lernen müssen, auftreiben könne. — O Himmel! es wird ihm immer schlimmer zu Muthe, und bloß der Gedanke kann ihn noch aufrecht halten: wie wohl ihm werden werde, wenn er wieder unter die Rohen und Schlechten zurück kommt. Er könnte uns fast dauern, und man sollte billig die Thüre gleich jetzt öffnen, denn wenn es zu lange dauert, kann er doch bedenklich krank durch die Anstrengung werden.

Ihr guten und innig warmen Menschen, besonders ihr guten und innig liebenden Jungfrauen, grämt euch nicht zu sehr, daß ihr immer mehr gebt als empfangt, und vergeßt nicht, daß ihr doch unendlich glücklicher seid, als die, über welche ihr klagt. In edler Liebe kann man sich, zum Glücke, auch nie arm geben.

Der Frieden und die Ruhe des christlichen Dichters ist nicht das Werk der Zeit, sondern lediglich das Resultat einer langen Anstrengung. Ohne vorangegangenes Blut und Thränen ist der Frieden fast immer unächt, ja selbst dann wenn nicht große Leidenschaften vorangegangen sind. Der friedlichste Mensch gleicht doch nur . . . . einem der schwarzen Männer in der Zauberflöte, mit den Flammen

auf dem Helm, und wenn er nicht recht Achtung giebt, ist er in Gefahr, sich und andre mit Flammen zu besprützen.

Es ist mein altes Wort; aber es mag erlaubt sein, es zu wiederholen: Nicht Friede, Ruhe, Heiterkeit ist der Zweck des Lebens, denn es ist oft unmöglich, sie zu erringen, sondern nur Klarheit, und wieder Klarheit, und nichts als Klarheit. — Wo das Glück wohnt, das wissen wir, und einst wird es dem Klaren zu Theil werden. — So lasset uns denn geduldig sein und muthig.

Man hört nicht selten das halb lächerliche, halb traurige Wort: „Die Herrlichkeit hat ein Ende.“ Man darf allerdings ein wenig dabei lächeln, denn die Herrlichkeit, die ein Ende haben kann, hatte gewiß auch keinen Anfang und keine Mitte.

Zum Glücke giebt es aber auch eine gewisse Herrlichkeit, die aus dem Menschen, wenn er harmonisch gebildet und edel ist, wie ein erwärmender Strahl heraus leuchtet, und wann sie heraus leuchtet, auch von außen her genossen werden kann.

Der Mensch redet zuerst mit der Natur, dann mit sich selbst, dann mit dem Geliebten, dann mit Gott.

Die schlimmste Klippe, an der so manche neuere Dichter scheitern, ist das Streben nach dem Interessanten. Das Interessante selbst ist wahrlich, wie sich von selbst versteht, keine Klippe, sondern ein blühendes und fruchttragendes Vorgebirge der schönsten Hoffnung und Erfüllung; aber es ist keinesweges so leicht zu erreichen, als Manche meinen, die oft das Pikante für gleichartig halten mit jenem. Ich rede hier keinesweges bloß von leichtgesinnten, nur nach momentanen Erfolg haschenden Schriftstellern, sondern von gewissen talentvollen und wackeren, die sich oft nicht minder quälen im Streben nach dem Interessanten. Möge der Genius selbst ihnen diktiren; kaum sind ein paar Seiten geschrieben, so tritt schon der Dämon zu ihnen mit der Rede: „Es ist noch nicht interessant genug. Man will nicht gelinde erregt, und im Mittelpunkte gerührt; man will bis zum Haarsträuben ergriffen und geschüttelt, oder zum ungraziösen Ueber-Lachen gerissen werden." Da übersieht dann der arme Dichter das Geschriebene von neuem, übermalt das Farbige mit neuer Farbe, putzt das Geputzte, streut Salz auf das Salz, und Zucker auf den Zucker. Was dann daraus wird, weiß Gott, und späterhin der Dichter selbst; und er schlägt dann wohl betrübt die Hände über den Kopf zusammen, daß er sich so arg verführen ließ.

Darum leihet nie mehr ein Ohr, ihr Bessern, der misleitenden Stimme, die oft auch um Euch, ja zuweilen sogar in Euch tönt. Gebt fröhlich das, was unmittelbar eurem durch Leben und Studium geläuterten Gemüthe entströmt. Der Himmel — das wißt ihr — ist nie verschlossen, und dem redlichen Eifer geht gern die Sonne auf, in der allein die Dichtkunst gedeihen kann. Was ihr aber — leider nicht selten — gebt, erinnert mich an die Ueberhitze mancher Zimmer im Winter, in denen man eine etwanige kurze Behaglichkeit nur zu bald mit Kopfschmerzen bezahlen muß.

Leset den reichsten und tiefsten aller Dichter, Shakspear, und ihr werdet finden, oder habt es vielmehr schon längst gefunden, welches Licht und welche Wärme aus ihm und allen seinen Werken leuchtet und Befriedigung giebt. Man könnte darüber mit leichter Mühe ein nützliches Buch schreiben; aber vielleicht können auch diese wenigen Zeilen hie und da nützen.

Jetzt aber auch die andere Seite, und da kommt mir abermals Hamlet zu Hülfe mit der zweiten Hälfte seiner Rede an die mimischen Künstler, die jedoch auch für jede andere Gattung von Künstlern gilt: „Seid aber auch nicht allzu zahm.“ Es ist überaus traurig, wenn wir sehen, wie einige in sich rein kräftige Naturen aus Scheu — Gott weiß vor wem — sich selbstquälerisch zusammen schnüren, daß

kaum mehr ein reiner Herzenslaut hervorbringen kann, sondern durch verhallende Halbtöne und mattes Lallen vernommen werden. Ich kann Euch nichts Besseres zurufen, als was ich bereits in einer einzigen Zeile in dem ersten Theile dieser Schrift aussprach: „Wage nur zu sein, und Du bist."

Es ist gar schön, wenn man Flügel hat, und ihr habt sie, darum wagt es nur, sie zu regen.

Gottlob, daß es aber auch einige Deutsche Dichter giebt, denen man weder die Warnung vor dem einen, noch die vor dem andern Fehler zuzurufen nöthig hat, indem sie gerade die ewigen Belege geben, was denn eigentlich das wahrhaftige interessant-Schöne sei.

Frage.

Wie heißt das kürzeste, heilbringendste und tiefsinnigste aller Werke? das insonderheit für die Dichter als Morgen- und Abendgebet gelten dürfte?

Antwort.

Das Testament Johannis, daß bekanntlich nur die drei Worte enthielt: „Kinderchen liebt euch." — Was aber die Liebe sei, darüber werde zuvörderst das eigene, wohlgeläuterte Gemüth gefragt, und sodann, da man sich ja gern nach einem edlen Beispiel umsieht, der Apostel Paulus, der bekanntlich das Schwerdt so herrlich zu vereinigen wußte mit dem Lilienstengel.

Der

Der Witz ist theilend, trennend, zersetzend, zuweilen sogar zerreißend. In dieser Hinsicht ist der Unglückliche oft am witzigsten, denn er findet in den witzigen Explosionen häufig eine augenblickliche Beruhigung. Es ist ein Tropfen Wasser in einer Wüste; man ringt aber nach mehreren, und so ist man in die Nothwendigkeit versetzt, den Witz fast wie ein Geschäft zu betreiben. Aber es lohnt nicht genügend, denn die Tropfen haben oft etwas schweflisches, und stillen den Durst nicht völlig.

Noch bei weitem schlimmer steht es mit dem Irreligiösen, dem doch zuweilen anderweitige Bildung nicht abzusprechen ist. Bei der Zerrissenheit in seinem Innern würde er bald das Leben gar nicht ertragen können, wenn er es nicht durch Witz piquant zu machen suchte. Der Lasterhafte kann bekanntlich weder arbeiten noch ruhen mit wirklicher Zufriedenheit. Das Witzig-sein ist aber gewissermaßen ein Mittelding zwischen Ruhe und Arbeit, und darauf versteht er sich denn noch am besten. Der Verzweiflende ist am witzigsten, und er nimmt auch wohl zu der alleräußersten und schauderhaftesten Gränze des Witzes, — dem Selbstmorde seine Zuflucht. Das kann der Teufel, der eigentliche höchste Meister des Witzes, nicht, da er bekanntlich — ein unsterblicher Geist ist.

Wie? so schien es ja beinah, als sei der Tugendhafte nicht witzig? Dieser Schein wird bald schwinden, wenn wir uns nur erinnern wollen, daß der ächte Chemiker nicht bloß zu scheiden sondern auch zu vereinigen versteht. Wer nun als ein rein Tugendhafter die ewige Einheit und das selige Ja in sich hat, der hat dadurch zugleich die höchste Freiheit erreicht, und im Gebrauche derselben wird er nothwendig auch witzig sein können, ja müssen. Aber er wird noch etwas viel herrlicheres bekommen, den reinen Humor nämlich, der sich zu dem Witze verhält wie ein großer heiterer Feldherr zu einem lustig-angenehmen Trommelschläger.

Ich verhehle nicht, daß ich für einen wahren Prüfstein ächter Bildung halte, wenn einer sich an Shakspear's und Friedrich Richter's Humor, in welchem, bei der höchsten Strenge, die sanfteste Menschenliebe waltet, verständig und tief eingehend, wahrhaft erfreuen kann.

Dicenda tacendaque calles? Weißt du, was zu sagen, und was zu verschweigen? — So spricht der römische Dichter Persius, der selbst wohl wußte was zu verschweigen ist; der aber mitunter ein wenig dunkel wird, weil er vielleicht zu viel verschweigt: — wobei wir uns indessen trösten wollen,

daß diese sogenannte Dunkelheit bei weitem anziehender ist, als die transparente seichte Ueberdeutlichkeit mancher geschwätzigen Autoren. Der Leser soll nicht bloß denken können, sondern auch gern denken wollen, sonst schreibt man überhaupt nicht für ihn. Zum Glücke denkt aber auch der wahre Leser nicht bloß gern, sondern oft besser als der Autor, und — für ihn.

Ist nun jenes Römer-Wort für alle Schriftsteller wichtig, so ist es doch besonders werth von den dramatischen berücksichtigt zu werden; denn oft hat eine einzige überflüssige, unpassende, unästhetische Rede einem sonst nicht unerfreulichen Stücke auf die entschiedenste Weise geschadet. So schrieb z. B. Iffland ein Schauspiel, das die Aufschrift hat: „Frauenstand" (1790) ein Werk, in dem wir das Aufgebot aller Kräfte des Verfassers anerkennen, und dessen Zweck wir wahrhaft schätzen. Es soll in diesem Stücke eine würdige deutsche Hausfrau, noch in den Jahren der Jugend, geschildert werden, die durch Gemüthlichkeit, klaren Verstand, Freundlichkeit, Mäßigung und Geduld den von mannigfaltigen Leidenschaften bewegten und irre geführten Ehemann, zum Frieden und zur Ruhe zurück führt, wobei zugleich das Verhältniß der Freundschaft zur Liebe, als ein würdiger Gegenstand des Nachdenkens und der Beschauung, aufgestellt wird. Wie gesagt, wir verkennen nicht nur nicht den edlen Zweck jenes Werkes,

sondern wir ehren ihn wahrhaft, ja wir erkennen sogar einzelnes Wohlgelungene in der Ausführung gern und dankend an; und es ist nur gerecht, das anzuerkennen. Wir haben uns selbst im Anfange des Stücks nicht stören lassen durch eine gewisse Breite, denn wir waren bereits an diese Ungehörigkeit in manchen Ifflandschen Stücken gewöhnt: — als es uns durch eine einzige Rede mit einem Male zu arg wurde, und unsre ganze Rührung (wir wollen uns des Kinderworts nicht schämen) in den Brunnen fiel.

Die Frau in jenem Stücke hat nämlich unter andern Mißgeschicken auch erleben müssen, daß ihr ehrgeiziger Mann Schulden macht, und mit kräftigem Sinn ist sie weit entfernt, sich in weitläufige Klagen deshalb zu ergießen, sondern legt selbst Hand an, nicht bloß sparend, sondern auch erwerbend. Uns fiel indessen bei einigen Scenen die rührend prosaische Klage jenes alten Professors der Geschichte ein, daß die Wissenschaft täglich länger und das Brod täglich kürzer werde. Endlich wird der jungen schönen Frau sogar nachgerühmt, daß sie auf ihrem kleinen Gute — die Stallfütterung eingeführt habe, wobei uns leider der alte Gedanke kam, als habe der Dichter in dem Augenblicke auch mit dem — Pegasus eine ähnliche Fütterung vorgehabt. Schreiber dieses erinnert sich sehr genau, daß er in jenem Augenblick, wo er die Stelle las, eine Art von —

Stallgeruch zu empfinden meinte; wobei er seine Nerven, die gewiß recht gut und stark waren, keinesweges in Anspruch nehmen darf. — Sollte man uns fragen, warum wir jene kleine Lächerlichkeit eines fast vergessenen Stückes hier zur Schau stellen, so würden wir sehr ruhig antworten: Erstlich, daß wir wünschen auf jenes Stück aufmerksam zu machen, indem wir das Gute desselben recht loben, und jene gerügte Breite, nebst der Stallfütterung (die wir auch nur für das Theater, nicht für die Landwirthschaft unzweckmäßig finden) durch mehrere wohlangebrachte Federzüge leicht vertilgbar halten. Zweitens, und hauptsächlich möchten wir dabei noch folgendes sagen: Ihr lieben Männer, glaubet doch ja nicht, als seien nur dii minorum gentium, (ich meine eure Dichter vom zweiten und dritten Range) jenen Lächerlichkeiten unterworfen; ihr findet dergleichen in den sogenannten Klassikern der Franzosen, jenes Volks, welches das Lächerliche mehr fliehet als die Pest und die Schlangen, durchaus nicht minder. Ihr lacht mit Recht, wenn Kotzebue in der „Versöhnung" von den „Hüneraugen der Seele" und von dem „Loche, das man in das Gewissen schneidet," spricht, aber ihr lacht fast mit nicht minderem Rechte, wenn es im Oedip heißt:

Quelque ravage affreux qu'étale içi la peste,
L'absence aux vrais amans est encore plus
funeste.

Wir Deutschen haben ein altes braves Trost-Wort: "Wenn das Herz nur gut ist;" aber würden wir uns nicht wundern müssen, wenn etwa im Wallenstein, bei Gelegenheit der Acht-Erklärung, der Generalissimus sich mit diesen Worten trösten wollte? Und wäre dies weniger zu entschuldigen, als der Uebergang von der Pest zu der Trennung des Geliebten? —

Selbst Racine, der bekanntlich ein ganzes Jahrhundert als der Feinste der Feinen bewundert worden, ist, (wie auch schon Andere bemerkt haben) durchaus nicht frei von Lächerlichkeiten; selbst nicht in seinem berühmtesten (aber unendlich unsittlichen) Trauerspiele Phädra. In diesem Stücke erscheint bekanntlich Hippolytus anfangs als ein Weiberfeind, (was ohnehin ein blinder Lärm ist, da er doch Aricien liebt.) Theramenes erschöpft sich deshalb in Gründen ihn, zur Liebe zu ermahnen, und führt ihm endlich zu Gemüthe, daß er, der Prinz ja selbst nicht — existiren würde, wenn sein Vater nicht für gut gefunden hätte zu heirathen. Daß er diesen schreiend trivialen Gedanken in pathetische Worte hüllt, kann nicht entscheiden, denn die Plattheit wird nur noch lächerlicher, wenn sie sich putzt.

Caeterum censeo Karthaginem esse delendam. — So endete bekanntlich der *alte Cato* alle

seine Reden. — Unser Karthago ist der französische Geschmack, der leider noch immer nicht ganz besiegt worden ist, der aber gewiß, es sey nun früh oder spat, ganz besiegt werden wird, da er überhaupt nur durch Irrthum jemals siegen konnte.

Es giebt poetischen Witz, d. h. solchen, der seine Wurzel unmittelbar in der Tiefe eines harmonischen Gemüthes hat, (S. Shakspear und Jean Paul) Ideenwitz (höherer Vernunftwitz) worüber gleichfalls die obengenannten Schriftsteller und nächst ihnen Fichte, Hamann, Hippel u. s. w. zu bemerken sind, dann reiner Verstandeswitz, (Leibniz, Kant, u. s. w.) Gefühlswitz, Empfindsamkeitswitz, solcher, der mitunter fast durch Thränen lächelt, ja sogar zuweilen nur um die Thränen zu verhalten, witzig ist, (hier könnten fast zwanzig deutsche Schriftsteller angeführt werden,) Charakterwitz (die höchsten Meister abermals Shakspear, Göthe und Jean Paul,) polemischer und parodischer Witz (Gozzi, Tiecke u. s. w.) reiner Situationswitz (hier steht abermals Gozzi sehr ausgezeichnet da, unter ihm, dem Range nach, Möliere, doch ist auch Kotzebue zu erwähnen,) Wortwitz, (einige hundert ließen sich hier leicht nennen; doch mögen bloß Iffland und Kotzebue genannt werden.)

Haben wir einmal diese Ansicht gewonnen, so scheint es nicht schwer, über diese wenigen Zeilen ein ganzes Buch zu schreiben; doch möge es auch an diesen kurzen Andeutungen genug sein. Nicht verschweigen aber wollen wir, sondern recht hoch vorheben, daß wir guten, gemüthvollen Deutschen in den bezeichneten höchsten Gattungen des Witzes, die wir mit einem Worte Humor nennen, alle Nationen, selbst die Engländer, weit übertreffen. Den einzigen Shakspear, dem niemand gleich ist, nehmen wir allerdings aus; keinesweges aber Swift und Sterne, die, obwohl sehr bedeutend und des ernstesten Studiums werth, doch theils durch Bitterkeit, theils durch Kränklichkeit, die sich nie zur rechten Behaglichkeit aufschwingen kann, keinen vollständigen Genuß gewähren.

Was ist nun ächter Humor? Wir wollen keine weitläufige Definition geben, sondern lediglich erinnern, daß er ohne vollendete Kraft, Klarheit, Liebe und Heiterkeit des Gemüthes nicht erzeugt werden kann. Ist aber jemand im wirklichen Besitze der genannten köstlichen Dinge, so kann ihn, im Gefühl dieses Besitzes, mitunter das fröhliche Gelüst anwandeln, die ganze Welt, aus reiner Liebe, auch einmal umzukehren, und dann, um es mit Einem Worte zu sagen, ist er humoristisch. Schaden kann dieses Umkehren weder ihm noch der Welt; eben von

wegen jenes köstlichen Friedens, und jener überaus vortrefflichen Klarheit, die besagter Humorist in Gemüthe hat. Wehe aber, wehe! wenn der unvollendete, in der Halbzeit oder gar in der Gemeinheit lebende, die Welt witzig darzustellen wagt; denn wenn die Gemeinheit sich in der Gemeinheit bespiegelt, so wird die Gemeinheit immer größer. Das klingt sehr gräßlich, aber wir vermögen es nicht anders auszudrücken, und wir könnten dabei einige funfzig neuere Schriftsteller nennen, hätten wir nicht einen Ekel an gewissen fatalen Namen.

Kehren wir also schnell wieder zu der höchst erfreulichen Anerkennung zurück, daß die höchsten Gattungen des Witzes den Deutschen ganz eigenthümlich sind, wobei wir, um doch auch ja der wackern früheren Zeiten nicht zu vergessen, des großen Luther, des Hans Sachs, Sebastian Brand, Johann Fischart, Rollenhagen, Moscherosch, Abraham a Sancta Clara u. s. w. mit hohem Ruhm gedenken wollen.

Und dennoch haben wir so wenig gute Lustspiele? — Wir hatten ihrer, und haben ihrer besonders aus früheren Jahren nicht ganz wenige; nur soll man sie nicht mit jener widrig kleinen Elle der Pseudo-Kritik messen, und dies ist leider seit etwa hundert und dreißig Jahren nur zu oft geschehen.

Wohl möchte man sagen, daß die Franzosen für so unendliche Aufopferungen von Menschen und Ländern, die wir seit 1648 an sie machten, uns unter andern traurigen Gegengeschenken auch jene kleine Geschmacks-Elle, gebracht haben, die man nur mit einem einzigen festen Blicke zu betrachten braucht, um sie zerbrochen ihnen zurück zu werfen.

Seit jener Zeit haben wir denn allerdings nur wenig ächte und gerechte, tüchtige und flüchtige Lustspiele: denn wer sich einen Maaßstab aus der Fremde borgt, der steht selbst unter dem Maaßstabe, und der Aengstliche vermag nicht mehr die reine Lust und Freiheit des Lebens darzustellen. Dennoch setzte man die Arbeit fort, und es wiederholte sich gar oft das alte Lied von Sisyphus, der mit vieler Mühe den Stein aufwälzt, bis dieser denn „hurtig mit Donnergepolter" und tückisch wieder herabrollt, und von den Danaiden, die mühselig Wasser gießen in das durchlöcherte Gefäß, und nie zu einem erfreulichen Ziele kommen können.

Darum noch einmal laßt uns nur jenen Maaßstab ganz wegwerfen, — zerbrochen ist er längst durch Lessing, Göthe und Schiller — und das Lustspiel wird sicher ein ächtes deutsches Leben und tüchtige deutsche Farben gewinnen. Zu einem solchen deutschen Lustspiele ist in früheren Jahrhunderten ein

guter Anfang gemacht, und wir stehen durchaus nicht an, einige altdeutsche Fastnachtsspiele, so wie einige der leider ungedruckten Puppenspiele, namentlich aber Hans Sachs und Andreas Gryph trotz ihrer Mängel vorzuziehen jenen acht bis zehn sogenannten korrekten deutschen Lustspieldichtern, die in den neueren Beispielsammlungen sich breit machen. *)

Um aber nicht ungerecht zu werden, durch zu große Gerechtigkeit gegen das Genie der Deutschen, so wollen wir hier zur Sprache bringen, daß wir unter allen Gattungen des Witzes am spärlichsten ausgesteuert worden sind mit dem Intriguen- und Situationswitz, worüber jeder, der etwa daran zweifeln sollte, nur die Europäische Litteraturgeschichte selbst befragen möge, wo er dann finden wird, daß die einzigen Calderon und Lopez de Vega einige hundert deutsche Schriftsteller recht bequem und reichlich mit jener Gattung von Witz aussteuern könnten, ohne dadurch sonderlich arm zu werden.

Wollen wir aber nun neue Lustspiele haben, so mögen zuvörderst diejenigen, welche sich bisher in einer gewissen vornehmen Unzufriedenheit gefielen,

---

*) Wenn die redlich tiefen Deutschen nicht verdienen, ächte Lust- und Freudenspiele zu haben, wo ist denn ein Volk, das es verdiente? —

aufhören wollen „vornehm und unzufrieden“ zu sein; sie mögen aufhören, sich bloß nach ungemein geschnürten Späßen zu sehnen, über die sie sich doch auch nur scheinbar freuen, (denn hinterher im vertrauten Kreise ihrer Familie kommt gewöhnlich das böse Urtheil zum Vorschein: „Es war doch einigermaßen grimmig langweilig.“) Sie mögen aufhören, über Uebertreibungen des Witzes und des Humors zu schreien, denn der Humor will ja nicht nur übertreiben, sondern umkehren, und den Sokrates und Cato selbst auf den Kopf stellen. Sie mögen aufhören, über Unsittlichkeit zu jammern, wo oft nichts ist, als fröhlicher Muthwillen, und wohl bedenken, daß die ächte, kräftige Tugend sich keinesweges vor Scherz und Possen scheut. — Oder war man etwa irreligiös im Mittelalter, wo allein die keckſten Fastnachtsspiele, nebst dem „christlichen Ostergelächter,“ u. s. w. geduldet und erfreulich gefunden wurden? — Niemand nahm Anstoß daran, denn der religiöse Ernst war viel zu tief und sicher, als daß ihm muthwillige Scherze irgend etwas hätten anhaben können.

Was uns iezt recht häufig begegnet, ist unter andern Folgendes: Ein abgeriebener Verstand, der seiner selbst müde geworden, oder um so mehr von Gesundheit spricht je kränker er sich fühlt, eine toll gewordene Vernunft, die sich selbst verbrennen würde,

wenn diese Flammen brennen könnten, eine Flachheit, welche liebäugelnd in den Spiegel sieht, und immer flacher wird je länger sie sich beschaut. — Das alles ist schlimm genug, soll uns aber nicht zu sehr betrüben, denn wahrhaft siegen kann es doch nie.

Das Ungeschick, mit welchem unsere neumodige Melpomene ihren Dolch schwingt, ist so groß, daß sich hoffen läßt, sie werde sich bald erstechen.

Das einzige Schicksal, von dem mit Verstand gesprochen werden kann, ruht in des Menschen eigner Brust. Daß er nicht sich selbst entfliehen kann, ist die einzige Gränze, die ihm bezeichnet worden.

Eine ächt deutsche ehrliche derbe Rede unterscheidet sehr genau zwischen einem "Sparren zu viel" und einem „zu wenig," denn es giebt Krankheiten aus Ueberkraft und Krankheiten aus Schwäche. Die Gesundheit liegt in der Mitte, und kann nur sein wo Adrastea wohnt.

Es ist bekannt, daß manche Menschen aussehen wie Fragezeichen; aber weniger bekannt, daß die Fragen, welche sie zu thun scheinen, keine rechte Fragen sind, weshalb auch keine rechte Antwort darauf gegeben werden kann. Zu ächten Fragen gehört ein gewisses Maaß von Talent und Gemüth, was nur von dem des ächten Antwortens übertroffen wird.

Das Einzige ist an den Wortspielen zu tadeln, daß sie häufig mit dem Spieler spielen.

Es hat nie einen edleren Feind der Deutschen gegeben als Tacitus. Im Vergleich mit ihm, weg mit allen Neun- und- neunzig- hundertel- Freunden!

So findet sich auch ein Römischer Feldherr, der den Namen Germanicus verdiente. Es war eben Cäsar Germanicus.

Wollt Ihr über Herder lesen, und sein Wesen kennen lernen, so leset Göthe und Jean Paul, und knüpft die Enden, die sie schildern, zusammen.

Ihr freut euch der schönen und mannigfaltigen Gebilde, die der reiche Dichter euch bietet. Und doch: wie vieles seht ihr nicht, wie manches geht nur wie Elfentanz im Mondenlicht an ihm vorüber, und erquickt und labt ihn; aber nicht euch, denn er vermochte nicht es festzuhalten in der Rede oder im Reim. Was der nächtliche Traum ihm gab, verrinnt oft bei des Tages Schein; aber es ist darum oft nicht minder wahr als der Tagesschein, und es wird einst — lasset mich das gute, alttheologische Wort gebrauchen — wiedergebracht werden.

Die Vernunft ist an sich etwas rein göttliches; aber sie wird zu einer wahrhaftigen Furie, sobald sie über göttliche Dinge, die bloß dem Glauben anheim fallen, reden oder gar entscheiden will. Ach! und diese toll gewordene Vernunft ist es fast allein, der die Mehrheit huldigt; denn, wenn sie auch zuweilen bei ihrem Pechfackellicht Christum sucht, wie könnte sie ihn finden? und doch muß er gefunden werden, weil es ohne ihn kein Leben giebt, und wer ihn nicht findet, ein Recht hat zu verzweifeln. So lasset uns denn die Pechfackel auslöschen, und es wird wieder neu uns aufgeh'n der rein, bescheidene Strahl der Vernunft, der höhere Glaube, und die Ursonne: der Christen Gott. Lasset uns ihn suchen, wie Maria ihn suchte, und wir finden ihn.

Die sich selbst genügende Schönheit des Mannes, und ihr höchstes Abbild der Belvederische Apoll kann, dünkt mich, von keiner Frau oder Jungfrau geliebt werden, weil die Sehnsucht sich nur an der Sehnsucht entzünden mag. Wie aber ohne Sehnsucht keine christliche Religiosität möglich ist, so auch keine Liebe. Ueberall entscheidet in der modernen Welt der Geist, der durch Christum die Herrschaft über die Natur empfangen.

VI.

Kritiken.

Inhalt:

a) Götz von Berlichingen.
b) Clavigo.
c) Die Geschwister.
d) Graf von Essex.
e) Mozarts Figaro.
f) Emilia Galotti.
g) Minna von Barnhelm.
h) Der Geizige.
i) Der Zinngießer.
k) Die Jäger.
l) Der Spieler.
m) Die Hagestolzen.
n) Elise von Valberg.
o) Der gutherzige Polterer.
p) Das getheilte Herz.
q) Der Puls.
r) Die Schachmaschine.
s) Der Jude.

a) Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, Schauspiel in 5 Aufzügen von Göthe, (nach dessen neuer Bearbeitung.)

Wenn schon das erste Auftreten jedes bedeutenden Schriftstellers überhaupt etwas Anziehendes hat, so gewährt doch besonders das der bedeutenden Dichter ein noch höheres Interesse. Entweder treten sie auf in einer Erhabenheit, die an das Ungeheure gränzt, und die deshalb späterhin, durch sich selbst gelähmt, mit Ermüdung endet; — oder in unendlicher Vornehmheit, welche sämmtliche Prosa der Erde auf den Scheiterhaufen liefern möchte, die aber gewöhnlich sich selbst mit verbrennt; — oder überhaupt mit Ueberfülle der Kraft, die die Anmuth verschmäht und die Milde haßt, weil sie beide nicht kennt; — oder, was in neueren Zeiten häufig der Fall gewesen ist, ihre Poesie entzündet sich in der feindlichen Berührung mit den hartprosaischen feindlichen Theilen der Zeit, und es entsteht dann eine polemische Poesie, die Respekt fordert und verdient, sobald sie nur beweisen kann, daß sie über dem Kampfe nicht den Sieg oder das Schaffen verlernt hat, sobald sie nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Werken zu kämpfen im Stande ist.

*

Sehr selten beurkundet gleich das erste Auftreten eine schon vollendete Kraft, d. h. eine solche, die zur Klarheit geworden ist. Aber wir dürfen mit Entschiedenheit sagen, daß dieses Schauspiel uns Göthe gewährt, wenn wir ihn als zwei und zwanzig jährigen Jüngling mit Götz von Berlichingen auftreten sehen. Hier ist kein Drang und Sturm in das Wilde hinein, sondern eine gesicherte innere Macht, die den Kreis genau kennt, den sie beschreiben will, hier ist keine ästhetische Gefallsucht, keine imponiren wollende Vornehmheit, keine Ueberfülle in der Farbengebung, sondern ruhige Klarheit, geniale Besonnenheit, und eine Charakterzeichnung der festesten Mannes- und Meisterhand.

Lasset uns deshalb diesem Stücke eine ähnliche Aufmerksamkeit schenken, wie wir sie dem „Kaufmann von Venedig" widmeten, doch soll hier wie dort eine bloß andeutende Kürze herrschen.

So wie der Held des Schauspiels selbst, in sein halb sinkendes, halb steigendes Jahrhundert, das den Uebergang zur neuen Zeit bildet, nicht paßte, so, könnte man sagen, passe auch das Stück in keines der gewöhnlichen Fächer, die unsere ästhetischen Lehrbücher den Erzeugnissen der Dichter einräumen. Und doch ist das Ganze wieder sehr einfach gemeint und man braucht nicht lange nach einem Namen dafür sich umzusehen. Es ist ein deutsches Charakter-Gemälde; nicht aber etwa bloß eines einzelnen oder

mehrerer Ritter, Frauen, Bürger, Mönche, Bauern, u. s. w. (obwohl auch ein solches sehr schätzbar wäre); sondern es ist eine in sich selbst zusammenhängende Reihe von Gemälden eines ganzen, für Deutschland unendlich wichtigen Jahrhunderts. Dazu kommt noch, daß in diesen Gemälden ein so tiefer Hintergrund ist, daß wir mitunter fast bis zu — Hermann hindurch schauen können, und, anders gewandt, dann wieder auch in einen Vorgrund blicken, der bis in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu reichen scheint.

Was wir hier gesagt, kann übertrieben scheinen, aber wir dürfen diesen Schein nicht scheuen, da wir von der Wahrheit dieser anspruchlosen Ansicht völlig überzeugt sind. Auch wolle man erwägen, um jenen Schein der Uebertreibung zu verwischen; daß wir nicht von gänzlicher Vollkommenheit des Gemäldes gesprochen haben. Denn, um nur Eines anzuführen, so hätte, dünkt uns, der Stral der Reformation (es giebt eine auch vor Luthers Vollendung) einigen Theilen dieses Stückes eine erhöhtere Farbe leihen können, was sehr bedeutend hätte wirken müssen. Zwar verkennen wir durchaus nicht, daß sie damals erst im Werden war, daß sie auch wirklich in einige Stellen des Stückes gleichsam hineinblitzt; dennoch gestehen wir, daß uns dies Blitzen nicht völlig genügt, und daß wir in dieser Beziehung einiges vermissen. — Ist aber ein solches

vollständiges Zeit-Gemälde auch wohl je gegeben? Wir erwiedern: Allerdings von Shakspear in seinen Heinrichen, die aber auch einen bei weitem größeren Raum einnehmen, als der einzige Götz.

Betrachten wir nun die einzelnen Personen in dem edlen Werke:

Kaiser Maximilian. Er ist hier nicht der liebenswürdige, waidlich kühne Jüngling, nicht der klug-poetische Fürst, der nicht selten mit manchem Misgeschick spielte; als solcher durfte er hier nicht auftreten. Sondern wir sehen hier in ihm den reizbar gewordnen Mann, der sich einer Menge bitterer Erfahrungen nicht länger zu widersetzen vermag, und der vollends so eben aus einer verdrießlichen, kein frohes Resultat bietenden Reichsversammlung tritt, — zürnend über die Deutschen, in denen allein er nur Fürsten sah, die schwer zu beherrschen sind; doch selbst im Zorn sie liebend. Der Schauspieler kann diese Rolle nicht wichtig genug nehmen, da es ihm ohne Zweifel bekannt sein wird, daß er einen der vortrefflichsten Kaiser, der zugleich auch ein guter Dichter war, darstellt, so wie denn überhaupt fast die Hälfte der kleinen Rolle aus eigenen, historisch beurkundeten Worten des Fürsten besteht.

Götz. Der Strebepfeiler einer schon im Sinken begriffenen Zeit, die aber in ihm, so wie in Sickingen, noch einmal ihre eiserne Herrlichkeit

offenbaren will. Tief gewurzelt in der alten Ansicht vom Ritterthum sieht er in jeder andern nur Schwäche, in den Fürsten nur seines Gleichen und nur in dem Kaiser seinen durch Gesetz und Reich sehr beschränkten Herrn. Den Max liebt er wirklich; aber er kommt vor Bedauern nicht zum rechten Genusse dieser Liebe. Er ist einseitig, aber diese Eine Seite erschöpfend, scheinbar roh, und doch sehr einfach gebildet, tapfer, weil er sich das Gegentheil gar nicht einmal denken kann, freiheitliebend weil er gar kein Leben glaubt im Zwange. Er ist kühn, aber sanft; er haßt nur, wenn ihm dies Gefühl aufgedrungen wird, und liebt mit ewiger Treue, ja sogar bis zur Zärtlichkeit. Georg und Lerse sind ihm unter allen Männern die theuersten; ja der erstere gehört gewissermaßen mit zu seiner Existenz. Die Liebe für Weislingen bezahlt er schmerzlich theuer, wie er denn überhaupt in seiner Gemüthsfülle viel leiden muß. — Dennoch ist er, seiner ganzen Natur nach freundlich und behaglich; obwohl das bei einer oberflächlichen Ansicht nicht scheinen dürfte. Weil er seiner eigenen Selbstheit immer treu ist, so läßt er auch einen jeden in der seinigen, ja sogar seinen kleinen Karl, der genau weiß, wo Jaxthausen liegt, aber den Herrn von Jaxthausen nicht angeben kann, der lieber in die Küche geht, als in den Stall, und überhaupt „etwas Apartes haben" will; weshalb er denn auch zuletzt in ein Kloster gehen muß.

Alles ist klar und einfach im Götz, selbst der Schmerz; nur einmal verläßt ihn leider die Klarheit, als er sich bewegen läßt, auf vier Wochen Anführer der aufrührerischen Bauern zu sein. Da weicht jedes Glück und jede Heiterkeit von ihm, sein Georg fällt im verhaßten Kampfe, sein Schmerz wird dunkel, er sinkt, und nur der Tod hebt ihn wieder auf in neue lichte Sonnenhöhe.

Götzens Irrthum besteht darin, daß er die Zeit, die er allein schätzt, für unwandelbar gehalten (was keine ist); und als er sie dennoch sich wandeln sah, mochte er nicht begreifen, wie man in einer so verwandelten noch leben könne und möge. Sterbend verweben sich ihm „himmlische Luft" „und Freiheit" zu einem ewigen Ganzen, und beruhigt und versöhnt scheidet er, und mit erhebender Rührung wir von ihm.

Elisabeth, Götzens Frau. — Wir glauben zwar nicht, daß Schiller immer recht hat, wenn er den besten Staat und die beste Frau daran erkennen will, daß man von beiden nicht spricht; wohl aber, daß er in diesem Urtheile oft recht habe. Bei dieser Elisabetha findet es seine ganze Anwendung. Es läßt sich von ihr nichts weiter sagen, als das Wenige, was aber unendlich viel ist, daß sie eine durchaus einfache, tüchtige, reindeutsche Hausfrau ist, die ihrem Manne nie vorweint, noch vorjammert bei Dingen, die nicht zu ändern sind. Ihre

Ruhe verläßt sie nur als Götzen die Klarheit verläßt, bei jener betrübten Hauptmannschaft über die aufrührerischen Bauern. Auch das soll gerade so sein, denn auch nur ein einziger Moment der verlorenen Geistesklarheit kann und muß selbst das stärkste Herz verwunden.

Maria, Götzens Schwester, steht schon mit einem Fuße in der neuen Zeit, ja man kann ihr nachsagen, daß ihr die alte, in welcher Götz lebt, unbequem, mitunter sogar roh erscheint. Daher auch der leise Anflug von Sentimentalität, und ihre Liebe zu Weislingen, in dem sie den Repräsentanten jener neuen zierlichen Zeit zu erblicken wähnt. Schade nur, daß diese Zierlichkeit der Treue ermangelt; doch in dem Schmerze über diese Treulosigkeit geneset sie. Als Jungfrau scheint sie sich besonders der Erziehung des kleinen Karl gewidmet zu haben, der aber auch so seltsam aus ihren Händen hervor gegangen ist, daß er — den Apfel nicht mehr ungebraten essen kann.

Georg, Götzens Knappe, gehört zu den Charakteren, die keiner Erklärung bedürfen, weil sie jedermann erfreulich finden muß. Jugend, Kraft, Stolz und Bescheidenheit, frischblühende Fröhlichkeit und ernste Treue, die alte Zeit auf die erfreulichste Weise darstellend, indem sie durch ihn sich gleichsam zu verjüngen scheint.

Der Bischof von Bamberg ist zu beklagen, daß die neuere Bearbeitung ihm so wenigen Raum gegönnt hat; denn er bedarf eigentlich gar viel Platz, um ein Streben nach einer neueren Zeit, die das bisherige Ritterthum zu Grunde richten soll, zu bethätigen. Wir haben uns recht gesehnt, ihn in seiner Hofburg mit dem klugen Liebetraut und dem breitgesinnten und breitsprechenden Olearius speisen zu sehen; allein da Götzens Tafel, wie billig, uns wichtiger ist, so mußte die seinige leider ausbleiben. Jene eben genannte Männer sind ohnehin in der neuen Bearbeitung gänzlich ums Leben gekommen. Dem Schauspieler, der die Bischofsrolle empfängt, bleibt nichts übrig, als die wenigen Worte so bedeutend, als irgend möglich zu sprechen, denn er sucht durch dieselbe seine ganze Ansicht zu bekunden, und richtet sie an die höchste Behörde, den Kaiser.

Adelbert von Weislingen ist vom Dichter offenbar mit Ironie behandelt worden: denn nicht genug, daß er nicht in sein Jahrhundert gehört, so ist er selbst in dem Mit-Arbeiten an der neuen Zeit, über diese neue Zeit selbst im Dünkeln, so daß man mitunter das Allerbetrübteste, was man nur irgend sagen kann, von ihm wirklich sagen darf, er wolle nie ganz, und wisse auch oft nicht, was er wolle. Franzens Wort über ihn giebt Aufschluß: „Schwacher Mann, glaubst du stark zu sein, weil du dich wüthend anstrengst? Nachgiebige Seele,

du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermiß-test zu befehlen! (Akt V, Scene 5.) Wie im Leben, so auch im Tode bildet er den Gegensatz zu Götz, und diese einfache Ansicht wird der Schauspieler, dem diese schwere Rolle zugefallen, leiten können. Noch schwerer ist sie geworden durch die neue Bearbeitung, in der sein Verhältniß zum Bischof kaum sichtbar wird, und die ausführliche Unterredung mit Adelheid, die seinen Abfall von Marien begründet, zu unserm herzlichen Bedauern gänzlich getilgt worden ist.

Adelheid von Walldorf, war in der früheren Ausgabe so sehr genau und ausführlich gezeichnet worden, daß man in dem jungen Dichter in dieser Beziehung auch einen moralischen Zergliederer finden mußte. In den schönen Kreis der Göthischen Frauen, deren uns der vortreffliche Dichter so manche gegeben, gehört sie ganz allein nicht: Was sich für sie thun ließ, hat der Dichter bei der neuen Bearbeitung redlich gethan. Er hat als Meister des Styls nunmehr manches verschwiegen, was ehedem ausgesprochen wurde, er hat jene innere Langeweile und ganz zerfahrende Launenhaftigkeit, mit der sie früherhin behaftet war, getilgt, und indem er ihr eine stete bedeutende Wirksamkeit nach außen hin gab, hat er uns auf eine freundlichere und doch tiefere Weise ahnden lassen, wie sie von Stufe zu Stufe sinken mußte. Ihr Verhältniß zu Weislin-

gen und zu Franz ist mit jener zarten und sichern Hand geschildert, die wir längst an dem Dichter kennen; aber einfacher und köstlicher ist wohl nie ein Mittel gewesen, eine Frau in Beziehung auf ihren Gatten und auf ihren Liebhaber zu schildern, als das hier benutzte. Sie giebt nämlich einem nach dem andern Aufträge, und nur das Wie und Welche entscheidet, und giebt dem Zuhörer Aufschluß über ihr ganzes inneres Wesen.

Hans von Selbitz. Der vergröberte Götz, gleichsam eine alte Auflage von ihm auf schlechtem Papier, und durch viele Druckfehler verunstaltet. Seine Erscheinung ist anfangs nicht besonders erfreulich, doch nothwendig; denn in einem historischen Gemälde soll auch das Schlimme, z. B. die Unordnung im Hausstande Einzelner, die Spielsucht, u. s. w. nicht ausgelassen werden. Sein Tod versöhnt indeß alles; und es ist wahrhaft rührend, ihn verwundet, auf der Erde liegend, noch fechten zu sehen.

Franz von Sickingen, nach unserer Ansicht nächst dem Kaiser Max, der bedeutendste deutsche Mann seiner Zeit; obwohl das Schicksal, wie bekannt, seine großen Plane nicht zur Reife kommen ließ, die denn auch nicht frei von großartigen Irrthum waren. In ihm ist vereinigt die Glorie der Ritterwelt der alten Zeit, und die geistige Bildung der neuen; ja man möchte fast beklagen, daß Göthe

nicht ihn zum Helden eines eigenen Stückes wählte. Jetzt, wo er fast nur als eine Nebenperson erscheint, kann er sich nicht ganz vollständig aussprechen; doch bildet er, besonders nach Götzens Befreiung, wo er von seinen großen Planen spricht, ein überaus rührendes Gegenbild zu seinem Schwager, der mit gelähmtem Flügel schon den Blick zur Erde senkt, die ihn bald aufnehmen wird. Sickingen ist eine glänzende Erscheinung und so muß denn auch alles, was kraftvoll glänzend aus ihm spricht, z. B. die Ueberzeugung, daß er sehr bald das Andenken an den geliebten Weislingen aus Mariens Seele verdrängen werde, stolz hervor gehoben werden. Es muß überall klar werden, daß ein Mann dastehe, der die Hoffnung hegt, in einem halben Jahre als Kurfürst zu glänzen.

Bruder Martin, ein Mönch, fast möchten wir sagen: kein Mönch; denn er trägt nur das Gewand, fühlt aber von seinem Stande nichts als den Jammer. Er ist eine personifizierte Elegie; nicht aber eine von der weibisch kläglichen Weise, sondern von der ernst männlichen, die wohl weiß, wie viel sie beklagt.

Lerse. Ueber ihn kein Wort: denn alles was sich in diesem herrlichen Charakter, der sich so schön zu subordiniren weiß, sagen läßt, ist vortrefflich gesagt worden von Göthe selbst im dritten Theile seiner Selbstbiographie, die wir ja wohl als Gegenstand

der Liebe und des Studiums bei allen Freunden der Poesie und der Bühne, und überhaupt als allgemein bekannt und anerkannt voraussetzen dürfen.

Faud, Götzens Reiter. Mit wenigen Zügen, aber klar geschildet im siebenten Auftritte des ersten Akts. Er ist der reine Knecht; aber ein tüchtiger, und es mag nicht ganz unbedeutend sein, daß er zuvörderst ausruft: „Wir haben gejagt, wir haben gefangen!" und dann erst die edlen Frauen grüßt, was ein Ritter nimmermehr so spät thun würde. Die Art, wie er erzählt, ist sehr charakteristisch und fast selbst ein Reiter-Gefecht, gehauen und gestochen, zu nennen.

Franz, Weislingens Knappe. Der vollendetste Gegensatz zu Georg; denn so wie wir diesen die Poesie der Einfachheit und Tugend nennen dürfen, so finden wir in jenem Franz den poetischen Schein, und die farbige Gluth verbrecherischer Leidenschaft. Dieser Charakter ist des tiefsten Studiums werth; doch wollen wir nur einige Züge leise andeuten. Zuerst das schuldlose aber feurige Wohlgefallen eines dichterischen Herzens an der Frauenschönheit, — dann das Spielen mit der Flamme, — dann mischt sich Sinnlichkeit hinein unter der Gestalt der Poesie, — die Flamme wird verderblich, — das Aufsteigen verbrecherischer Wünsche, — Steigerung der Leidenschaft durch die Künste der Buhlerin, die ihn bald alles hoffen läßt, bald wieder wie einen Knecht behan-

delt, — Halb-wahnsinn. — (Nur durch ihn läßt sich das gräßliche Wort erklären: „Der schönste Lohn! nur bis dahin laß mich leben! ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen streitig machte!" (Akt IV. Scene 19.) Ein großes Verbrechen wird als Preis der höchsten Gunst gefordert, er schwankt, — sie wirft ihm Feigheit vor, und da dies unter allen Vorwürfen für den Mann fast der widerlichste ist, so begeht er das Verbrechen um zu zeigen, daß er Muth habe. — Dann Reue und Tod. — Es ist ein vollständiges Gemälde; doch in der Bühnendarstellung nicht ohne große Schwierigkeit.

Hauptmann vom Reichsheere. — Es ist eigen, daß dieser gar vornehme Herr auf dem Personen-Verzeichnisse seinen Namen nicht aufzeigt, da doch sogar die Bauern den ihrigen geltend machen; dennoch ist er unsterblich geworden durch Adelheid, die ihn uns als ihren Oheim, den Edeln von Wangenau kennen lehrt. Weislingen nennt ihn einen alten Träumer und unfähigen „Schleppsack" ein Urtheil, das auch der von Weislingen so verschiedene, wackere Leser unterschreibt; nur daß er aus dem „Schleppsack" einen „Wollsack" macht, welches im Grunde so ziemlich auf eins hinaus läuft. Aber es ist ein überaus ergötzlicher Mann, der weiter eigentlich nichts will, als behaglich und bequem hinträumen, und da das nun einmal in unserer raschen

Welt nicht geht, so muß er freilich mit Gewalt getrieben werden, wobei er sich komisch genug ausnimmt, da er überhaupt nicht recht an die Raschheit der Welt glaubt. — Fast könnte man wünschen, ihn zu sehen, bei der Antwort, die ihm sein Herold von Götz bringt — (was Götz ihm aber antworten läßt, brauchen wir wohl nicht zu wiederholen) — doch ist freilich nicht alles Erfreuliche in Einem Stücke zu vereinigen.

Von dem tapfern Werdenhagen erfahren wir nichts, als daß Franz sich gern mit ihm hätte schlagen mögen; wohl aber erkennen wir in dem von Blinzkopf den „schmeichlerischen Schelm,“ der tückisch ist, aber nicht klug; feig, aber nicht vorsichtig. Lerse sagt sehr charakteristisch von ihm, „er stand hinten und munkelte auch was mit.“

Max Stumpf, der Pfälzische Diener, kann uns durch die richtigen Grundsätze über seine eigenen Pflichten nicht versöhnen, da er über Götzens Pflichten gar falsche Ansichten vorbringt, und leider den wackern Ritter zu verführen im Stande ist. Es erregt sogar ein fast peinliches Gefühl, daß Er, von dem wir in den ersten vier Aken auch nicht Eine Sylbe vernahmen, so plötzlich in das Stück hineinbricht, und nebst jener Bauernschaar den Mittelpunkt desselben gewaltsam angreift. Daß übrigens Göthe diesen Umstand nicht ändern konnte und nicht ändern durfte, bedarf wohl hoffentlich der Erinnerung

rung nicht; denn wir sollten Götzen sinken sehen durch eine scheinbare Zufälligkeit! So will es die Geschichte, die hier eine entscheidende Stimme hat.

Die Nürnberger Kaufleute sind bei weitem nicht so stattlich, als man sie aus der vortrefflichen Reichsstadt, die gerade damals in einem herrlichen Flor stand, erwarten sollte; — es sind sehr mittelmäßige Gesellen, die den edlen Namen eines Kaufherrn nicht verdienen. Aber sie sollten eben leicht behandelt werden, damit die Scene im Walde nicht zu grell erscheine. Der Zuschauer aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hat ohnehin große Mühe, jene Scene zu genießen, und es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß diese Gesellen an Götz übel gehandelt, und ihm einen wackern Knecht an die Bamberger verrathen haben. Wird dieser letztere Umstand nicht mit besonderer Deutlichkeit vorgetragen, so können Götz und Georg in jener Sceue fast hart erscheinen, und das dürfen sie nicht. — Uebrigens fehlt es jenen mittelmäßigen Leuten durchaus nicht an Physiognomie, und sie zeigt sich deutlich, zuerst, als sie es sich im Walde bequem machen, dann als Georg sie fängt, und endlich als der zürnende Kaiser sie anfährt. Diese Physiognomie bezeichnen wir durch das einzige Wort: moralische Engbrüstigkeit.

Wir deuten nur noch hin auf den kaiserlichen Rath, der über die Heilbronner Rathsherren

soweit hervorragt an — Frechheit, auf die fast schatten-ähnlich behandelten Richter der Vehme, auf die empörten Bauern, die ihre Grausamkeiten mit roher Gelassenheit paaren, endlich auf die Zigeuner, welche fast quecksilberartig durch das Stück hindurchlaufen, und bemerken dabei nur das Eine, daß keine einzige Person ganz unwichtig ist. In Shakspears Schauspielen hat alles, was auftritt, Gestalt und Charakter, vom Könige bis zum Knecht, vom Feldherrn bis zum Troßbuben; etwas Aehnliches wenigstens dürfen wir von diesem Göthischen Schauspiele sagen. Möchte nur der innigst verehrte Dichter sich entschließen wollen, die neue Bearbeitung, oder wenigstens die neu eingelegten und veränderten Scenen durch den Druck bekannt zu machen. Sehr ungern versagen wir uns das Vergnügen, wenigstens Franzens angenehmes Gedicht, durch welches er die Namen seiner Nebenbuhler im Gedächtnisse behalten will, hier mitzutheilen, aber wir lieben selbst den partiellen Vordruck nicht, so wenig als den Nachdruck.

---

b) Clavigo, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Göthe.

Eine ausführliche Kritik dieses Werks wird man wohl schwerlich hier erwarten; wohl aber scheint es zweckmäßig, einige Bemerkungen über dasselbe mit-

zutheilen, denn es ist billig, daß ein Göthisches Werk uns immer bedeutend anrege, und daß diese Anregung auch freundlich ausgesprochen werde.

Wir beginnen mit der auch in andern Blättern früher schon gegebenen Notiz, daß die Geschichte des Clavigo fast buchstäblich wahr ist, wie die französischen Memoiren, ja selbst mehrere Zeitungen der damaligen Zeit bewiesen, so wie es denn überhaupt wohl nur für wenige Leser eine Neuigkeit sein kann, daß dieser Beauchmarchais, der in dem Stücke eine so bedeutende Rolle spielt, der bekannte französische Schauspieldichter ist, der Verfasser des viel zu berühmten Figaro, der mit seiner frivolen Lustigkeit den seltsamsten Contrast bildet zu der weinerlichen Eugenie und der noch weinerlichern Mère coupable desselben Verfassers.

Noch merkwürdiger ist, was Göthe selbst (im dritten Theil seines Lebens) erzählt, daß er das ganze Stück in sechs Tagen vollendet habe. Der Dichter war damals etwa zwei und zwanzig Jahre alt, hatte aber bereits durch die herrlichsten Proben des Genies seine Freunde so verwöhnt, daß einer derselben erklärte, das Stück sei zwar sehr brav; doch müsse er dergleichen nicht schreiben, denn „das könnten die andern auch,“ unter welchen „andern“ er Lenz, Klinger u. s. w. meinte, deren Vermögen er doch wohl überschätzte. Was Göthe selbst

darauf erwiedert, bitten wir die Leser in jenem Werke selbst nachzulesen.

Es ist uns nicht unbekannt, daß besonders in neuern Zeiten das ganze sogenannte bürgerliche Trauerspiel vor ein strenges Gericht gezogen worden ist; ja daß manche die ganze Gattung verworfen haben. Ohne Zweifel mit Unrecht, denn der Blitz des Schicksals kann eben sowohl in eine Bauernhütte und in ein Bürgerhaus als in einen Königspalast schlagen, und es ist lediglich die Sache des Dichters, uns für die Personen, die in jenen Häusern wohnen, gehörig zu interessiren. Das Wesen des Menschen ist — wir wiederholen es gern — auf dem Unbegreiflichen und Unergründlichen — gegründet: ein Wort, bei dem wir wohl nicht erst Leibnitz, Fenelon, Jacobi u. s. w. zu citiren brauchen. Daher die Unerschöpflichkeit der Geheimnisse des Menschenherzens, daher ferner die Anschaubarkeit dieser dem Verstande allein nicht zugänglichen Geheimnisse durch den Dichter, den die Alten mit Recht einen Seher nannten. Daher ferner die Möglichkeit, durch die Darstellung der Abgründe in der Menschenbrust, aus denen sich der Blitz des Schicksals entwickelt, ohne daß dieses Schicksal, wie ein großer Christoph, von außen kommt, Trauerspiele zu bilden, u. s. w. — Ein einziger großer Irrthum, eine einzige fixe Idee, die sich in uns erzeugt hat, ein gegebenes Wort, ein Schwur u. s. w. kann für

uns ein eben so gigantisches Schicksal sein, als das, was wir aus den griechischen Tragödien kennen. Genug davon für das heutige Stück.

Wenn wir deshalb den Clavigo nicht für ein rein poetisches Stück halten, so muß der Grund dafür, für uns wenigstens, wohl anders zu suchen sein, als in dem Umstande, daß es eine bürgerliche Tragödie ist. Die innere Welt, in die wir hier geführt werden, hat mitunter etwas Enges, ja Peinliches, der Verstand ist dergestalt vorherrschend, daß die Phantasie kaum dagegen aufkommen kann, und daß uns das einzelne Poetische in diesem Werke zuletzt fast wie zugemauert erscheinen kann. Wir stehen nicht an, diese anspruchlose Ansicht mitzutheilen, völlig überzeugt, daß dem großen Dichter nichts lästiger sei, als das gewöhnliche Concert des Lobes, gleichsam jenes ewige Orgelum Orgelei, das er selbst in seinem Jahrmarksfest in Plundersweilern (nur viel ergötzlicher als jenes Concert) ironisch angebracht hat.

Betrachten wir deshalb das Stück als ein reines Charaktergemälde, so finden wir mit herzlicher Freude die Zeichnung aller Charaktere (einen einzigen ausgenommen) wahrhaft meisterlich; und wir halten für unsre Pflicht, hierüber ins Detail zu gehen, da uns gerade dieses für die ausübenden Künstler am wichtigsten zu sein scheint.

Clavigo. Ein talentvoller Emporkömmling, zuerst in der literarischen Welt, dann in der politischen. Der Nebel des rasch erworbenen Ruhmes hat sich um sein Herz gelegt, sich dort fast verhärtet, und wehrt nun jeder dauernd schönen Regung. Aecht war Clavigo's Liebe für Marien wohl nie; doch genügend um sein Talent zu entwickeln. Jetzt aber, da ihm seine Werke Geld, Amt und Ruhm gebracht haben, verläßt er die, durch welche dies alles möglich wurde. Aber schon zeigt sich die Strafe; denn wie wir gleich anfangs aus Karlos Munde hören, der ihm sonst fast schmeichelt, ist, seitdem er nicht mehr in Mariens Nähe lebt, auch sein Talent im Welken, und er schreibt jetzt matter und kälter. Es ist das nur ein kleines Wort; doch es liegt schon eine Ahndung der Nemesis darin.

Es ist eine gerechte Strafe, ja wir möchten sagen, es ist sehr billig, daß ein treuloser Mensch, der nicht einmal die natürlichste aller Tugenden, die der Dankbarkeit, kennt, auch ein feiger Mensch sei. Er soll zittern, und er kann nicht anders, denn nur in einem reinen Herzen ist der ächte Muth möglich. Dennoch finden wir die Feigheit, die er im zweiten Akte gegen Beaumarchais beweist, übertrieben, und dergestalt empörend, daß wir ihn späterhin kaum mehr ohne den heftigsten Unmuth betrachten können. Er hört gewissermaßen auf, ein würdiger Gegenstand der Beschauung zu sein, und es bemächtigt sich unse-

rer eine bittertrübe Stimmung, wenn wir bedenken, daß ein edles Mädchen nicht Kraft genug hat, diesen Pseudo- und Quasi-Mann zu verachten. — Erst in fünften Akte tritt er gewissermaßen in das Leben zurück, denn in demselben bekommt er doch wieder den Muth zu sterben, und nur dieser Tod kann uns einigermaßen beruhigen, obwohl nicht versöhnen.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nur rasch andeuten, daß die Feigheit überhaupt nicht für die Tragödie passe, und daß sie stets nur mit Humor und Witz genommen werden möge, nie rein ernsthaft, zu dessen Beweise wir nur auf des Cervantes Don Quixote verweisen wollen.

Carlos. Kein Bösewicht, wenn man unter diesem Worte den versteht, der aus reiner Abneigung gegen die Tugend, lasterhaft ist, kein Virtuose in der Ruchlosigkeit wie Jago in Othello. Er findet die Menschen in der Regel widerwärtig und lästig, darum hält er sie sich drei Schritte vom Leibe, und wenn sie dann noch nicht gehen wollen, so schleudert er sie unmuthig zurück. Ob sie davon bluten, darnach fragt er nicht! Da aber der Mensch irgend etwas lieben muß, weil er sonst das Leben auch nicht einen Tag lang aushalten könnte, so überträgt er dies Gefühl auf Clavigo, der durchaus sein Geschöpf ist. Der ganze Mensch ist ihm bequem, und durch ihn will er handeln, was nicht minder bequem ist. Carlos hat den blühenden Baum des Lebens

entlaubt, und hält den dürren Zweig in der Hand; doch aus diesem dürren Zweige wußte er sich einen Zauberstab zu bereiten, der gefährlich werden kann für die, welche er bannt. Das Blüthen-Zerreißen, in jeder Beziehung, ist seine eigentliche Lust, daher die unendliche Kälte, die sich in dem ganzen Charakter zeigt, besonders aber in den Worten: „Du wärst versauert" – „war er fein hitzig, der Bursch?„— „Die kleine hohläugige trippliche Französin"— „aber ihr Liebhaber habe keine Augen und keine . . . . Nase," (welche letztere, wie billig, in „Ohren" verwandelt wird, —) „wir wollen ihn ja nicht fressen" u. s. w.

Es versteht sich deshalb von selbst, daß dieser Carlos gleichsam von vorn herein immer Recht zu haben glaubt, und daß es ihm nicht einmal im Traume einfällt, es könne doch möglich sein, daß auch er einmal Unrecht habe, was er eigentlich immer hat. Daher aber seine ruhige Ueberlegenheit gegen jeden nicht völlig entschiedenen Charakter. Daher ferner das Wort des sterbenden Clavigo: „Das sind die Folgen deiner Klugheit." Diese Klugheit ist freilich der Höchste aller Irrthümer; aber eben, weil er der Höchste ist, sieht er aus wie Klugheit.

Beaumarchais. Unter allen Personen im Don Quixote ist bekanntlich der Held selbst, trotz seiner seltsamen fixen Idee, der klügste und edelste, obwohl alle über ihn lachen. Auch Beaumarchais

hat einige Anlage zum Don Quixote; aber ihm fehlt dessen Gemüthlichkeit, und sie sollte ihm fehlen nach der Absicht des Dichters. Beaumarchais konnte nur zwei Absichten haben; entweder Rache oder Wiedervereinigung; beide zu vereinigen ist unmöglich; doch er glaubt allerdings an die Möglichkeit. Zuerst raubt er dem Clavigo auf immer die Ehre, ja er läßt die sämmtliche Hausdienerschaft des Archivars herein treten, gleichsam damit dieselbe erfahre, wie ein auf immer Entehrter aussehe. Wenige Stunden darauf, da Clavigo einige Reue zeigt, nimmt er ihn zu seinem Schwager an; wobei ein einziger klarer Blick in das Wesen der Menschheit ihm hätte sagen können, daß man von dem kein Herz fordern könne, dem man das Herz (die Ehre) geraubt hat.

Beaumarchais ist ein Hekla, dessen Inneres die wildesten Flammen hegt, während das Aeußere Kälte und Glätte zeigt. Er hat den rein französischen Anstand, ja dieser äußerliche Anstand ist bei ihm gewissermaßen zum Lebensprinzip geworden; darum verliert er ihn aber auch so ganz und gar, und auf eine für die Schwester so mörderische Weise, als das Gefühl der Rache, durch Clavigo's erneute Treulosigkeit verdoppelt, in ihm zurück kehrt. Man hat nicht selten jene Ausbrüche der entsetzlichen Wuth getadelt, wie sie im vierten Akte zu vernehmen sind: „Es ist alles so dumpf, so todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerschlag meine Sinne

gelähmt." — „Sie sollen mich ins Gefängniß schleppen. Aber von seinem Leichnam weg, von der Stätte weg, wo ich mich in seinem Blute werde gelechzt haben." „Ach, der grimmige entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz! Dank sei dir, Gott im Himmel, daß du dem Menschen mitten im glühendsten, unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung" u. s. w. „Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sei! ganz mein eigen das Gefühl; ich hab' ihn vernichtet." —

„Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstets nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blute. Bin ich ein rasendes Thier geworden? Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig hassen, der ihn mir jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Wege räumte!"

Da kommen nun gewisse überzahme Kritiker, und sagen wehmüthig, es sei doch betrübt, daß der sonst so besonnene zarte Dichter den anständigen Beaumarchais so gräßlich habe reden lassen, nicht bedenkend, daß von jenem bloß exoterisch feinen Anstande bis zu diesem Zorn oft nur ein einziger Schritt sei, besonders bei der Mehrheit j e n e s Volkes, dessen berühmtester Schriftsteller, Voltaire, schon der Vereinigung von Tieger und Affen gedachte. Es ist W a h r h e i t in dieser Schilderung des Beaumarchais, und in einem Charakter-Gemälde w o l l t e

es Göthe mit nichts anderm zu thun haben, als mit der Wahrheit.

Maria Beaumarchais. Mit wenigen aber entscheidenden Zügen hat uns der Dichter das dem Tode geweihte Mädchen geschildert. Die paar Worte Sophiens: „Sie war so ausgelassen lustig, und hat geschwatzt bis eilfe, da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen“ geben schon eine fast hinlängliche Schilderung von ihrem körperlichen und geistigen Zustande; aber freilich nicht für den, der sich den Unglücklichen nur mit zerrauftem Haar und mit Gift und Dolch denken kann. — Eben so vortrefflich ist jedes andre Wort, was sie selbst spricht, oder was über sie gesprochen wird, und es bedarf hier keiner Erläuterung. Eine äußere Gewalt um sie zu tödten war gänzlich unnöthig; denn das Herz, das nur in der Treue lebt, muß nothwendig brechen, wenn die vollendete Treulosigkeit des Geliebten es wie ein Blitzstrahl berührt. Es stirbt dann von innen heraus.

Sophie Guilbert. Eine Frau, die es mit der Schwester gar gut meint; nur daß sie nicht weiß, wie sie mit ihr daran ist. Vielleicht weiß sie das auch in Beziehung auf sich selbst und ihre eigene Ansicht des Lebens und der Menschen nicht; wenigstens widerspricht sie sich in ihrem Urtheile über Clavigo auf

eine gar seltsame Weise. Im ersten Akte ist er für sie ein „Verächtlicher, Nichtswürdiger, Hassenswürdiger" im dritten Akte versichert sie, ihn stets mit der „vollsten, reinsten, schwesterlichsten Liebe geliebt zu haben," und setzt hinzu: „Er ist noch ganz der Alte, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft," u. s. w. ja sie ist so seicht-klug, daß sie sich sogar über seine kleine Treulosigkeit und jetzige Rückkehr freut, indem dadurch das „Langweilige und Schleppende" einer langen Bekanntschaft unterbrochen, und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit gegeben werde. — Dabei schlagen nun abermals gewisse deutsche Critici staunend in die Hände, und erklären mit Wehmuth, daß selbst der vortreffliche Göthe einen Charakter nicht immer zu halten wisse: — wobei sie nur die Kleinigkeit vergessen, daß es ein gewisses gar nicht übles Etwas giebt, welches man die poetische Ironie zu nennen pflegt. Besagte Ironie ist aber häufig in Göthes Schriften anzutreffen, und uns will bedünken, er habe sie nicht selten mit besonderem Glücke walten lassen.

Von Herrn Guilbert wollen wir nur im Fluge erwähnen, daß dem Manne bei der ganzen Sache nicht recht wohl zu Muthe ist, so wie er denn überhaupt sich seiner gewandten Frau einigermaßen unterzuordnen scheint. Fallstaff sagt: „Ich wollt, es wäre Schlafenszeit und alles aus;" Etwas Aehn-

liches hat Guilbert im Sinn, aber er spricht es aus Feinheit nicht aus.

Buenco ist ein ächter Spanier, der schwerlich — Menschenhaß und Reue in seine Sprache würde übersetzt haben, da er mit Recht gewisse Wiedervereinigungen für unmöglich hält.

Saint George steht nur da, um die Gruppe im zweiten Akte mit ausbilden zu helfen.

Schließlich wollen wir noch freundlich erinnern, wie doch manches in dem so rasch ausgearbeiteten, und keinesweges rein poetischen Schauspiele noch immer nicht öffentlich anerkannt worden, obwohl es gar wichtig und schön ist. Wir rechnen unter andern dahin: den Contrast, mit welchem die scheinbare Wiedervereinigung auf Clavigo und Marien wirkt. Der erstere tritt in der meisterhaften Scene mit Karlos mit den trüben Worten hervor: „Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrak, als ich Marien wieder sah! wie entstellt ist sie! wie bleich abgezehrt! —" und späterhin: „Mitleiden, innige tiefe Erbarmung (!!) flößte sie mir ein; aber Liebe — sieh, es war als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über den Nacken führe, u. s. w. Dagegen Marie in der zunächst folgenden Scene: „Muthige, jugendliche Träume schweben vor mir, und begleiten die geliebte Gestalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend ist er! Seit ich ihn nicht sah, hat er —

ich weiß nicht, wie ichs ausdrücken soll, — es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er ist ein Mann geworden, und muß mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er soll der Meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth. — Und jetzt bin ichs viel weniger!" —

Ferner rechnen wir dahin den ganzen (überaus kurzen) fünften Akt, obwohl er scheinbar mit zu großer Leichtigkeit behandelt worden ist. Einer jener Zufälle, die, eben weil sie so ganz und gar zufällig zu sein scheinen, die Gestalt des Schicksals annehmen, führt den auf der elendesten Flucht begriffenen Clavigo vor dem Leichenhause vorbei. Wie stumme Herolde seiner Sünde und Schande stehen drei schwarze Männer mit Fackeln vor der Thüre, und Clavigo spricht zu dem Bedienten: „Geh', frag, wen sie begraben." „Der Bediente geht zu den Männern und fragt:" „Wen begrabt ihr?" und die Männer erwiedern: „Marien Beaumarchais." Clavigo, der die Antwort wohl vernommen, verhüllt sich im schmerzlichsten Gefühl; aber der Bediente kommt zurück und wiederholt ruhig: „Sie begraben Marien Beaumarchais."

Es ist doch eine gar herrliche Sache, wenn ein Dichter durch ein einziges Wort, das sehr an-

spruchslos erscheint, so tief zu wirken vermag. Ein solcher mag sich, ganz nach seinem Gefallen, sechs Tage oder sechs Jahre zur Ausarbeitung eines Trauerspiels nehmen, es wird immer etwas sehr Bedeutendes werden.

---

c) Die Geschwister, ein Schauspiel in einem Aufzuge von Göthe.

Dieses kleine Drama, welches, wenn ich nicht sehr irre, bereits im Jahre 1773 geschrieben wurde, steht noch heute in eben so frischer und angenehmer Lebendigkeit da, als in dem Augenblicke seiner Beendigung. Der Dichter, der im Werther die tiefsten Tiefen des menschlichen Gemüths und die heiligsten und furchtbarsten Geheimnisse der Natur enthüllt und in einer Sprache offenbart hatte, wie sie seit Luther in Deutschland nicht vernommen worden war, der Dichter, der bereits als Jüngling ein vielerfahrner Greis an Verstand und Urtheil, im Götz von Berlichingen gewissermaßen ein ganzes Jahrhundert vor unsere Augen gestellt, und die klarsten Prophetenblicke in die fernste Zukunft geworfen, der dann im Clavigo gezeigt hatte, wie er sich selbst nach der strengsten Regel zusammenziehen und beschränken könne, wenn er nur wolle, derselbe Dichter fand diesmal für gut, uns ein überaus kleines Menschengemälde zu geben, das in mildester Bescheidenheit

sich für nichts weiter ausgab, als für ein anspruchloses Familienstück.

Wohl verdient es deshalb genau betrachtet zu werden; denn stets wird es doch merkwürdig bleiben, wie ein Werkchen von etwa anderthalb Bogen so viele Geschmacksrevolutionen hat überdauern können, die seit seiner Entstehung in Deutschland sich ereignet haben.

Der Inhalt ist überaus einfach: ein wackerer Jüngling (Wilhelm) hat das Vertrauen einer edlen Frau erworben, die ihm sterbend das Theuerste übergab, ihre Tochter (Mariane.) Er ist des Vertrauens werth, und lebt mit ihr, die nichts von dem Geheimnisse weiß, als Bruder und Schwester. Aber die Geschwisterliebe geht nach und nach in eine (wenn wir so sagen dürfen) blühendere Innigkeit und Zartheit über. Da überrascht Marianen der Heirathsantrag eines gemeinschaftlichen Freundes (Fabrice) und, nach wenigen Minuten der Verlegenheit zur Klarheit zurückkehrend, erklärt sie Wilhelmen, daß es ihr nie möglich sein werde, ihn, ihren Bruder zu verlassen. Er genießt die hohe Freude, das kindliche Herz sich ganz aussprechen zu hören, entdeckt ihr dann das Geheimniß und alles endet mit reinem Glück.

So wäre denn also der Mittelpunkt des Stücks die feine Nüancirung der Geschwisterliebe und der bräutlichen Liebe. Wir können und wollen nicht be-

beweisen, wie sehr dies dem Dichter gelungen sei, theils, weil jedes fühlende Herz uns ohnehin beistimmen wird, theils, weil wir, um einen vollständigen Beleg zu geben, das ganze Stück abschreiben müßten. Zweckmäßiger scheint uns deshalb, die Charaktere zu betrachten, denn das ist ja gerade das Herrliche, daß ein Dichter, wie Göthe, selbst dann, wenn er nur fast zur Erholung zu Dichten scheint, dennoch immer uns vollständige Charaktere zur Beschauung darbietet.

Wilhelm ist eigentlich ein geborner Dichter. Wir erfahren von seinem frühern Leben nichts weiter, als daß es ein wenig überrasch, vielleicht sogar ein wenig wild gewesen sei; doch hat sich seine edle Natur gar bald wieder zurecht gefunden, besonders im Umgange mit jener edlen Frau. Gerade, weil er einst nicht ganz sicher stand, und nun entdeckt hat, warum dies nicht sein konnte, steht er jetzt desto sicherer. Er ist Kaufmann geworden, und bei beschränktem Vermögen, bietet er jetzt sein ganzes Talent auf, in diese Beschränktheit freundliche Bedeutsamkeit zu legen. Er gefällt sich im Kleinen, weil er das Kleine zu adeln versteht, er arbeitet gern und mit Glück, denn es ist eine wissenschaftliche Idee bei seiner Arbeit, und er findet den Lohn für jede Anstrengung im Umgange mit Marianen.

Wie zart und sicher sind so manche kleine Züge in diesem Charakterbilde in einander verwebt. Gleich

Anfangs die reine Lust an dem Gedeihen der Geschäfte, die für gute Menschen so große Freuden, Schulden bezahlen zu können, die stete Beziehung auf Marianen, deren Namen er auch, ganz in der Weise lebhafter Menschen, in dem Monologe so häufig nennt, daß sie sich von ihm gerufen glaubt, das freundliche Strengethun gegen die Geliebte, das Verhüllen der geistigen Ueberlegenheit gegen den nicht sehr feststehenden Freund, das Ausgehen noch am späten Abend, weil es ihm unmöglich ist, den ganzen Tag im Zimmer zuzubringen, die Bemerkung über die Emsigkeit des kleines Gewerbes und über die alte Käsefrau, die freilich jeder überfeinen und übervornehmen Natur unerträglich sein muß, der nicht ganz von Egoismus freie Zorn, sich durch Fabrice in dem Verhältniß zu Marianen gestört zu sehen, endlich die Art, wie er Marianens Eröffnung genießend aufnimmt — alles das ist hier zu Einem schönen Bilde vereint.

Aber (so könnte man hier einwerfen und ich habe durchaus nichts dagegen) — aber alles dies ist ja ganz natürlich und versteht sich von selbst, wie kann man davon ein großes Aufheben machen? Ich erwiedere darauf, es ist allerdings nichts weiter als ganz natürlich und sich von selbst verstehend; meine jedoch, daß eben dies Rein-Natürliche und sich von selbst Verstehende gerade das — Allerbeste sei: — nur mit dem schlimmen Umstande, daß es einige...

tausend Dichter doch nicht zu geben verstanden haben. — Es ist gar keine Zauberei, in den Mittelpunkt einer Scheibe zu treffen; aber wir haben doch alle schon recht oft gesehen, daß die meisten Kugeln ins Blaue fahren.

Mariane. — Es ist seit Batteux und Gottsched so häufig von der Natur und Natürlichkeit die Rede gewesen, daß manche Dichter ordentlich ängstlich wurden, und der Natur überall nachjagten und Netze stellten; allein, wie es in einem bekannten Sonette an einen Naturphilosophen heißt:

„Wenn Vorwitz, nur die Ruh des weisen Alten
Zu stören, drang in Proteus dunkle Grotte,
Dann wandelt er, dem Frager, sich zum Spotte,
In tausend unvernehmliche Gestalten."

So zeigte sich auch hier oft die Natur gar widerspenstig, und gab den Netzestellern keine Antwort. Diese aber ließen sich nicht irre machen, sondern schafften sich endlich eine ganz neue und bequemere Natur, die noch viel natürlicher war als — die Natur selber. Daran konnten nun aber Manche keine Freude haben; ja es geht Schiller in seinem Zorn so weit, von jener Natur zu sagen, sie sei „splitternackt, daß man jegliche Rippe ihr zählt." — Einer der allergewandtesten Dichter der neueren Zeit stieß endlich vollends der ganzen Sache den Boden ein, und wählte den allerbequemsten Weg, sich mit der Natur abzufinden. Hatte er nämlich einen recht

sehr naturwidrigen Charakter gezeichnet, so legte es gewiß sogleich dem Nebenmanne den Ausruf in den Mund: „O Natur, Natur!" oder „O heilige Natur!" o höchst wunderbare Natur: u. s. w., so daß der Leser zuletzt betäubt wurde, und fast aus Angst einräumte, er sitze mitten in einer doppelten und dreifachen Natur.

Zum Glücke aber bleibt die wahre Natur dennoch immer unangefochten dieselbe, und wenn wir sie wirklich erblicken, so ist es uns gar hoch erfreulich, gleichsam als träte ein freundlich ehrwürdiger eben so strenger, als milder Lehrer zu uns, um uns die tiefsten und erfreulichsten Geheimnisse zu offenbaren.

So wollen wir denn von Marianen nichts weiter sagen, als daß sie nicht nach jener Pseudo-Natur, sondern nach der wahrhaftigen gebildet worden sei; und, da wir alle wissen was das Wort Carnation in der Malerkunst bedeutet, so sei es erlaubt, dem Dichter nachzurühmen, daß ihm als Dichter, hier das Gleiche gelungen sei.

Fabrice. Zwar kein verwickelter Charakter, doch nicht ganz ohne Schwierigkeit. Wir machen besonders aufmerksam auf die kurzen, nüchtern historischen Urtheile und Bemerkungen: „Wenn er mich nur jetzt verschonte" — „eine schöne Seele" — „es ist ein herrlicher Brief" — „die liebe Natur" — „Hausmütterchen" — „es macht sich viel." Ich

kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändelei mit dem Bruder erlauben, das wird sich so nach und nach herüber begeben, (!) wenn wir einander näher kennen lernen, und er soll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder so zu leben und gelegentlich (!) wieder so geliebt zu werden. Es ist doch eine Sache, woran man nie den Geschmack verliert.

Endlich scheint uns auch das Wort sehr bedeutend: „Es geht mir närrisch; sobald er gegenwärtig ist, unterstehe ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Marianen liebe." — Es versteht sich jedoch, daß der milde Dichter diese Züge mit anderen von milderer Farbe verschmolzen hat.

---

d) Graf von Essex oder die Gunst der Fürsten, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach Banks, mit einem Epilog v. Göthe.

Die Königin Elisabeth von England hat das traurige Schicksal gehabt, daß, während noch kein rein episches Gedicht ihre großen Thaten verewigte, die beiden grell schwarzen Punkte ihrer Regierung: Der Tod der Königin von Schottland und des Grafen Essex, Lieblingsgegenstände der tragischen Dichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geworden sind. Allerdings ist es seltsam genug, daß Elisabeth noch im acht und sechszigsten Jahre der leiden-

schaftlichen Liebe fähig war, und wahrhaft tragisch, daß sie, indem sie Essex strafte und tödtete, eigentlich nur sich strafte und tödete. Zwar ist der Gipfel dieser tragischen Katastrophe: das Geständniß der sterbenden Notingham wegen des unterschlagenen Ringes, ihr verzweifelndes Sterben unter den Verwünschungen der Königin, und der über jeden Ausdruck furchtbare Tod der letztern, (der allein die Folge jenes Geständnisses war) durch seine verletzende Entsetzlichkeit weit über alle Tragödie hinaus. Dennoch haben Dichter fast aller Nationen den Tod des Günstlings der Elisabeth mit besonderer Liebe bearbeitet; selbst die Spanier, die sonst bekanntlich nicht gern an diese Königin von England denken mögen. Was Thomas Corneille aus jenem Stoffe gemacht, war vor etwa funfzig Jahren in Deutschland, da man den Essex nach ihm aufführte, bekannter als jetzt, da man jenen Schriftsteller wenig oder gar nicht mehr liest, über welches Nichtlesen wir indessen kein Aufheben machen wollen, da man sich allerdings ganz wohl ohne ihn behelfen kann.

Der Essex, den wir jetzt sehen, ist nach Johann Banks, einem Englischen Dichter aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der unter den Nachfolgern Shakspears kaum zu der dritten oder vierten Klasse gehört; ja durch den häufigen Wechsel von aufgestreiftem wohlfeilem Schwulst, und noch wohlfeilerer schlammiger Plattheit, nicht selten un-

erträglich wird. Aehnliche Vorwürfe wurden bereits 1681, als man das Stück zum erstenmal in London gab, vernommen, so daß auch selbst die Engländer schon längst den Essex nicht anders geben, als nach spätern Um- und Durcharbeitungen von Jones und Brock, die indessen der Verfasser dieser Zeilen nicht gelesen.

Der deutsche Bearbeiter, traurig bekannt als geistloser Kritiker, hat das vorgefundene aufgetriebene Pathos und die niedere Plattheit zu tilgen gesucht; dennoch befriedigt das Stück auch jetzt durchaus nicht, denn der äußern Prosa ganz zu geschweigen, ist es auch durchgehends von peinlicher Mühseligkeit im Innern erkältet, so daß eigentlich nur ein Uebel mit dem andern vertauscht worden, das originelle mit dem weit schlimmern des noch plattern Bearbeiters. Die Charaktere sind nur flach gehalten, und zuweilen so unbestimmt, wie etwa eine Zeichnung, die man aus halbem Scherz in der Dämmerung mit der Bleifeder auf das Papier hinwürfe, z. B. Burleigh., Raleigh. und die Nottingham. Der Dialog ist nicht selten voll starrer Pracht, unbiegsam, schröde, ja fast möchten wir sagen, zackig u. s. w. Dennoch hat uns die Wiedererweckung des Stückes gefreut, theils um des Stoffes willen, der ewig interessant bleiben muß, theils um einiger geglückteren Charakteren und Scenen willen, in welche einige Funken von tragischer Glut auf Banks

hinüber geflattert sind. Endlich aber um des Epilogs willen, mit dem Göthe das Drama über alles Verdienst geschmückt hat. Wir wollen über diesen Epilog (der in dem Tübinger Damenkalender für 1815 zu finden ist) nichts weiter sagen, als daß er den ewigen Namen und die Würde eines Königs leuchtend hervor treten läßt, und daß in demselben die Schmerzen eines tief verletzten und verarmten Herzens mit dem Purpurmantel wenigstens verhüllt werden. Mehr konnte hier nicht geschehen, denn Elisabeths Thränen (wenn sie anders noch weinen kann) sind bitter brennend, und — ganz anderer Art, als jene, deren „stürzende Quell" der herrliche König Rudolf" „in des Mantels purpurnen Falten" verbarg, als der Sänger „mit der silberweißen Locke" an die edle Demuth erinnerte, die jener als Graf von Habsburg geübt hatte.

---

o) Bemerkungen über Figaro's Hochzeit, Operette in 4 Aufzügen.

Nie hat Mozart, — ich stehe nicht an, es ruhig auszusprechen — eine ungünstigere Wahl getroffen, als da er den Figaro komponirte. Beaumarchais Lustspiel gehört allerdings zu dem Bedeutensten, was die französische Bühne hat, aber die Bedeutung desselben ist durchaus nicht erfreulich.

Es ist kalt-lächelnd, ruchlos-fein, halb-romantisch, halb-phantastisch, und doch wieder besonnen und witzig-pfiffig — man verstatte das Wort, daß die Sache wohl bezeichnet. Dennoch wiederholen wir, daß jenes Stück eine nicht geringe Bedeutung hat, da es den Maaßstab angiebt, wie weit es die Franzosen in der romantischen Poesie bis iezt gebracht haben. Es gewährt einen eigenen Genuß, die Gräfin Almaviva mit — Schillers Gräfin von Savern, und den Cherubin mit — Göthes Mignon zu vergleichen. Ja, sollte es noch Deutsche geben, die in ihrem ganzen Leben niemals stolz gewesen sind, so müßten sie es wenigstens in dem Augenblicke werden, wenn der Gedanke einer solchen Vergleichung sie durchblitzt.

Was hat nun Mozart für dieses Stück gethan, als er den Zauberstab seiner Tonkunst an dasselbe legte? Er hat sich mit einer so schuldlosen Genialität benommen, daß er schon um deswillen den Beinamen eines „Kind-Engels," den unser Jean Paul ihm giebt, verdienen würde; wobei wir jedoch nicht vergessen wollen, daß dieser Kind-Engel auch ein wahrhafter Riese sein konnte, wenn es nicht geringeres galt, als Erde, Himmel und Hölle zusammen zu fassen, wie im Don Juan geschehen. Aber im Figaro wandelte er alles vom Dichter gegebene um. — Die Ruchlosigkeit des Ganzen ward durch ihn zur genialen Lebensfreiheit, der schneidende zum gemüthlichen Humor, die Lüsternheit zur Sehnsucht, die

die Grundlagen des Stückes: List, Sinnlichkeit und Sündigenwollen hat er ganz zerrissen, und statt dessen, (wenn wir so sagen dürfen) mit einem farbigen Blüthen-Regen fast sämmtliche Personen eingehüllt, und endlich gar entsühnt.

Wir könnten den Beweis durch das ganze Stück führen; aber es sei genug an einigen wenigen Belegen für unsere Ansicht. Kann der Cherubin, wie ihn Beaumarchais schilderte, seine Gefühle in solchen Tönen aussagen, als Mozart ihm in der ersten Arie: „Non so più cosa son, cosa faccio" u. s. w. geliehen hat? Gewiß nicht. Was ihn quält ist eine verbrecherische Leidenschaft, die sich in ganz andern Klängen auszusprechen pflegt. Was Mozart ihn singen ließ, wäre fast geeignet, auch aus Mignons Munde zu tönen, doch bedarf es wohl des Zusatzes nicht, daß dann die unbedeutenden Worte erst in bedeutende verwandelt werden müßten.

Man sehe ferner das Duett zwischen dem Grafen und Susannen „Crudel, perche fin' ora far mi languir cosi" (Akt III. S. 16.) und das Briefduett zwischen der Gräfin und Susanna: „Che soave Zeffiretto" u. s. w. (Akt III. S. 20.

Ist nun der Text auf frivolem (Herzens) Grund und Boden erzeugt, so entwuchs die Musik einem mildheitern, in den mannigfaltigsten Farben leuchtenden, machtvoll unschuldigen Gemüth. Dadurch entsteht nun allerdings ein Kampf zwischen Musik

und Text, aber ein erfreulicher, denn dieser Kampf wird in jedem Augenblicke zum Siege des Vortrefflichen über das Frivole.

Sollen wir ein Gleichniß geben, so würden wir sagen: das reine, göttliche Feuer ächter Kunst löscht auch das Salzwasser pfiffiger Prosa aus. Nur wenn das Salzwasser — frei strömt, d. h. hie und da in dem Text, den keine Musik begleitet, kann uns allerdings ein wenig unheimlich zu Muthe werden; doch giebt es Rettung in dem wohlbekannten, einfach-zweckmäßigen Mittel: — dann nicht zu hören.

Sollen wir ein Gleichniß aus den alten Mythen hernehmen, so wollen wir sagen, Mozart sei hier ein fröhlich-weiser Herkules, der den erdgebornen Feind nicht auf der Erde besiegt, die diesem Kräfte leihen würde; sondern in den Lüften, wo er herrscht. Aber, indem er hier siegt, vernichtet er den Besiegten nicht, sondern haucht ihm nur ein neues Leben ein.

f) Emilia Galotti, Trauerspiel von Lessing.

Wir wollen über dieses Stück nur ein sehr kurzes und ganz einfaches, doch vermuthlich nicht überflüssiges Wort sagen. Es hat das Unglück, überberühmt zu sein. Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren einen deutschen Leser, nach Mitternacht, wo der Schlaf am süßesten ist, angetippt und ihm zugeflüstert hätte: „Nenne mir das höchste deutsche Drama," so würde derselbe nicht nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe sich aufzuraffen, sondern selbst im Schlafe hätte er erwiedern müssen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti."

Wenn aber die Menschen in der Mehrheit, eine Zeitlang irgend etwas gar zu sehr bewundert und angebetet haben; so werden sie zuletzt verdrießlich und verdrossen, und bewundern dann fast nur noch ehrenhalber und halb gähnend weiter. Dahin war es gekommen, als im Jahr 1796 Friedrich Schlegel seinen berühmten Aufsatz über Lessing schrieb, und die viel zu wichtig genommenen Worte ausrief: „Nun ich will es ja auch bewundern, dieses in Pein und Schweiß verfertigte Meisterwerk, ich will es frierend bewundern und bewundernd frieren."

Dies Wort, welches uns nicht sehr bedeutend scheint, traf gewaltig, und wenn man jetzt die

Mehrheit der deutschen Leser um ihre Meinung in Hinsicht Emiliens fragen wollte, so würde man mit Sicherheit auf das Abrollen der Worte „Pein und Schweiß und Frost" rechnen dürfen.

Manche, — des sind wir gewiß, — frieren vielleicht nur aus Freundschaft für Friedrich Schlegel mit, während sie sich bei dem Stücke innerlich warm genug fühlen. Solche möchten wir freundlich erinnern, dergleichen Täuschung nicht ferner zu üben, denn es ist gar wenig Genuß dabei.

Und wie würde denn nun unsere ruhige Ansicht sein? Ganz einfach, nämlich daß diese beiden Partheien Unrecht haben. — Das vortrefflichste deutsche Drama ist Emilie Galotti nie gewesen, und man würde es nie so haben nennen können, wenn man sich die Mühe genommen hätte, manche frühere deutsche Dramen gehörig anzusehen. Die alte Puppenkomödie von Doktor Faust, die Lessing selbst, wie sich von selbst versteht, sehr schätzte, ist bei weitem tiefer gedacht, und, troz allen einzelnen Unbeholfenheiten in der Sprache, reicher an Poesie, als die sehr rein sprechende Emilie. — Cardenio und Celinde, ein Trauerspiel von Andreas Gryph, steht bei allen Fehlern in der Ausführung, so hoch und kühn da, daß, wenn wir es bewundern, wir uns zugleich gar sehr verwundern müssen über den Mangel an Bewunderung von Seiten einer Menge von Kritikern, die es — übersehen haben; — so wie sie

ja auch den überreichen und herrlichen Epigramen Dichter Friedrich von Logau nicht weniger als hundert und zehn Jahre lang übersahen.

Wir könnten noch mehrere frühere deutsche Schauspiele anführen, die wir der Emilie vorziehen; aber es scheint unnöthig, da man auch ohnehin wohl zugeben wird, daß dergleichen existiren.

Eben so wenig räumen wir das in Pein und Schweiß verfertigte, oder ganz poesielose Verstandeswerk ein, denn es ist weit mehr als das. — Am besten scheint es, wenn wir etwa neun und neunzig hundertel von dem, was wir je über Emilien gelesen haben, vergessen, denn wir werden dann vielleicht zu einem weit frischeren Genusse des trefflichen Werks gelangen. Wir werden dann sehen, daß keinesweges der bloße Verstand jenes Werk hervorbrachte, sondern eine großartige Vernunft. Wir werden die herrliche Ironie nicht verkennen, mit der Lessing seinen Hettore zeichnete, nicht die Poesie vermissen in dem Verhältniß der mild frommen und doch sinnlich warmen Emilie zu dem dunkelschweren, metaphysisch grübelnden und doch liebenswürdigen Träumer Appiani, wir werden die fast schweigende und im Schweigen noch beredte Kraft des Odoardo, vor allen aber den reichen Geist anerkennen müssen, der bei der Zeichnung der Orsina aufgewandt worden ist, deren Farbenglanz fast brennend erscheint; wenn wir sie uns im Verhältniß

zu dem gemüthlos-hohlen Hettore denken. Das Verhältniß zu diesem ist uns stets als ein tragisches Epigramm vorgekommen, wo Lächeln und Thränen zu gleicher Zeit hervorbrechen möchten. — Ein großes, bis in die kleinsten Theile mit musterhaften Scharfsinn ausgearbeitetes tragisches Epigramm: so — um es mit Einem Worte zu sagen, — möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen.

Betrachten wir es auf diese Weise, so werden wir uns nicht mehr über die einzelnen Epigramme in demselben wundern: nicht mehr über die Gewährung der Bitte, weil die Bittende Emilie heißt; über das, „Weniger redlich wäre redlicher," über das „Husch, husch" und den „Schnickschnack," nicht über die Allegorie im Munde der Sterbenden, u. s. w. Selbst einen fast unerklärlichen Umstand, daß Emilie sich vor dem leeren Hettore fürchtet (in den Worten: „Ich habe Blut, mein Vater" u. s. w.) werden wir als einen bittern Scherz des Schicksals betrachten müssen, der allerdings zu jenem tragischen Epigramme gehört, und in sofern völlig zu rechtfertigen ist.

g) Minna von Barnhelm, Lustspiel in fünf Aufzügen von Lessing.

Es gab eine Zeit, wo fast alle deutsche Schriftsteller Lessingen als eine Fahne betrachteten, um die sie sich versammeln sollten. Was Gutes dabei waltete, verkennen wir nicht; aber auch die unendliche Uebertreibung, die nothwendig lächerlich werden muß, hat uns klar werden müssen. — Wollte damals jemand etwa die tiefsinnige Bemerkung äußeren, daß die Tugend doch etwas nicht Uebles, und ein gutes Herz doch nicht ganz zu verachten sei, wollte er darthun, daß die Viehzucht löblich, die Sparsamkeit zweckmäßig, und die Glückseligkeit wünschenswerth sei, so setzte er, um die Leser durch solche Paradoxien nicht zu sehr zu erschrecken, schnell hinzu, „auch Lessing habe das gemeint," und dann mußten freilich alle etwanigen Zweifel schweigen. Ob nicht zuletzt auch der Schriftsteller A. wenn er dem Schriftsteller B. einen guten Morgen bot, sich über solche kühne Worte entschuldigte, sprechend, auch Lessing liebe solche Art zu reden, — das wollen wir dahin gestellt sein lassen; vermuthen es aber fast.

Als einst ein sehr verehrter Mann mit dem Dichter der Minna von Barnhelm, durch eine der schönsten Gegenden Deutschlands fuhr, und seine herzliche Freude über die frischblühende Natur in eini-

einigen einfachen Worten kund that, so erwiederte Lessing, er beneide ihn um dieser Freude willen, könne sie aber nicht theilen. Ja, setzte er dann hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen! — Wir wollen den vortrefflichen Lessing über solche Worte durchaus nicht tadeln; denn der Moment kann ja auch wohl einmal eine rasch hinflatternde Paradoxie erzeugen; aber wir sind gewiß, hätte die Mehrheit der damaligen deutschen Schriftsteller jene Aeußerung gewußt, sie würde geradezu die Natur angeklagt haben, daß sie grün blühe.

Bei dieser unbedingten Hingebung an ihn, war es wohl natürlich, daß man ihn nicht bloß für den größten Philosophen und Kritiker, sondern auch für den größten Dichter Deutschlands hielt.

Wie aber, nach dem göttlichen Worte, wenn die Noth am größten ist, die Hülfe am nächsten erscheint, so, nach unserer sehr menschlichen Erfahrung; wenn die Berühmtheit deutscher Schriftsteller am größten ist, so ist die Anfeindung am nächsten. Es erschien nämlich im Jahre 1796 — ein seltsam geistreicher, wunderlich scharfsinniger Schriftsteller der gerade zu und mit einer fast schneidenden Beredsamkeit behauptete, Lessing sei durchaus gar kein Dichter. Er hatte dabei ziemlich gutes Spiel, denn unser gegen sich selbst überstrenger, edler Gotthold Ephraim hätte in der Schlußrede zu seiner Dramaturgie selbst erklärt, er sei nichts weniger als ein Dich-

ter, und was seine Lust- und Schauspiele betreffe, so danke er Gott, daß er „den ganzen Plunder" längst vergessen habe. Diese, fast entsetzlichen Worte waren bisher nur von dem wohlbekannten Klotz, den fast niemand liebte, urgirt und späterhin vergessen worden; jetzt aber machte man sie auf eine Art geltend, die wir höchlich — misbilligen. — Wie? es sollte entscheiden, wenn ein edel-herber Mann in einem bittern Momente den eigenen wohlverdienten Lorbeerkranz zerreißt? Wenn er, im herrlichen Streben nach dem Ideal, und im Vergleichen des Geleisteten mit jenem, sich selbst und das Geleistete nur gering findet? Sollen wir, fast hämisch, ihn bei einem Worte fassen, und seiner That vergessen, die höher ist, als alles Wort? — Das sei ferne! — Ja, wollten wir Lessingen, in Beziehung auf jene trüben Worte, den Dichterkranz absprechen, so verdienten wir, daß wir jeglichem unbedeutend hochmüthigen poetischen Schächer, der von sich selbst ausspricht, daß er mit seinem Haupte die Gestirne berühre, den Lorbeer aufsetzen müßten: Denn wenn das harte Nein des gegen sich selbst zu strengen Mannes für uns so sehr entscheiden soll, so muß es auch das weiche ekle Ja des sich verhätschelnden Hochmüthigen.

Was nun Minna von Barnhelm betrifft, so wollen wir über dieses seit etwa funfzig Jahren bewunderte Werk nichts weiter sagen, als daß wir es für die Blüthe der dramatischen Poesie des siebenjäh-

rigen Krieges, oder vielmehr des Hubertsburger Friedens halten, der wir, in dieser Beziehung, unter den lyrischen Gedichten, nur die Gleimschen Grenadier-Lieder an die Seite setzen dürfen. Die historische Bedeutung des Stückes aber auch abgerechnet, finden wir in der Zeichnung der männlichen Hauptcharaktere nicht bloß den allgemein anerkannten Verstand, den antithetischen Witz, und das epigrammatische Feuer Lessings, sondern auch eine wahrhafte Gemüthlichkeit, die man in seinen andern dramatischen Werken vielleicht hie und da vermissen möchte. Die Art, wie das Verhältniß Tellheims zu Just und Werner (obwohl wir das zu häufige Geldanbieten des Letztern beschränkt wünschten) angelegt und durchgeführt worden, zeigt von wahrhaft deutscher Poesie.

Nur auf die Liebe hat sich Lessing nicht verstanden; wenigstens wird uns niemand überreden wollen, daß in diesem Stücke eine solche walte. — Der vortreffliche deutsche Mann würde dies Urtheil wohl am ersten selbst einräumen, er, von dem bekannt ist, daß ihm nicht einmal die Darstellung der Liebe Werther's genügte, sondern in allen Dichtern der Welt nur eine einzige: Die in Shakspears Romeo und Julie. — So wollen wir denn auch nicht verhehlen, daß in der Rolle der Minna fünf bis sechs Zeilen vorkommen, durch die wir einen vernichtenden Strich machen zu dürfen wünschten. Welche Zeilen wir meinen, ist wohl klar.

Bei Gelegenheit der folgenden Darstellungen des genannten Schauspiels auf der Berliner Bühne, bemerkte ich Folgendes:

Wenn es wahr ist, was der Mehrheit der Deutschen so oft vorgeworfen wird, daß sie manche ihrer früheren, bedeutenderen Schriftsteller leicht vergessen, so ist es doch auch nicht minder wahr, daß einige sogenannte große Autoren nur eine erschlichene Berühmtheit besaßen, und mit einem geraubten oder erbettelten Lorbeer prunkten. In solchen Fällen ist es denn doch nichts weiter als gerecht, wenn die tieferen Deutschen, die geputzte Marionette endlich einmal stärker anrührend, und das Holz fassend, dem Tanz der Andern um die vergoldete Puppe ein plötzliches Ende machen.

Wie gesagt: Ich vermag nicht, jenem ersten Vorwurf ganz zu heben, denn ich habe ihn selbst durch manche Data in der Litteratur-Geschichte beweisen helfen; aber man soll auch die Sache nicht ärger vorstellen als sie ist. Unser Luther, unser Opitz, unser Flemming, unser Leibnitz, unser Klopstock, manches Treffliche von Lessing u. s. w. ist denn doch gottlob nicht vergessen, und wird nie vergessen werden. Zu diesem „Manchen" gehört diese Minna, über welche oben gesprochen worden; doch wollten wir auch heute die Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, unsere recht herzliche Freude an dem Stücke mitzutheilen und abermals aufmerksam zu

machen, wie dieses Schauspiel, gedichtet im Jahre 1763 in den meisten Parthien auch noch im Jahr 1816 so jung, rüstig und frisch dasteht, als wäre es eben geschaffen worden.

Lessings Urtheil konnte schwanken, und seine Ueberlegung irren; was aber sein Gemüth in noch unangetasteter Reinheit und Stärke dichtete, das wird wohl ewig jung bleiben müssen, weil es überhaupt jemals jung und ächt war.

---

h) Der Geizige, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach Moliere bearbeitet.

Der ehedem überschätzte, jetzt aber fast vergessene Englische Kritiker Hurd sagt in seiner Abhandlung über die verschiedenen Gebiete des Drama's: Comedy makes all its characters general; Tragedy particular. The Ovare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetous ness itself. Racine' s Nero on the other hand is not a picture of cruelty, but of a cruel man. *)

*) Das Lustspiel giebt allen seinen Charakteren den allgemeinen Charakter der Gattung, das Trauerspiel giebt ihnen den besonderen Charakter des Einzelnen; (oder es macht seine Charaktere individuel.) Der Geizige des Moliere ist nicht so-

Der Gedanke selbst ist wenigstens in Beziehung auf die meisten Dramen der Alten, in soweit wir sie kennen, richtig; aber die Beispiele aus der französischen Litteratur sind durchaus falsch. Racine's Nero ist durchaus kein wahrhaft grausamer Mann (einen solchen würde Shakspear in fünf Zeilen besser geschildert haben, als der überzarte Racine in fünf Akten), er ist nichts weiter, als, um es mit Einem Worte zu sagen, — eine grausame Phrase, die uns oft an den guten Mann im „Sommernachtstraum" erinnert hat; der, da er den Löwen in Pyramus und Thisbe spielen soll, um die Damen nicht zu erschrecken, erst erklärt; er stelle sich nur schlimm an, sei aber sonst ein friedlich zahmes Gemüth.

Moliers Geiziger ist auch durchaus nicht das Gemälde des Geizes selbst, sondern eines sehr seltsamen geizigen Mannes, an dess n Existenz auch nur entfernt uns glauben zu machen, das ganze Talent des Dichters nöthig war. Aber eben weil wir das wahrhaft große Talent Moliers recht herzlich anerkennen, so dürfen wir auch mit dem besten und fröhlichstem Gewissen hinzusetzen, daß man sich gewiß nicht mit so unendlicher Bewunderung für jenes Lust-

wohl die Darstellung eines geizigen Mannes, sondern des Geizes selbst. Der Nero des Racine dagegen ist nicht eine Darstellung der Grausamkeit, sondern eines grausamen Menschen.

spiel würde in Unkosten gesetzt haben, wenn man sich gefälligst an des Plautus Aulularia hätte erinnern wollen. Dieses alte Lustspiel (was leider nur nicht ganz vollständig auf uns gekommen), ist so wenig veraltet, daß wir, wenn einiges Lokale und Heidnische getilgt würde, recht gut glauben könnten, es sei gestern oder heute früh geschrieben worden, denn es enthält das Gemälde eines wahrhaftigen Goldtopf-Hüters, und es ist in demselben eine so herrliche Mischung des Tragischen und Komischen in der Idee des Geizes gegeben worden, daß wir diejenigen, die es noch nicht kennen sollten, freundlich darauf aufmerksam machen wollen.

Nicht genug, daß uns Plautus *) mit kräftigen Zügen den Gedanken darstellt, daß die unselige

---

*) Da aber Plautus auch für manche gar wackere und gebildete Männer im Original große Schwierigkeit hat, und für fast sämmliche Frauen und Jungfrauen (deren ästhetisches Urtheil wir sehr hoch halten) ganz unlesbar ist, so erinnern wir hier an eine wohlgelungene Uebersetzung von vier Plautinischen Lustspielen, welche im Jahr 1809 in Berlin erschienen ist. Es scheint, daß jenes für Deutschland trübe Jahr die Verbreitung jenes sehr nützlichen Buches einigermaßen gehindert hat, weshalb wir in unserer jetzigen fröhlich stolzen Zeit desselben von neuem mit gebührender Anerkennung gedenken wollen.

Sklaverei in der Abhängigkeit von zu sehr geliebten Dingen bestehe, und das die Liebe für das Todte nothwendig jedes ächte Leben in uns stören und zuletzt vernichten müsse, nicht genug sagen wir, daß er uns diesen Gedanken zur klarsten Anschauung bringt, er giebt auch noch die rein-ironische Idee, daß das zu sorgsame und ängstliche Hüten jenes schwerlasten-den Besitzes nicht nur nichts helfe ihn zu sichern, sondern sogar den Verlust zuziehen könne, leichter noch als Sorglosigkeit und Unbekümmertheit. Denn alles Unheil, was dem Plautinischen Geizigen begegnet, entspringt nicht aus seinem Reichthum, sondern aus dem ängstlichen Hüten desselben, so daß es scheint, als verberge sein Topf nicht bloß Gold, sondern auch einen neckenden Kobold, der sich oft Luft macht und Bahn bricht, den schlimmen Herrn zu züchtigen, der ihn eingesperrt. — Durch welche einfache Mittel hat Plautus dies alles erreicht, und wie buntfarbig ist das Gemälde, das uns Moliere gegeben. Sein Geiziger ist verliebt, was allerdings komisch genug erscheinen mag, wenn wir nur an die Möglichkeit zu glauben vermöchten, daß er es werden könnte. Auch zu einer ganz gelinden Verliebtheit gehört denn doch ein klein wenig Gemüth, und davon ist bei Harpagon keine Spur. Aber freilich die anderen Liebesverhältnisse, die Moliere hier schildert, sind fast eben so nüchtern, und erkältend gehalten, als jenes. Wahrlich es kann einen dabei

die Empfindung anwandeln, als tränke man ein Glas Wasser, das über Nacht gestanden, oder kalt gewordenen, schwachen Thee.

Möge aber auch Moliere in seinem Geizigen tief unter Plautus stehen; immer bleibt sein Stück höchst ergötzlich wegen mancher Einzelheiten, die der heiterste und muthwilligste Genius selbst eingegeben zu haben scheint. Gerade weil wir das finden, und weil wir das mit Freuden anerkennen, durften wir das Schwächere in dem Stück laut tadeln. —

Die Uebersetzung hat den Vater Harpagon in einen Oheim verwandelt; das billigen wir allerdings; können sie aber sonst durchaus nicht loben. Sie ist größtentheils steif und nüchtern, ja wir verhehlen nicht, daß uns unwillkührlich die steifleinwandne Kleidung, von der in Shakspears Heinrich IV. gar ergötzlich die Rede ist, in den Sinn kam: so wie es denn überhaupt eine seltsame Erscheinung bleibt, daß der Verfasser des Abellino sich mit Moliere eingelassen. Ferner misbilligen wir die Ueberzahmheit, die jenen verleitet hat, manche gute, tüchtige und flüchtige Scherze zu streichen. Wir können solchen zahmen Uebersetzern nichts besseres sagen, als — da wir doch einmal auf unsern großen Meister Shakspear zurück gekommen sind, — die heiteren Worte aus dem köstlichen Lustspiele. „Was ihr wollt:“ „Vermeint ihr denn, weil ihr tugendhaft seid, so so solle es in dieser Welt keine Torten und keinen

Wein mehr geben." Doch dieser Uebersetzer ist so guten Worten wohl nicht gewachsen.

Mögen wir alle die einfache Ansicht fassen, daß nur der wahrhaft scherzen könne, bei dem der tiefe Ernst sich gleichsam — von selber versteht. So wollen wir aber auch den Muth haben, den Scherz recht sehr zu lieben.

---

i) Der Zinngießer, Lustspiel mit Gesang in zwei Abtheilungen, frei nach Holberg, von Treitschke.

Es giebt vielleicht unter allen nordischen Lustspielen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, keines, das so sehr auf einen ansehnlichen Theil des Volkes gewirkt hätte als der „politische Kannegießer," ein Charakter, der allerdings aus der Mitte jenes Volkes heraus gerissen, und mit so guter Laune auf die Bühne gehoben wurde, daß tausende in ihm einen Gevatter, oder wohl gar sich selbst anerkennen mußten. Daß nun darüber niemand böse geworden; daß im Gegentheil selbst die, welche sich getroffen fühlen mußten, doch die Sache ganz plausibel fanden: das konnte möglich werden nur durch jene schuldlos gute Laune, die ganz ohne Bitterkeit waltet. Diese hat sich hier seitdem Bahn gemacht, durch achtzig Jahre hindurch; denn in

ihrer Begleitung war ein tüchtiger Hausverstand, und eine rein bürgerliche Gesinnung, so wie denn überhaupt die ächte gute Laune nie sein kann ohne Herzenskraft und Verstandesklarheit.

Für die deutsche Bühne bearbeitet wurde das Stück bereits im Jahre 1741 durch Quistorp, der es seinem Freunde Gottsched für „dessen deutsche Schaubühne" überließ. Es ist dort weitläufig und breit gerathen; doch behaglich und fast überbequem, was denn auch der eigentliche Charakter des Stückes ist. Die Uebersetzung fast sämmtlicher holbergischer Schauspiele von einem Ungenannten erschien 1747 zu Kopenhagen, und sie ist, trotz ihrer notorischen Mangelhaftigkeit, dennoch als ein Schacht betrachtet worden, aus dem manche deutsche Dichter sich bald Gutes, bald Mittelmäßiges, bald Rohes, bald Schlechtes holten. Schade nur, daß die bessern Stücke Holbergs und das vielleicht allerbeste: „Ulysses von Ithaka" selten oder nie anerkannt worden sind; und seltsam ist es, daß Holberg das letztgenannte, überaus muthwillige Lustspiel nur als eine Satyre auf manche damals hochberühmte „deutsche" Schauspiele angesehen wissen wollte. Wäre es aber nichts weiter, so würden wir desselben höchstens in der Litteraturgeschichte gedenken; es ist aber bei weitem mehr geworden; — so wie es denn überhaupt sich wohl zutragen kann, daß talentvolle Männer sich mit einer ziemlich engen Idee an den Schreib-

tisch setzen, wo sich denn aber die scherzende Poesie ihrer erbarmt, und etwas weit besseres hervorbringt als sie selbst gewollt haben. So glauben wir denn nicht bloß entschuldigt zu sein, sondern sogar auf freundlichen Dank Anspruch machen zu können, wenn wir die Freude des frischkräftigen Muthwillens und der lebenslustigen Lebensironie auf jenes Stück hiedurch aufmerksam machen.

Kehren wir zu dem politischen Kannegießer zurück, so wollen wir ihm zuvörderst diese seine alte Profession zurückgeben, die Hr. T., wir wissen nicht warum, mit der Zinngießer-Kunst vertauschte. Ueberhaupt hat er das Stück sehr gefeilt, was wir loben, da H. uns zuweilen in wirklichen Schlamm zu ziehen sucht; leider aber hat er ihm auch die ehrenveste Ausführlichkeit, und altväterliche Gemächlichkeit fast genommen. Was aber dem Stücke bleibt, die Fabel selbst, die wirklich geistreich erfunden ist, und die Charaktere des Meisters und des Burschen, (Heinrich) halten es auch stets aufrecht. In jenen beiden Charakteren und in ihrem Verhältnisse zu einander liegt das eigentliche Leben des Stücks. Der Meister (Herrmann) ein stattlicher Mann, nicht ohne derben Verstand, und allen seinen Umgebungen imponirend, aber in einem großartigen und lächerlichen Irrthume sehr ernsthaft und eisern befangen; der Bursch ein komischer Gesell, voll lustiger Flachheit, nach allen Seiten hin zerfahrender Geckenhaf-

tigkeit, und eben deshalb vollendet überzeugt, den Meister weit zu übersehen. Ein solches Verhältniß kann wohl gar an das unübertreffbar geistreiche des Don Quixote zum Sancho Pansa erinnern; doch versteht sich, nur erinnern, wie etwa ein talentvolles Kind auf einen genialen Mann hindeutet. Noch wollen wir als ganz dem Lustspiel angehörig erkennen: Die Ironie, welche Holberg mit der Meisterin treibt, welche anfangs ihren Mann für ziemlich toll hält, und weit über ihm zu stehen glaubt; schnell aber knieend abbittet, so bald sie seine Erhebung zur Bürgermeisterwürde erfährt, und hinterher sich viel ärger gebehrdet als er.

---

k) Die Jäger, ein ländliches Sittengemälde in fünf Aufzügen von A. W. Iffland. *)

Dieses Schauspiel, welches bereits im Jahre 1784 geschrieben wurde, erwarb sich die Gunst der deutschen Publikums in so hohem Grade, daß man seit der Zeit die Familiengemälde als eine bestimmte dramatische Gattung angesehen hat. Es ist auch allerdings eine entschieden deutsche Gattung, denn man lasse es uns nur ehrlich und stolz, aber auch, ein-

---

*) Vgl. den Abschnitt über Iffland in meiner Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

fach und bescheiden heraus sagen: Wir Deutsche verstehen uns fast unter allen Nationen am besten auf den Gedanken und das Wesen der Familie und des Familienlebens, es sei nun in religiöser oder politischer Beziehung. Was war natürlicher, als daß endlich auch ein Schriftsteller aufstand, der wenigstens eine Ahnung dieser Idee auf der deutschen Bühne anschaulich zu machen suchte, und was war billiger, als daß die Deutschen ein solches Streben anerkannten?

Dazu kam noch, was unsers Wissens noch nie öffentlich ausgesprochen worden ist, und doch hätte ausgesprochen werden sollen, daß Iffland in der That als der Erste, der Zeit nach, in dieser Gattung steht.— Es ist uns nicht unbekannt, daß sich schon in gar frühen Zeiten und gar alten Dichtern Hindeutungen auf Familien-Gemälde finden, und wir dürfen hier z. B. Euripides Alceste, Terenzens Brüder u. s. w. nennen. Ferner wissen wir recht wohl, daß manche Englische Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Andeutungen haben, daß endlich Goldoni in gar vielen Stücken, besonders aber in seinem „Familienvater,“ Diderot in seinem „natürlichen Sohn,“ und dem „Hausvater,“ und Beaumarchais in der „Eugenie“ gänzlich auf ein Familien-Gemälde hinarbeiteten. Was nun jene Alten betrifft, so wollen wir nur erinnern, daß einzelne Andeutungen hier nicht entscheiden können, und in Be-

ziehung auf jene Neueren unsere individuelle Ansicht mittheilen, daß ihnen jene Arbeiten mislungen sind. Diesen Satz zu beweisen wird man uns wohl erlassen, wenn man sich der treffenden Bemerkungen von A. W. Schlegel über jene Schriftsteller, (deren sonstigen Werth wir nicht verkennen) erinnern will. Jene Familien, welche Goldoni, Beaumarchais und Diderot schilderten, schweben, unsers Bedünkens, größtentheils entweder in der leeren Luft, und zeigen sich erhitzt und phantastisch, was eine Familie nie sein darf, oder sie sind so flach, und so locker in sich selbst, daß wir sie gewissermaßen nur als Titularfamilien ansehen können.

Ganz anders Iffland in seinen Jägern. Hier ist eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Gesetz zusammen knüpft. Der Vater ist ein vortrefflicher Unterthan seines edlen Landesherrn, doch in seinem Hause ist er selbst ein strenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener, alles hat seine bestimmte Stelle und bildet ein organisches Ganze.

Das ganze Dorf ist gewissermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Försterhause Bildung und freundliche Liebe empfängt. So erweitert sich die Aussicht auf eine erfreuliche Weise, und unser Blick ist keinesweges (was so leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet.

Aber diese Familie ist nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, sondern sie ist auch eine entschieden Deutsche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutschem Schrot und Korn," noch nicht gehört haben, und nicht verstehen, so würden wir ihn, um ihn schnell abzufertigen, nur auf den Oberförster in dem genannten Stücke verweisen, und sagen: „Hier ist einer; obwohl es noch hundert Tausende giebt, bei denen sich jenes Schrot und Korn anders gestalten kann." Man betrachte sein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es sich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, so wird man anerkennen müssen, dies sei Deutsch.

Ueber die Oberförsterin ist von jeher wohl nur Eine Stimme der Liebe gewesen. Denn wer sieht sie nicht, wer fühlt sie nicht in ihrem anspruchlosen, doch auch der höchsten und vornehmsten Natur, innerlich befreundeten Leben. Von ihrem ersten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie sie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menschen erwärmt," bis zu den letzten süßen Thränen über die Rettung des Verloren-geglaubten ist alles aus Einem Stück, und doch wieder so reich und mannigfaltig. Denn was könnte sonst reich sein als das Menschenherz? Ein solcher Charakter kann nur dem Schriftsteller gelingen, der der Anschauung in tiefern Sinne fähig ist, so wie

denn

denn auch dem rechten Zuschauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil sie so unendlich einfach und doch die einzig rechten für diesen Charakter sind. — Dahin gehört die scherzend ernste Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn du einmal heirathest, nur gleich auf die Autorität gehalten.!— zu ihrem Manne:" "Du sollst mir nicht ausgehen, ehe du nicht wieder gut bist,"— nach der Klage über das Brummen des Mannes: „Ach, wenn ich ihn nur noch recht lange brummen höre."— „Es ist doch mein Alter nicht." (Der Schulze nämlich).— Im letzten Akte haben uns von jeher die paar Worte gerührt; „da steht auch noch alles, wie wir es gelassen haben," denn es ist durchaus wahr, daß eine wackere deutsche Hausfrau, von jeher an die höchste Ordnung und Bestimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, selbst im Augenblick des größten Seelenschmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

Mit Einem Worte: In der Rolle dieser Frau ist nichts veraltet; ein einziges Wort etwa ausgenommen. Als Kordelchen nämlich über Langeweile klagt, erwiedert die Oberförsterin mit Fug und Recht, sie wisse davon nichts; doch wenn ihr Mann in den Winterabenden die Zeitungen lese, so schlafe er jedesmal (!) darüber ein — Es ist sehr möglich, daß man 1784 bei dieser Erzählung wirklich freundlich gelächelt habe; da aber seit dem Jahre 1789 vielleicht

kein Mensch mehr bei den Zeitungen hat einschlafen können, so vermögen wir auch nicht mehr dabei zu lächeln.

Sehr brav, und mit wenigen Zügen ist Anton hingestellt. Es ist ein ehrlicher, gesunder, deutscher Jüngling, unter nervigen Menschen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche, väterliche Haus umstürmt. Die Liebe zu Friederiken nüancirt seinen Charakter mit einigen höheren Ahnungen, die um so rührender auffallen, je unverständlicher sie ihm selbst zu sein scheinen. Es ist merkwürdig, welch ein besonderes Interesse der Verfasser durch ein einziges unschuldiges und herzliches Gespräch für dieses Verhältniß einzuflößen weiß. Daß Anton seiner Mutter diese Liebe nie anvertraut hat, darüber wundern wir uns fast eben so sehr, als diese Mutter selber, denn es ist bekannt, daß gerade die heftigsten und kräftigsten Jünglinge in solchen Angelegenheiten am liebsten zu der lieben, sanften Mutter ihre Zuflucht nehmen. Eine solche Herzensergießung hätte uns völlig schadlos gehalten für die allerdings ergötzliche Scene, in welcher der Oberförsterin bewiesen wird, daß sie sich allerdings in ihrem Sohne geirrt habe.

Von Friederiken wollen wir nichts weiter sagen, als daß der „hüpfende Punkt" (punctum saliens) ihres poetischen Lebens gleichfalls in ihrer Liebe und in jener Unterredung zu suchen ist. Doch sind aller-

dings auch einige andere Momente, z. B. der, als sie die seit vier Jahren entbehrten wohlbekannten Wirthschafts-Schlüssel wieder empfängt, anziehend und erfreulich. Freilich nur für den, der sich überhaupt für das häusliche Leben interessiren kann; doch sind ja deren Gottlob in Deutschland noch gar viele zu finden.

Des Pastors Suada wünschten wir allerdings etwas beschränken zu dürfen. Der Mann, obwohl nicht ganz frei von Aufklärerei, meint es zwar durchgängig gut, doch giebt bekanntlich das Gut-Meinen kein Privilegium weitläufig und breit zu sein. Er hat allerdings meistens Recht; aber es ist eben keine besondere Kunst, in gewissen Dingen Recht zu haben. — Wenn uns jemand gar zu häufig wiederholen wollte, daß sechsmal sechs wirklich und wahrhaftig sechs und dreißig mache, so würden wir ihn doch zuletzt erinnern dürfen, daß wir bereits davon hinlänglich überzeugt seien. Uebrigens ist der Pastor durchaus nothwendig in diesem idyllischen Gemälde, und es bedürfte nur einer besonnen streichenden Feder, um den Charakter recht liebenswürdig zu machen. Das ist er auch jetzt schon, sobald es in dem Stücke auf Tod und Leben geht; nur konversiren kann der Mann nicht immer sonderlich.

Mehr Physiognomie hat der Schulze, dessen schlichte Treuherzigkeit durch einen gewissen ergötzlichen Bauernverstand doppelt erfreulich und pikant

gemacht wird. Der Mann ist offenbar kurzweiliger als der Pastor, weshalb ihn auch die Oberförsterin in besonderen Schutz genommen zu haben scheint, und ihn, ehe er weg geht, erst in ihrer Küche vorzusprechen bittet, wo sie ein gutes und bequemes Gespräch mit ihm anzuspinnen hofft. Sein lustiges Mißverständniß der Frage: „Ist das Glace?" mögen wir nicht tadeln, da man allerdings ein guter Dorfschulze sein kann, ohne französisch zu verstehen. Ja wir bedauern ihn nicht einmal sehr wegen dieses Mangels, da er eben keines besondern Kleinodes dadurch beraubt wird.

Der Amtmann ist ein komischer Bösewicht, wie wir deren auf der deutschen Bühne leider nur zu viele haben. Indessen wird dieser wohl noch am ersten mit durchlaufen können, da er mehr ein Schaaf mit künstlich angesetzten Krallen ist, als ein Tieger oder Wolf. Seine Unterredung mit dem Oberförster in vierten Akt nach der Mahlzeit ist aber leider größtentheils nicht bloß langweilig, sondern auch völlig unwahrscheinlich, denn selbst den beschränktesten Menschen müßte es auch nach einer halbstündigen Unterredung mit dem Oberförster klar werden, daß dieser in einen so heillosen Vorschlag, wie er ihm thut, nicht willigen könne. Und hier thut es der Mann, der zwanzig Jahre mit dem wackern Alten in Einem Dorfe gelebt hat! — Dies ganz zu ändern ist fast unmöglich, da die Folgen jener Unter-

redung, der Ausbruch der vollendeten Feindschaft, allerdings bedeutend sind. Indessen hätte sich dies bei der ersten Anlage des Stückes wohl auf andere Weise erreichen lassen, und in jedem Fall dürfen wir jene besonnen streichende Feder um Hülfe gegen die Weitläufigkeit anrufen. Sonst fehlt es auch ihm in den andern Scenen nicht an Ergötzlichem, und wir freuen uns z. B. jedesmal im Anfang des vierten Akts, ihn die „angenehme Gesellschaft" ironisch loben zu hören.

Recht glücklich und mit leichten Zügen ist Kordelchen gehalten. Sie hat das Unglück gehabt, daß ihre Liebhaber sie immer nur haben heirathen wollen, doch hinterher es immer wieder vergaßen. Dadurch ist eine gewisse Eckigkeit und Bitterkeit in sie hinein gekommen, die sich aber einigermaßen wieder zu ründen und zu versüßen hofft, wenn nur die Sache mit dem Anton ins Reine gebracht werden könnte. Da das aber nicht gelingt, so bricht ihr ganzer Haß gegen Friederiken los, und sie ist auf dem Wege, entschieden bösartig zu werden, woran sie nur zum Glücke durch Verstandes-Beschränktheit gehindert wird. Ihre Unterredung mit dem Vater im fünften Akte, wo sie sich selbst durch die Worte: „Du wirst dich doch nicht in der Prison mit ihm verehlichen wollen?" nicht irre machen läßt, beweist Ifflands Talent für das Lustspiel; und es ist zu bedauern, daß einige unpassende und störende Aus-

drücke mit unterlaufen, die indessen leicht zu tilgen wären.

Werfen wir einen nähern Blick auch auf die übrigen Personen des Stückes, so finden wir mit Vergnügen, daß auch nicht Eine ganz ohne Physiognomie dasteht. Dieser Rudolph z. B. ist eine gar treue Dienerseele, die sich gewissermaßen ihren Charakter zusammen gesetzt hat aus dem des Oberförsters, der Oberförsterin und Anton's, weshalb er auch allen wohlgefällt und bequem ist. Der Gerichtsschreiber ist eine recht angenehm gezeichnete Person im niederländischen Styl; doch gehört allerdings die Anerkennung dieser Schule überhaupt dazu, um ihn ergötzlich zu finden. Neben ihm und den streitenden Bauern nimmt sich die etwas gebildetere, um den verlorenen Sohn traurende Wirthin zu Leuthal seltsam, aber interessant aus. Nur die Schilderung des Matthes können wir durchaus nicht loben, denn es ist eine bloß widrige Figur im Gemälde, und man darf dies um so mehr rügen, da er so bedeutend in den Gang des Stückes eingreift, was wir ihm, so wie er jetzt dasteht, gar nicht gönnen.

Außer diesen Charakteren, deren größter Theil zu loben ist, sind auch noch manche Situationen und Ideen als wohlgelungen anzuerkennen; vor allen die, welche dem traurigsten Momente im Stück vorangeht. Die wackere Familie hat sich mit den treuen Hausfreunden nach einem brav durchgearbeiteten

Tage, freundlich zusammen gesetzt, aus dem Wohlbehagen wird Freude, und die Freude geht in Gesang über. Man stimmt das Rheinweinlied von Claudius an, jenes herrliche Lied, das, so Gott will, so lange gesungen werden wird, als es noch Rheinwein in der Welt giebt, und das wir ja jetzt alle mit doppelter Freude singen, da die Reben wieder durchaus unser sind. Bei den milden Zeilen:

„Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein."

Da stürzt der Unglücksbote herein und zerreißt die Freude und die Melodie.

Weit weniger als Charaktere und Situationen können wir die Erfindung des Ganzen loben; denn hier steht insonderheit jener Matthes entgegen, von dem wir so eben gesprochen. Es bedarf darüber keiner ausführlichen Erklärung: wohl aber haben wir für zweckmäßig gehalten, über jene Charaktere ausführlich zu sprechen, weil es uns Freude macht, die wohlfeilen Scherze, mit denen nicht selten Ifflands dramatisches Talent — abgelehnt wird, durch eine ruhige Hinweisung auf das, was er in diesem Stück geleistet, zu unterbrechen.

Es kann uns dabei durchaus nicht unbekannt sein, daß Iffland späterhin sehr häufig mit geringerm Glück, ja mitunter ganz ohne Glück das Familien-Gemälde bearbeitet habe. Wir finden nicht selten in seinen Gemälden eine fast drückende Ansicht des

Lebens, dessen höheren Pulsschlag doch jedes Schauspiel zeigen soll. Unter den Tugenden wird die allerdings löbliche Oekonomie zu häufig gepriesen; unter den Fehlern der Ehrgeiz und die Geldverschwendung zu oft als die schlimmsten betrachtet; die Poesie als ungehörig und sich aufdrängend abgewiesen. Die Liebe ist hier meistens nur zum Hausbedarf, ja sie erscheint oft nur als eine gute Magd, die den Tisch deckt. Dazu nehme man ferner die Armuth in der Erfindung, die besonders in manchen spätern Stücken vorherrscht,— die Streitigkeiten um einige Thaler,— eine gewisse Gattung von Bösewichtern, die lediglich der Polizei, aber nicht dem Drama anheim fallen, gewisse Hausväter, deren oft gerühmter Edelmuth doch nicht schadlos halten kann, für die Langeweile, die sie mit sich bringen, u. s. w. Man nehme ferner die unendlich schlechten Nachahmungen mancher mittelmäßiger Ifflandischer Originale, und man wird es sehr begreiflich finden, daß das Publikum zuletzt der Sache überdrüssig wurde, denn in der That war es auf manchen mittelstädtischen Bühnen Deutschlands dahin gekommen, daß man fast nichts als Familien-Gemälde mehr sah. Deshalb that auch der Verfasser dieser Kritik im Jahre 1799 öffentlich den Vorschlag, die alte Melpomene von gewissen Theatervorhängen wegzulöschen, und statt derselben gewöhnliche Klagefrauen hin zu malen, und ihnen statt des tragischen Dolchs ein Thränentuch und eine Menge

unbezahlter Rechnungen in die Hand zu geben. — — Aber man triumphire nicht zu früh; ja man wolle nicht über das Familien-Gemälde an sich triumphiren, denn es ist eine achtbare Gattung, die wohl bestehen darf. Die Familien-Gemälde, d. h. einige hundert schlechte, sind wirklich gefallen, und wir können jetzt die oben angedeutete Melpomene in keiner deutschen Stadt mehr malen lassen. Gewonnen ist allerdings dadurch etwas, aber nicht so viel, als manche zu glauben scheinen; denn es sind ja auch manche andere Pseudo-Melpomenen an deren Stelle getreten, oft mit nicht minder uninteressantem Gesicht, oft mit verhaltenem Gähnen, und zuweilen, statt des Dolches, mii einem — Lehrbuche der Metrik in der Hand, in welchem die Göttinn mühselig studirt.

Unter den Gegnern des Familien-Gemäldes wird Schiller gewöhnlich als der Erste genannt; doch auch das ist ein Irrthum, denn auch er hat nie die Gattung, sondern immer nur die schlechten Abbilder angegriffen. Die Xenien, denen wohl niemand nachsagen wird, daß sie zu häufig loben, erkennen die Jäger vollkommen an, das Urtheil über die Hagestolzen ist bekannt, und die vortreffliche Auseinandersetzung der bedeutendsten Scenen im „Verbrechen aus Ehrsucht“ sollte billig noch bekannter sein, da sie in den „prosaischen Schriften“ gedruckt zu lesen ist. — Doch will uns bedünken, diese letzteren

seien — überhaupt noch lange nicht genug studirt worden.

Zu den genannten guten Stücken darf man auch noch „die Reise nach der Stadt" hinzufügen, die bei manchen veralteten Uebertreibungen, dennoch ein im Ganzen gelungenes Gemälde giebt von der beruhigenden Behaglichkeit in sich, und der ruhelosen Zerstreutheit nach tausend Seiten hin, die keine Befriedigung gewähren, bis am Schluß des Schauspiels ein heiterstiller Geist entscheidet.

I) Der Spieler, Schauspiel von Iffland.

Indem wir das Beste von dem, was seit etwa zwanzig Jahren über das Familiengemälde überhaupt gesagt worden ist, als bekannt voraus zu setzen wagen, bemerken wir bei Gelegenheit dieses Stückes nur Folgendes: Da das Spiel fast so alt zu sein scheint, als die Welt, und der Anblick der jammervollen Leidenschaft des Spiels sich nur zu oft, und von jeher dargeboten hat, so ist es sehr begreiflich, daß diejenigen Schriftsteller, die unmittelbar durch das Bekannte und Wirkliche (das „Wahre" ist, wie sich von selbst versteht, etwas ganz anderes) ergreifen wollten, diesen Stoff nicht verschmähen durften. Dennoch finden wir in der alten und mittlern Welt keinen Dichter, der jene Leidenschaft zum Stoffe

eines Drama gewählt hätte, und selbst Shakspear, dem jede, auch die geheimste Tiefe des Menschenherzens bekannt war, hat diesen Stoff niemals als Hauptsache bearbeitet, selbst nicht da, wo sich ihm die Gelegenheit so nahe zeigte, in seinem „Londener Verschwender.“ *) Desto mehr haben sich neuere Dichter mit diesem Gegenstande zu schaffen gemacht. Indem wir die Engländer für diesmal übergehen, erwähnen wir nur zwei hieher gehöriger französischer Schriftsteller — denn „Dichter“ wollen wir sie keinesweges nennen, — des Regnard und des Riviere dû Freni. Der erste brachte einen Spieler auf die Bühne, der die Sache mit niedriger Lust und Laune treibt, und auch am Ende durchaus ungebessert abgeht. Darin liegt nun allerdings eine nur zu traurige Wirklichkeit (das Wort „Wahrheit“ umgehen wir abermals); der größte Theil des französischen Publikums aber fand die Sache lustig genug, und es ist jenes Stück längst schon von den gallischen Kritikern A bis Z, als ein klassisches anerkannt worden, so daß man schwerlich in jenem Lande noch etwas dagegen aufzubringen wagen darf.

Auch uns Deutschen ist jenes Lustspiel als ein gar vortreffliches aufgedrungen worden, und es

---

*) The London-prodigal: in Deutschland fast nur durch Lessings Lob bekannt.

fehlt nicht an Uebersetzungen, nach welchen es auch ehedem in mancher deutschen Stadt aufgeführt worden. Es hat indessen nirgends ein besonderes Glück machen wollen, da wir nun einmal über das rein Unsittliche nicht lachen wollen, und uns, wenn wir so sagen dürfen, an einer lächelnden Katze oder einem lächelnden Tiger durchaus nicht zu ergötzen vermögen.

So arg nun aber auch Regnards Spieler ist, so war er doch dem dû Freni noch lange nicht arg genug, und er konnte dem Drange nicht widerstehen, nun auch noch eine gräuliche Spielerin auf die Bühne zu bringen. Diese unselige Person hatte aber das eigene Geschick, selbst in Paris, gleich von vorn herein ausgepocht zu werden; fand jedoch an Gottsched einen eifrigen Vertheidiger, der sie durch seinen Freund Straube übersetzen ließ, und dem ersten Theile seiner Schaubühne einverleibte. (1740) — Der größte Theil der Pariser pochte wahrscheinlich nur, weil der Gräuel diesmal gar zu offen war, und Gottsched lobte, weil er von dem ganz offenen Gräuel glaubte, er werde warnend helfen.

Iffland verdient das Lob, daß er die ganze Sache mit weit größerem Ernste angesehen, und daß er ein wirklich schauderhaftes Gemälde von den äußeren Leiden eines Spielers gegeben. Aber als Dichter können wir ihn dabei nicht sehr bewundern; denn was ist leichter als einen Menschen zu zeichnen,

der in der einen Stunde verspricht, was er in der zweiten übertritt, der, im elenden Müssiggang, Frau und Kind hungern läßt, dann wieder Thränen und sentimentale Redensarten aufzeigt, dann verzweifelt, noch tiefer sinkt, und am Ende durch Hülfe von außen her gerettet wird? Schade nur, daß durch solche Hülfe wir keinesweges beruhigt werden über den Zustand dieses Menschen selbst, dem der wackere Schwiegervater mit Recht gesagt hat: Züchtigung verdienen Sie; für meinen Zorn sind Sie mir nicht gut genug." — Kann einen solchen Menschen die brave Hausfrau wieder achten? und kann sie glücklich sein, wenn sie ihn verachten muß? und kann das Kind, wenn es einst erwächst, mit Freude auf einen solchen Vater hinsehen? — Warum gab Iffland nicht lieber ein durchaus tragisches Gemälde?

Wir können ferner nicht billigen, daß Iffland sich fast bloß mit der Schilderung des äußeren Elendes, welches durch das Spiel veranlaßt wird, befaßt hat; denn so weh auch der Hunger thun mag, so giebt es doch, um sich nur dagegen zu schützen, auch für den kenntnißlosen Menschen noch tausend Mittel. — Die Zerrissenheit der Seele eines solchen Unglücklichen zu schildern, würde uns bei weitem wichtiger erscheinen. Auch Iffland hat das mit Klarheit eingesehen, aber wir müssen bekennen, daß uns die dahin zielenden Scenen nicht genügen. Denn so oft er auch auf jenen Zweck hinarbeitet, so

kommen doch gleich wieder die Schulden, der Hunger, der Arrest, und, mit einem Worte, der ganze nach außen hinstrebende „nasse Jammer" dazwischen.

Dennoch sind wir allerdings der Meinung, daß dieser Ifflandische Spieler gar wohl verdiene, einmal über unsere Bühne zu gehen. Abgerechnet, daß er bei weitem besser ist als alles, was die französischen Schriftsteller in dieser Beziehung geleistet haben, übertrifft er auch das Meiste, was die neu-englische Bühne in dieser Hinsicht aufzuzeigen hat, und selbst in Hinsicht jener gerügten Einseitigkeit, erkennen wir doch gern eine weit größere Feinheit an, als in dem vor vierzig und funfzig Jahren noch so sehr bewunderten Schauspiel: „Der Kaufmann von London," dessen Verfasser (Lillo) selbst den Anblick des — Galgens einen ganzen Akt hindurch, nicht scheut, um selbst auf solche Nerven, die stark sind wie — Linienschiffs-Taue, zu wirken. — Unser deutscher Spieler hat wirklich Gutes gewirkt, wobei wir manche wahre Anekdoten aus früherer Zeit als bekannt voraussetzen, und, während wir ihm den poetischen Werth fast absprechen müssen, sollen und wollen wir doch jenen glücklichen Erfolg durchaus nicht vergessen. Dies Schauspiel ist eine moralische Bußpredigt, in dialogischer Form; aber als solche sehr löblich.

---

m) Die Hagestolzen, Schauspiel von Iffland.

Wir wissen nicht, ob Schiller wirklich gesagt hat, wie erzählt wird, daß ihm dieses Schauspiel zu einem wahrhaften Troste gereiche, weil ohne dasselbe eine traurige Lücke, die durchaus gefüllt werden mußte, in unserer Litteratur sein würde; wohl aber erkennen wir dies Urtheil, es komme nun von wem es wolle, für richtig an. In der Reihe deutscher Charaktergemälde durfte es schlechthin nicht fehlen, und obgleich nicht fehlerlos, füllt es doch seine Rolle recht wohl aus.

Vor etwa vierzig oder dreißig Jahren waren fast sämmtliche ästhetische Kritiker Deutschlands auf nichts so erpicht, als auf die moralische Tendenz eines Gedichtes; und wehe dem armen Drama, auf dessen letzte Seite der Recensent nicht schreiben konnte: „Dieses Stück will darthun, daß man nicht geizig, oder nicht verschwenderisch, nicht schwärmerisch, nicht allzu verliebt, nicht verläumderisch, nicht zu hart, nicht zu weich u. s. w. sein müsse.“ Die Poesie war deshalb größtentheils nur ein Anhang zum Conduitenbuche geworden, und wenn sie sich zuweilen (wie denn das ihre Art ist) mit einem Blumen- oder Sternenkranze allein blicken ließ, so ward sie deshalb wohl gar ein wenig angefahren, woran sie sich aber zum Glücke nicht kehrte.

Etwa zwanzig Jahre darauf streiften sämmtliche Dichter die moralische Tendenz ab, und in der Freude über diese gesprungene Fessel, gingen einige Vorlaute so weit, daß sie nunmehr, statt des moralischen Zweckes, gar eine unmoralische Tendenz unterschoben, mit der jedoch, wie sich von selbst versteht, die Poesie noch viel weniger zu thun haben mag. Die Poesie mit moralischer Tendenz ist eine gute, ehrbare Magd, welche den Tisch zu decken und einige Kapitel aus dem Noth- und Hülfsbüchlein gut vorzulesen versteht, die Poesie mit unmoralischer Tendenz aber eine widerlich abgeschmackte Fratzenhaftigkeit, eine freche Trunkenboldin, die man einsperren sollte, weil sie Schaden thun will und Schaden thun kann.

Lehren wird am Ende doch alle Poesie, wie die Sonne, der Mond und die Sterne, im höchsten Sinne des Wortes, gar herrliche Lehrer sind.

Haben nun, um auf die freundlichen Hagestolzen zurück zu kommen, dieselben einen moralischen Zweck? Wir möchten darauf erwiedern: sie haben allerdings einen bestimmten, aber freundlich gemüthlichen, leicht poetischen Zweck, indem nämlich das Wort des Räthsels, zu dessen Lösung durchaus kein Oedipus erforderlich ist, also lautet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; darum, lieber Zuschauer, wirst du wohl thun, deine Augen zu lenken auf die Töchter des Landes und zu wählen, welche

dein

dein Herz lieb hat." — Solche Tendenzen, dünkt uns, kann man sich recht wohl gefallen lassen.

Wir haben vorhin die Hagestolzen im Charaktergemälde genannt, und so wollen wir denn nur flüchtig aufmerksam machen, daß in der That die meisten Charaktere wohl angelegt und behandelt worden sind. Reinhold steht klar da, durch den Gedanken, daß ihm nur wohl ist, wenn er in Liebe beherrscht wird, und, wenn auch das im Verhältniß zu misbrauchenden Menschen gar leicht zur Sclaverei führen kann, so bleibt er uns dennoch ehrenwerth, denn Nachgiebigkeit lediglich aus Liebe ist doch immer ein Sieg, den wir über uns selbst davon tragen.

Ihm gegenüber steht Wachtel, der in Liebe weder beherrscht sein, noch herrschen, noch überhaupt etwas davon wissen will, indem er das ganze Räthsel des Lebens gelöst zu haben glaubt, wenn er dasselbe als eine gute — Speiseanstalt betrachtet. Ihm hätte der Dichter wohl etwas mehr Witz leihen können, theils weil sich die sinnliche Leckerhaftigkeit gern mit einer gewissen Art von Witz vereinigt, theils weil ein bloßer Gourmand kein wahrhaft ästhetischer Gegenstand ist. Indessen hat Iffland einen Ausweg gewählt, mit dem wir halbweg zufrieden sein können, indem er jenem Genießer am Schlusse doch einige kleine Züge von reiner Menschlichkeit lei-

het, wodurch die geistige Physiognomie einiges Leben gewinnt.

Mamsell Reinhold und Valentin können allerdings überladen und grell erscheinen; haben aber dennoch fast portraitmäßige Wahrheit; nur entscheidet, dünkt uns, der Umstand gegen die Ueberherbigkeit dieser Charaktere, daß der Zweck des Charaktergemäldes auch durch leisere Züge erreicht werden konnte. Auch bei dem traurigsten Talent, sich umspinnen und einlullen zu lassen, mußte Reinhold diese Charaktere doch durchschauen können, und der Dichter muthet uns fast zu viel zu, wenn wir an diese Umspinnung glauben sollen. Ein anderes ist es noch mit der Schwester, der ein Mann und Bruder, eben weil er ein Mann ist, nur mit Zartheit begegnen soll; wie aber dieser Valentin zur Herrschaft über einen so gebildeten und geistreichen Herrn gelangt, ist nicht wohl zu begreifen, weshalb denn auch der Hofrath sich mitunter selbst darüber verwundert, wodurch jedoch die Sache nicht geändert wird.

Der Geheimerath Sternberg war in der ersten Ausgabe gleichfalls ein Hagestolz, und zwar der älteste und unglücklichste von allen, gewissermaßen der Culminationspunkt des ganzen Hagestolzen-Elends. Wir erinnern dabei an die Schilderung, die er von seiner Einsamkeit macht, und wie der Gedanke an die „verlorenen Jahre," und ein verfühltes Leben

ihn vernichtet. Er war gewissermaßen nur eine Leiche, die man zu begraben vergessen.

Iffland scheint gefürchtet zu haben, daß durch diesen Charakter entweder eine zu herbe Rührung oder einige Monotonie in das Gemälde gekommen sei, und verwandelte ihn deshalb bei der neuen Auflage in einen Ehemann, der durch eine Frau, die alles Schöne und Anmuthige hat, nur nicht die Hauptsache: „Gemüth" sich höchst unglücklich fühlt. Bei aller Achtung für den Gedanken, welcher hier den Dichter leitete, und gern erkennend, wie wahr die Schilderung sei, die dieser Ehemann giebt, möchten wir dennoch jene alten Hagestolzen der ersten Auflage nicht tadeln, sondern wieder haben, denn wir erinnern uns noch recht wohl der rein tragischen Rührung, die er uns ehedem bereitete; wodurch zugleich die Vollständigkeit des Gemäldes erreicht wurde. Dazu kommt, daß Iffland selten in so gedrängter Kürze den edlen reingeistigen Schmerz zu schildern gewußt hat, als hier geschehen war.

Mamsell Sternberg ist abermals ein gelungenes Portrait aus der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, und wir können uns die Schilderung erlassen, da in dem Stücke selbst, ihr Vetter, der Geheimerath, eine sehr richtige Zeichnung von ihr giebt. — Lasset uns, ihr lieben poetischen Leser, das Verdienst solcher nicht poetischen Portraits nicht zu geringe halten, selbst dann nicht, wenn wir sie

ein wenig unergötzlich finden. Lasset uns lieber Folgendes bedenken: Die wackeren Deutschen haben insonderheit drei Tugenden, sie sind tapfer, wissenschaftlich und verstehen sich besser als irgend ein Volk auf das edle Familienleben. Von ihrer Tapferkeit und Wissenschaftlichkeit giebt jegliches Jahrhundert sehr genaues Zeugniß; aber über ihr Familienleben in früheren Zeiten möchten wir noch nähere Data haben. Würden wir nicht einen Iffland des sechszehnten oder siebzehnten Jahrhunderts mit wahrer Lust und Freude aus den bestaubten Büchersälen heraus ziehen, lediglich um uns aufs allergenaueste zu unterrichten? und wenn wir so fühlen, wollen wir es unsern Nachkommen nicht gönnen, daß sie es in dieser Hinsicht besser und bequemer haben wie wir? — Ich habe hier nur andeuten können, was ich meine; versichre zugleich, daß mir allerdings fast alles bekannt ist, was auf die innere Haushaltung der früheren Deutschen hinweiset, — und daß ich dennoch einen solchen Iffland früherer Zeiten vermisse. —

Ueber die idyllischen Charaktere und Situationen, welche die beiden letzten Akte bilden, wollen wir fast nichts sagen, da über dieselben fast von jeher nur eine Stimme gewesen ist. Margarethe, hundertmal nachgeahmt, aber wie billig von keinem Nachahmer erreicht, hat allerdings ein Leben, dem keine Zeit etwas anhaben wird. Nur müssen wir bedauern, daß auch hier des Dichters wohl be-

kanntes ökonomisches Prinzip die äußeren Verhältnisse, in denen jenes Leben steht, unnöthigerweise zu sehr getrübt hat. — Wozu, fragen wir mit Recht, diese drückende Armuth? wozu diese detaillirte Auseinandersetzung vom Entbehren des „warmen Essens," vom Verkauf nöthiger Thiere? von den Scheunen, deren Dach den Regen und den Hagel einläßt u. s. w.? — Das alles rührt freilich selbst das zäheste Gemüth, eben weil das zähe Gemüth nur den materiellen Jammer kennt; aber das nicht zähe wird dadurch verletzt, und fragt sich: Ist dieser Jammer denn nöthig, um das Charaktergemälde zu vollenden? —

Doch wir wollen nicht mit Tadel schließen, sondern noch mit wahrem Vergnügen aufmerksam machen auf den mild harmonischen Schluß des Schauspiels, das wir schon recht oft und stets mit neuem Vergnügen auf unserer Bühne gesehen haben. Es ist wahrlich ganz geeignet für die Geburtstagsfeier eines Mannes, dessen Verdienste als Schauspieler und Schauspieldichter stets freudig anerkannt werden mögen.

---

n) Elise von Valberg, Schauspiel von Iffland.

Es giebt Schauspiele, die gewissermaßen gleich nach der ersten Scene zu Ende sein könnten, wenn es dem großmüthigen Mann, der im fünften Akte doch die Schulden bezahlen muß, belieben wollte, früher zu erscheinen; denn es bedarf nur des Zerreißens eines Wechsels, und die Sache ist abgemacht.

Es giebt ferner andere Schauspiele, die wir nicht weniger tadeln müssen, obwohl sie vornehmer angelegt worden sind. Sie gleichen finsteren Häusern, von finsteren Menschen und finsteren Redensarten bewohnt und durchrauscht. Der Held überlegt fünf Akte hindurch, ob er sich tödten soll oder nicht, bis er endlich bei komplet gewordener Verzweiflung gewahr wird, es sei doch wohl das — Rathsamste, den Dolch anzunehmen, den ihm nicht Melpomene, sondern ein aschgrauer Kobold darreicht.

Alles von außen her in den Menschen hereingekommene ist nicht das Rechte, und so sind auch die Leiden, welche von außen her schreiten, nicht die tragischsten. — Wenn sich Lukretia erstochen hat, und Virginia erstochen worden ist, so fängt unsers Erachtens erst die wahre Handlung an, damit aus dem äußerlich gegebenen oder gewordenen ein inneres Leben gewonnen werde. Wir wiederholen, daß uns diejenigen Schauspiele an rührendsten erscheinen, in

welchen das Schicksal selbst in den Menschen gelegt worden ist.

Man hat am Wallenstein mit Recht getadelt, daß das Wort Schicksal zu häufig in demselben ausgesprochen werde; allein es hat mit diesem Tadel nicht viel auf sich, denn streichet das Wort, so oft es vorkommt, immerhin aus, das Schicksal selbst bleibt doch darin, denn es liegt tief in Wallensteins Herzen. Dieser Wallenstein, wie ihn uns der Dichter geschildert, kann nun einmal nicht anders handeln als — nicht handeln, d. h. Zaudern, und der Zaudernde in einer Welt wie nun einmal die ist, die der Dichter schilderte, muß in die Gewalt des Schicksals fallen.

Nicht also das äußere, sondern das innere im Gemüth entscheidet.

Wie kommt aber dieser Eingang zu Elise von Valberg, dem fast vergessenen, verschollenen und scheinbar ganz prosaischen Stücke? deswegen, weil es eben nicht zu billigen ist, daß es fast vergessen worden, und wir uns nie an den Schein der Prosa stoßen mögen. Nach unserer Ansicht ist die Idee, welche Iffland bei diesem Schauspiele zum Grunde gelegt hat, eine wahrhaft bedeutende. — Nehmen wir einmal auf einen Augenblick an, die Sache wäre anders gestellt: der Prinz sei nichts weiter als ein feiner Verführer, Elise durchschaue ihn, und wisse von nichts als von Liebe gegen ihren längst aner-

kannten Bräutigam, so ist auf der Stelle das ganze Stück aus seiner Wurzel gehoben, und es bieten sich dem Dichter manche sehr gebahnte Wege dar, an deren Geländer er ruhig fortgehen kann. Entweder bereut dann am Schlusse der Prinz, und es endet sich alles mit erträglicher Wehmuth; ja es kann sogar der Prinz versprechen — auf Elisens Hochzeit zu erscheinen. Oder er bereut nicht, und dann bleibt dem Amtshauptmann nach dem gewöhnlichen tragischen Herkommen nichts weiter übrig, als Elisen zu tödten, wenn sie es etwa zur Abwechslung nicht selbst thut. Wie gesagt, diese beiden Auswege sind so bequem, daß der Dichter fast im Schlaf schreiben kann, oder daß sich solches Stück gewissermaßen selbst schreibt, und der Dichter dazu nichts weiter herzugeben braucht als — Dinte. Dennoch haben wir dergleichen bequeme Stücke viele, und einige darunter sind sehr gelobt worden, so daß auch Iffland sich hätte Beifall versprechen können, wenn er jenen viel befahrenen Weg hätte einschlagen wollen; aber er wählte einen ganz andern und bessern. Elise liebt den Fürsten wirklich, doch ohne es selbst zu ahnden, sie wird dem Hauptmann nicht untreu; aber sein fast grämelnder Ernst macht sie denn doch ein wenig unmuthig gegen ihn. Der Fürst liebt mit Bewußtsein, und findet Entschuldigung für die Leidenschaft (durch den zum Glück nicht grellen) Contrast der liebenswürdigen, heitern Jungfrau mit seiner eigenen, stol-

zen, mit der Tugend fast prunkenden Gemahlin. Ein so verschlungenes Verhältniß muß jedem Fühlenden interessant sein, und uns erregen zu dem Gedanken, wie es sich lösen möge. Wir ahnden, daß nur ein großer, von innen heraus erzeugter Entschluß Rettung gewähren kann, und ein solcher wird hier wirklich gefaßt. Im Gefühl einer solchen Kraft erfolgt für uns, durch die Anerkenntniß der reinen Menschenwürde, die durch Freiheit siegt, die freundlichste Beruhigung.

Wir wiederholen noch einmal: Es ist dies vielleicht die beste Idee, die Iffland jemals in irgend einem seiner Dramen angedeutet hat, und wir hielten es deshalb für wohlgethan, auf diesen Umstand freundlich aufmerksam zu machen. Haben wir aber diese vortreffliche Grundlage, und den vorwaltenden Gedanken des Stücks gebührend anerkannt, und zugleich erwähnt, daß derselbe den unmittelbar durch ihn berührten Personen (Elise, Fürst, Witting) gleichfalls zu einigem Leben hilft, und verhelfen mußte, so sind wir auch leider mit unserm Lobe fast zu Ende. Ja, wir müssen wahrhaft beklagen, daß eine so reine Idee, die gewissermaßen schon in sich selbst mit der Poesie vertraut war, nicht besser und poetischer ausgeführt worden ist, woraus allerdings die Vermuthung erwächst, daß jene Idee nicht mit Klarheit aufgefaßt wurde.

Wir berühren hier nur kurz; die in manchen Scenen herrschende Geschraubtheit, oder, wenn man lieber will, Zerhacktheit der Sprache, (z. B. „Sie wollen die Valberge weg, und Ihr Haus dafür hin, das wird sich machen" — „daß ich die Fürstin handeln mache" u. s. w.) ferner die fast schattenähnliche Verwischtheit in manchem Gemälde dieses Stücks (z. B. Külen, der gar sehr zu seinem Nachtheil, an Lessings Marinelli erinnert, Feradini u. s. w.) Weit besser ist dem Dichter die Zeichnung der Oberhofmeisterin gelungen, die allerdings, im Anfange der neunziger Jahren, als Elise geschrieben wurde, an manchem kleineren deutschen Hofe auf „portraitmäßige Wahrheit" Anspruch machen konnte; aber wir müssen rügen, daß dieses an sich lobenswürdige Gemälde zu viel Raum einnimmt. Endlich müssen wir auch noch bemerken, daß die Art, wie man am Schlusse den Fürsten über seinen, freilich sehr seltsamen Schwur beruhigt, uns bloß als ein halbwitziger Einfall vorkommt, der durchaus keine wahrhaftige Beruhigung in sich trägt, so wie er sich denn überhaupt mit dem ganzen Ernste des Stückes nicht verträgt. Zwar meint es der Dichter sehr ernsthaft mit dem Einfalle; aber es gelingt ihm nicht, uns von dessen Haltbarkeit zu überzeugen.

o) Der gutherzige Polterer, Lustspiel von Goldoni.

Goldoni gehört zu den Schriftstellern, bei denen man sich bald versucht fühlen möchte, sie gut, bald mittelmäßig, bald schlecht zu nennen; denn in der That hat er einige gute, viele mittelmäßige, und einige schlechte Stücke geliefert. Man lese z. B. seinen „Familienvater," und man wird fast erschrecken müssen vor der Armseligkeit der Erfindung und der Details, (wobei ich nur auf die Scene aufmerksam machen will, in der man sich über die Suppe zankt.) Man betrachte seine sämmtlichen Rosaura's und Beatricen, und man wird kaum begreifen, wie ein Mann, der doch ein vielbewegtes Leben führte, fast nichts weiter aufzutreiben wußte, als solche ewig wiederkehrende Halb-Charaktere. Dann aber vergesse man auch nicht auf seine rein-italienischen Masken-Possen und Lustspiele zu sehen, und man wird plötzlich einen ganz andern Mann finden, denn hier zeigt er sich oft sinnreich in der Intrigue und frisch und fröhlich in der Ausführung.

Wer Goldoni's Schwächen auf die freundlichste Weise kennen lernen will, der lese den Grafen Carlo Gozzi, und lasse sich nicht durch den Gedanken irre machen, daß dieser Carlo ein Feind des Dichters gewesen sei, denn er war ein durchaus edler Gegner, und ein solcher ist bekanntlich unendlich lehrreich

cher als ein flacher Lober. Noch genauer aber lernt man ihn kennen durch das vor kurzem erschienene literatur-historische Werk von Sismondi, das, ungeachtet mehrerer Fehler, die ein noch nicht völlig abgestreifter ästhetischer Gallicismus veranlaßte, in mehreren Partien bedeutend und lehrreich zu nennen ist.

Den gutmüthigen Polterer schrieb Goldoni in Paris, wohin er geladen worden war, um sich ein wenig anbeten zu lassen, wozu die Pariser von Voltaire gewissermaßen die Erlaubniß bekommen hatten, da dieser poetische Anti-Christ in Goldoni den Mann sah, der „die Gothen" (d. h. den gothischen Geschmack) „aus Italien vertrieben." Wie man dergleichen Thörichtes aussprechen könne, ist schwer zu begreifen, da wir doch wohl alle darüber einig sind, daß, wenn ja von einer Vertreibung des gothischen Geschmacks die Rede sein soll, Ariost, Guarini, Tasso u. s. w. als solche Helden zu nennen sind, neben denen Goldoni sich wahrlich ärmlich ausnimmt. Meint aber Voltaire die späteren überkünstlichen Dichter, Marino, Loredano, u. s. w. als gothische Geschmacks-Verderber bezeichnen zu können, so hat er abermals Unrecht, denn auch die Ueberkünstlichkeit jener Schriftsteller ist doch immer bei weitem geistreicher als die nüchterne Mittelmäßigkeit Goldoni's.

Um sich vollends bei den Parisern beliebt zu machen, schrieb G. seinen Polterer in französischer

Sprache, und so gefiel er denn gar sehr, vielleicht weil man den Willen für die That ansah.

Unseres Erachtens ist es ein sehr mittelmäßiges Stück; an dem fast nichts weiter zu loben ist, als überhaupt der Gedanke, einen gutmüthigen Polterer auf die Bühne zu bringen. — Gutes thun mit rauhen Worten, innerlich zart fühlen bei äußerlicher Stürmischheit: Diese und ähnliche Gegenstände finden sich im Leben allerdings oft, (besonders im Deutschen) und ihre Erscheinung hat auf der Bühne immer etwas Anziehendes, wobei wir uns auf die treffenden Bemerkungen beziehen, die Göthe im Wilhelm Meister mittheilt.

Goldoni hat einige Züge im Gemälde der Hauptperson glücklich aufgefaßt; andere sind nicht bloß verfehlt, sondern sogar unangenehm; z. B. daß nur der Anblick körperlicher Leiden, die seine Rauheit veranlaßte, das zu-Boden-fallen des Bedienten, und die Ohnmacht der Dame, sein Poltern lindern, — denn, um es nur gerade heraus zu sagen: Wer nur durch das sinnliche Auge zum Mitleiden bewegt werden kann, der kennt das eigentliche Mitleiden und die eigentliche Mitfreude gar nicht.

Dazu kommt noch, daß, Windal etwa ausgenommen, alle übrigen Personen flach gezeichnet und gehalten sind, so wie denn auch wohl nur durch sehr wenige Europäische Dramen ein so dürrer Amor geht, als durch dieses.

p) Das getheilte Herz, Lustspiel von Kotzebue.

Wir halten es heute für eine Art von Glück, bei manchem Leser uns den Ruf einer besondern Milde im Urtheil erworben zu haben, denn wir dürfen nun um so weniger Mißverständniß fürchten, wenn wir dieses Stück nicht bloß für mislungen, sondern für wahrhaft widrig erklären. Wir getrauen uns, manches von Vielen für unsittlich erklärte Lustspiel zu vertheidigen, weil wir nie von vorn herein Aergerniß nehmen; wir getrauen uns den „Pachter Feldkümmel," dessen „Hochzeittag," ja sogar den "Rehbock," als theils erträgliche, theils gute Possen zu entschuldigen, aber oben genanntes scheinbar zart und liebenswürdig gehaltene Stück erklären wir gerade zu für sehr unsittlich.

Hier entsteht nun die überaus wichtige Frage: „Was heißt ein unsittliches Stück?" Da wir kein Buch darüber zu schreiben gesonnen sind, so mögen kurze Andeutungen hier genügen.

Ein Lustspieldichter kann für gut finden, uns eine Gallerie von fast lauter Narren und komischen Taugenichtsen vorzuführen, und wir dürfen ihn darüber nicht schelten, sobald er nur nicht gesonnen ist, und darauf ausgeht, uns jene Personen für liebenswürdig oder doch moralisch-erträglich auszugeben. Oder sollte irgend jemand glauben können, daß Herr von K. die Personen in seinem Rehbock zur Nachahmung

aufstellte? Gewiß nicht. Wir sehen mit Vergnügen die sich selbst zerstörenden Intriguen unmoralischer Personen, und wir dürfen Vergnügen daran finden; denn, abgerechnet, daß das Laster etwas höchst Ernsthaftes ist, ist es doch auch in seiner Erscheinung höchst — lächerlich. Wenn der Lustspieldichter diese letzte Seite nur recht deutlich aufgegriffen hat, so wird jener Ernst schon in den Hintergrund treten, obwohl er nicht immer, wie in einem moralischen A B C; Buche, mit dürren Worten ausgesprochen wird.

Dann aber giebt der Dichter ein unsittliches Stück, wenn in demselben über die Idee der Sittlichkeit Unklarheit herrscht; wenn er z. B. launische Sinnlichkeit dadurch, daß er ein wenig Wohlthätelei daneben pinselt, (in den beiden Klingsbergen,) für halbweg angenehm ausgiebt, wenn er Wollust und Gebete dicht neben einander stellt, (Sonnenjungfrau und Kind der Liebe) oder wenn er gar eine durchaus verächtliche Verbrecherin, die mit siebenfachem Schleier verhüllt aus jeder edlen Gesellschaft entfernt werden sollte, durch eine ihr angedichtete, sehr bequeme, mitunter sogar witzige Halbreue zu entschuldigen meint (Menschenhaß und Reue) u. s. w.

So arg steht es freilich mit Paulinen in diesem Stücke nicht, aber sie will denn doch auch unter zwei Gestalten gefallen, als naives Bauernmädchen

und als gebildete Dame. Um dies zu erreichen, nimmt sie im eigentlichsten Sinne des Worts Lug und Trug, erheuchelten Jammer und Elend und sogar erheuchelte Gebete zur Hülfe. Alles das möchte sie der Dichter immerhin thun lassen, sobald in ihr nur eine verworfene Kokette geschildert werden sollte. Allein dies war keinesweges des Dichters Absicht; denn er giebt sie deutlich genug für ein sehr liebenswürdiges Mädchen aus, und läßt sie einen vollständigen Sieg davon tragen. Darin, nur darin liegt die Unsittlichkeit. Wie, wenn der Hauptmann zuletzt bei der Entdeckung sehr ernst erwiederte: „Ich irrte in dir, ich glaubte du liebtest, und du bist nur kokett. Du wolltest an zwei Tafeln zu gleicher Zeit speisen; oder, wenn dir das Wort zu prosaisch klingt, du wolltest die Lilie stiller heiligen Liebe und die Flatterrose und Tulpe der Gefallsucht zu Einem Kranz vereinigen. Wer bürgt mir dafür, daß du, die du bereits in zwei Gestalten zu gefallen suchtest, nicht auch morgen in einer dritten und vierten, und endlich gar — einem Dritten und Vierten zu gefallen wünschen wirst?" — Ach! ein ächter Hauptmann und ein ächter Liebhaber könnten hier noch vieles Gutes und Strenges sagen; aber der Kotzebuesche in diesem Stücke ist nicht der Mann darnach, denn er leidet selbst an der sittlichen Halbheit, oder, wenn man lieber will, Doppelheit.

Es

Es bedarf wohl des Zusatzes nicht, daß uns keinesweges sehr daran gelegen ist, dieses kleine Stück zu vernichten; aber wir hielten es in seiner blendenden Falschheit dennoch für wichtig genug, um eine uns sehr wichtig scheinende Idee bei dieser Gelegenheit anzudeuten.

Der Dichter soll keine lustige goldene Brücke schlagen wollen von der Tugend zum Laster, von der Liebe zur Koketterie, sondern er soll uns beide, getrennt, klar zeichnen, und seine Helden und Heldinnen nicht in beiden zugleich wohnen lassen.

---

9) Der Puls, Schauspiel von Babo.

An der schönen Geschichte, daß einst ein edler Fürst seinem liebekranken Sohne (Antiochus) die eigne Braut (Stratonice) abtrat, haben wir uns gewiß alle schon in früherer Jugend recht herzlich erfreut, und es kann deshalb nur neue Freude machen, diese Scene auf dem Theater wiederholen zu sehen. Babo hat sie mit Feinheit und Eleganz bearbeitet, und verdient deshalb einiges Lob; aber er würde ein ungleich höheres verdienen, wenn er den Stoff, der doch einmal modern behandelt werden sollte, mit tiefer, romantisch-farbiger Poesie umgeben hätte. Lasset uns diesem, und mit ihm, hundert andern Schauspielen ein wenig näher rücken durch folgende Betrachtung.

Unter den tausend und wieder tausend Verschiedenheiten, in denen sich die Liebe zeigen kann, wollen wir doch mit wenigen Worten die drei Hauptgattungen angeben, in denen sehr bedeutende Dichter sie gehalten haben. Erstens: Viele lieben in der Liebe nur sich, was in der alten Welt auch wohl mit stolzen Bewußtsein geschah, z. B. in der ewigen Fabel vom Narcissus; in der neueren Welt wird es nicht leicht eingestanden, doch bedarf es auch des Geständnisses nicht sehr. — Namen aus dieser neuen Welt zu nennen ist nicht nöthig, da wir geradezu fast die Hälfte der neueren deutschen, französischen und englischen Roman- und Schauspiel-Helden hier aufführen könnten, obwohl die meisten Verfasser jene Narcissushaftigkeit durchaus nicht gewollt, und nicht gewußt haben. — Oder, zweitens; man liebt in der Liebe nur — die Liebe, ein Wort das wir sogar mit großen Buchstaben drucken lassen wollen, denn, um es nur zu gestehen, wir haben selbst den herrlichen, feurigen, unvergeßlichen, jungen — Werther in Verdacht, daß er die Liebe weit mehr liebte als Lotten. Darum aber ist es gerade so unendlich tragisch, daß er dennoch zur Pistole greift. Endlich drittens (wir freuen uns recht auf dies herrliche Dritte gekommen zu sein) liebt man auch wohl, gottlob, in der That und Wahrheit, den Gegenstand selbst; welches ganz einfache Wort wir bloß durch die Anführung des Romeo bestätigen

wollen; obwohl wir sonst auch mehrere gar herrliche deutsche Namen anführen könnten.

Wie liebt nun der junge Graf im Puls? Wir haben dafür einen sehr guten Ausdruck in der deutschen Sprache — „halbweg;" doch könnte man auch die nicht sehr zart klingende Redensart „quanzweise" dafür gebrauchen. Dergleichen halbwege Liebe geht bei jungen Männern meistens aus Langeweile hervor, und sie kann mitunter schlaflose Nächte machen; nur scheint ein so gewaltiges Aufheben darüber, als hier der alte Graf macht, völlig unnöthig. — Anzeiger dieses, der die allertiefste Theilnahme bei jeder ächten Liebe hat, konnte in dem Babo'schen Stück doch zu keiner sonderlichen gelangen; ja, als er hörte, daß der junge Graf, der sein Geheimniß halb errathen sieht, den Gedanken faßt zu reisen, so ward er völlig beruhigt, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß derselbe, wenn er nur erst — bis Hanau, oder Frankfurt am Main gekommen, ganz andere und fröhlichere Gedanken wird gefaßt haben. Von Paris aus hätte er vielleicht gar schon einen ruhig interessanten Brief über die Merkwürdigkeiten des Orts an seine — neue Stiefmutter ergehen lassen — Da wir aber uns an die gute deutsche Redensart erinnern, „besser ist besser," so mag sie auch hier ihre Anwendung haben, und wir wollen doch den Dokter loben, daß er dem Sohne die Braut verschafft; denn

nun kann ja allensfalls der — Vater reisen, der zur Genesung vielleicht nur zwei Poststationen braucht.

Um aber auch zu zeigen, daß wir keinesweges bloß im Allgemeinen, sondern recht genau das Stück angesehen haben, so wollen wir eines uns wahrhaft rührenden und trefflich einfachen Wortes in der Schilderung des Vaters von dem Zustande des gemüthkranken Sohnes gedenken. „Er lächelt als ob es geweint wäre.“ Käme dergleichen auch sonst noch vor, so würden wir wahrlich über diese Liebe nicht gescherzt haben.

r) Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen von Beck.

Die meisten Lustspiele der Engländer aus dem siebenzehnten Jahrhunderte bis zu Karl dem Zweiten sind anziehend durch reiche Intrigue, nationellen Humor, und jugendlich gesunden Muthwillen, der sich gar wohl mit einer redlich tiefen Seele vereinigen kann. Sie entspringen fast alle aus Shakespears Quelle und, obwohl sie oftmals nur einige Tropfen aus derselben aufzuweisen haben, so sind doch auch diese wenigen Perlen schon hinreichend, um, wie frischer Morgenthau, die anspruchlosen Blumen zu schmücken.

Ganz anders steht es mit gar manchen Lustspielen der Engländer aus der spätern Hälfte des siebenzehnten, so wie aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Hier ist oft Witz ohne wahre Herzensfröhlichkeit, eine nüchterne, glaubenlose Lebensansicht, die, weil sie sich selbst unglücklich fühlt, dieses Gefühl mit einer gewissen Eiszapfen-Satyre umgiebt, hier ist scheinbarer Reichthum bei trauriger Armuth im Hintergrunde, hier ist oft nicht redlicher Muthwille, sondern Frivolität und Frechheit, hier finden wir nicht, auch nur den „ungezogenen Liebling der Grazien" der selbst in seiner „Ungezogenheit" doch immer noch ein Liebling bleibt, sondern den kalten Lebe-Mann, der seine Unsittlichkeit durch gemach-

ten Witz noch piquanter ausprägen will. Bei einigen derselben ist uns zuweilen das widrig lächelnde Gesicht des widrigen La Mettrie eingefallen, worüber wir eher weinen könnten, wenn es der Mühe werth wäre; ja wir müssen sogar einem bekannten geistreichen Kritiker beipflichten, der, bei Gelegenheit eines berühmten französischen Lustspiels, an das lächelnde Grinsen eines — Todtenkopfs erinnert, denn ein ähnlicher Gedanke kann uns auch bei manchem Englischen Lustspiele der neuern Zeit beifallen.

Desto erfreulicher ist es, von einigen der wenigen neuern Englischen Lustspiele zu reden, die sich auf bessere Weise auszeichnen: und zu diesen dürfen wir allerdings die Schachmaschine rechnen. Es ist ein genialer Gedanke, zum Helden eines Stückes einen Jüngling zu wählen, der im Haß gegen alles Gewöhnliche, Steife, Flach-Ernsthafte, Langweilige u. s. w. das ganze Leben umkehren möchte, damit er doch einigen Scherz davon habe. Daß er darin viel zu weit geht und das Kind mit dem Bade verschüttet, versteht sich von selbst; niemand aber wird ihm auch in diesen Uebertreibungen nachahmen wollen, und selbst der strengste Moralist dürfte schwerlich hier Gefahr befürchten können.

Allein der gelungene Entwurf eines Charakters ist noch lange nicht die gelungene Ausfüh-

rung: und so müssen wir leider gestehen, daß wir ein Drittel der Ausführung dieses Charakters misbilligen, worüber diejenigen die das Stück kennen, keine nähere Auskunft verlangen werden. Dennoch bringt ein solcher, auch so wie er hier gezeichnet worden ist, nothwendig manche sehr ergötzliche Scene hervor, denn das Zusammenstoßen eines solchen mit andern verschiedenartigen Charakteren, hat schon in sich selbst etwas Witziges und Anziehendes. Schade nur, daß der Dichter diese anderen Charaktere (wir nehmen jedoch den gelungenen Grafen Balken aus) nicht besser auszeichnete, so wie er denn auch den sehr guten Gedanken, in Sophien ein Seitenstück zu Karl zu geben, einen Gedanken, der ihn wirklich im Anfange angewandelt zu haben scheint, leider nur zu bald wieder aufgegeben hat. Wir müssen ferner tadeln, daß der Verfasser zuweilen wider seinen Willen ein Lächeln erregt, z. B. als Wendheim seinen reichen Stiefbruder, den er mit Recht verachtet, dennoch um einen — Vorschuß von zwei bis dreihundert Dukaten bittet. Möge diese Bitte in sich selbst noch so billig sein, und mögen wir die Grausamkeit des Bruders noch so sehr tadeln; dennoch bleibt der Gedanke selbst peinlich, denn der edle Mann soll den, welchen er verachtet, auch nicht um einen Strohhalm bitten. Flach und unerfreulich gehalten ist auch das Rink'sche Ehepaar, und der ältere Ruf sagt einige Worte, die wir auch in

der Posse nicht billigen, so wie denn auch einige unbedeutende sentimentale Redensarten in Juliens Rolle ermattend wirken.

---

8) Der Jude, nach dem Englischen des Cumberland.

Wer manche Trauerspiele der altenglischen Bühne z. B. Titus Andronicus und Lokrin kennt, wird nicht in Abrede sein, daß selbst das größte Genie nicht Ersatz gewähren könne für einige gräßliche und empörende Scenen, die uns dort begegnen. Was aber ist alle Gräßlichkeit jener und ähnlicher Werke aus der Shakespearschen Schule, gegen die gelassene Grausamkeit, engbrüstige Peinlichkeit und drückende Schwüle, die in manchen Dramen der Deutschen und Engländer des achtzehnten Jahrhunderts herrscht? -- Dieser Jude nun vollends wehet uns, (wir können es nicht verhehlen) mit einer Luft an, wie wir uns etwa die in jener Höhle von Bengalen denken, die in der Geschichte der neueren Engländer eine so traurige Berühmtheit gewonnen hat. Man wird uns gewiß den Beweis gerne erlassen, da jenes Drückende schon längst und fast allgemein gefühlt worden ist; doch wollen wir die Wenigen, denen unser Urtheil etwa zu streng vorkommen möch-

te, nur auf den dritten Akt aufmerksam machen, und dürfen dann hoffen, daß auch sie mit uns einig sein werden.

Von der fast bodenlosen Intrigue wollen wir ganz schweigen, und von dem Charakter des geheimen Rathes nur so viel sagen, daß er uns zu unserm höchsten Ergötzen, nicht selten an den sogenannten König im gestiefelten Kater erinnert hat; nur mit dem Unterschiede, daß Tieck bekanntlich aus Ironie jenen Kaninchenliebhaber alle Augenblicke den Charakter ändern läßt; Cumberland aber im unbeholfenen Ernst, vielleicht ohne irgend etwas zu ahnden.

Ueberhaupt darf man wohl unzufrieden sein mit der Art, wie die meisten Dichter bisher Juden auf das Theater gebracht haben. Entweder bloß witzig, welches hingehen möchte, sobald nur die tiefere Absicht zu erkennen wäre, oder theologisch, welches sich auf dem Theater doch durchaus nicht erschöpfen läßt, oder metaphysisch, wodurch meistens ein bloßes seichtes Gedankending hervorgebracht wurde, oder bloß — wehmüthig im Allgemeinen, welche Wehmuth aber fast immer in das Leere ging. Am besten, und der deutschen Gründlichkeit gemäß, wäre es wohl, das Verhältniß der Christen zu den Juden, auch auf dem Theater, rein=historisch aufzufassen, wobei freilich manche Dichter sich erst noch entschließen müßten, Geschichte zu studieren, welches sie jedoch auch zu andern Zwecken kei

nesweges gereuen dürfte. Wir Deutschen besitzen ja ohnehin, Gottlob, einige vortreffliche Geschicht-Werke, die auch das größere Publikum, fast möchten wir sagen „bittend," ansehen, sich doch mit ihnen vertraut zu machen.

VII.

Vermischte

Gedichte.

Epigramme und Sprüche.

In der Jugend ist jung sein leicht;
Schwerer und schöner wenn's Haar sich bleicht.

An **

Nützliche Garben seh ich Dich binden
Aber die Blumen kannst Du nicht finden.

Demselben.

Ach, warum bist Du so ernsthaft und schwer!
Wärst Du recht ernsthaft, Du lächeltest mehr.

Einem Schriftsteller.

Und hätt'st Du Talent wie Sand am Meer,
Ohne Geist und Fleiß geht's nimmermehr.

Recension.

Hier giebt's der Schönheiten gar zu viele;
Die Schönheit nur bleibt aus dem Spiele.

Trost.

Der Hoffnungen sind gar viele verloren,
Die Hoffnung wird täglich neu geboren;
Die ist gar über Geburt und Tod
Und tauchet in ewiges Morgenroth.

An *

Du hast viel Talente, das ist bekannt;
So bitte nun fleißig den Verstand,
Daß er sie gnädig möge vereinen,
Denn über Entzweitheit möchte man weinen.

Herzlich lieben sollst Du das Leben,
Doch auch es gern für das Höchste geben.

Hab lieb die Natur, doch sei nicht ihr Theil,
Für Dich giebt's wohl ein anderes Heil.

Halbe Liebe, fast schlimmer als Haß!
Aus dem Haß erzeugt sich doch was.
Halbe Liebe, schlimmer als Zorn!
Ist ja der Zorn ein lebendiger Born.
Halbe Liebe, nicht kalt noch warm!
Machst ja das Leben so matt und arm.

Wolle Dich nicht so ängstlich zieren,
Nimmer kann Dich Geziertes zieren.

Warum lebst Du so auf den Schein?
Ist ja das Leben das einzige Sein!
Wolltest Du Dir es wohl selber rauben?
Kümmerlich schweben in Anderer Glauben?

Der Blumenduft soll nicht reden können;
Der Liebe wir Geheimniß vergönnen.

Im Unglück bedarfst Du mehr als Muth,
Vor allem thut edler Stolz Dir gut.
Mögest Du Dir als Märtyrer erscheinen,
Mußt nur die Kraft mit der Demuth vereinen.

Sei der Tag auch noch so schwül;
Kämpfe, ringe.
Kommt der Abend still und kühl;
Lächle, singe.

Die Welt steht schon gar viele Jahr'
Doch giebt's, ihr Freunde glaubt's fürwahr,
Kein schlimmer Ding als „unklar."

Krittler und Schreier sind mir verhaßt,
Früchte trägt selten ein knarrender Ast.

Mögest süß träumen, wer wollte das wehren?
Nur von den Träumen Dich nimmer . . . ernähren.

Im Frühling magst Du den Frühling singen;
Doch zuvor den Frühling in's Leben bringen.

An *

Des liebelosen Herzens arme Freuden,
Nicht tausche sie für Deines Herzens Leiden.

Phantasie allein darf Dich nicht leiten:
Auf gemaltem Pferde kannst Du nicht reiten.

Eifersucht komme Dir nicht in den Sinn,
Der ächte Eifer sucht bessern Gewinn.

Frag die Natur, sie wird Dir Antwort geben,
Frag Dich, da wird sich milder Trost erheben,
Frag Gott, und ew'gs Leben wird Dein Leben.

An A.

Frommes Auge, wie spiegelt in dir so milde die Welt sich,
Wahrlich, fährst du so fort, wird sie aus Angst noch wie du.

An B.

Einig erscheinst du und klar und lieblich und friedlich und stille;
Dennoch siehest du mich, Freundin, befriediget nicht.
Stören möcht' ich — verhehl' ich es dir? — den Frieden, die Stille,
Denn du empfingest sie nur, und du errangest sie nicht.
Wage denn muthig dich neu in das neue feurige Leben,
Wage die Lieb' und den Schmerz, wage die Wog' und den Sturm.
Ach, du darfst es ja wagen, denn sicher in innerster Tiefe
Wohnt was die Stürme beschwört, wohnt was die Schmerzen verklärt.
Hast du nun muthig gerungen, und stets dich selber bewahret,
Neu erschaffen empfängst, Freundin, du dann dich zurück.

An ** (1816.)

Du, dem ein gnädiger Gott die stets sich erneuende Kraft gab,
Du den erfreuet der Kampf, Du dem das Handeln gelingt,
Dem im ewigen Lenze der Jugend vollblühende Blumen
Sanft anschmiegend und gern kränzen das männliche Haupt:
Wie? o Freund, selbst Du, dem stets nur die Freiheit geleuchtet,
Soll Dich zum erstenmal auch noch umgeben der Zwang?
Soll selbst Dich noch berühren das ew'ge Gesetz, das dem Handeln
Auch noch das Dulden gesellt, sollst Du ihm weihen die Kraft?
Soll die Krankheit, sonst nur gewohnt dir Tapfern zu weichen,
Und der herrlichen Kunst, der Du Dein Leben geweiht:
Soll sie sich rächen dürfen an ihrem edelen Feinde?
Soll die zerdrückte Schlang' Kräfte gewinnen an Dir?
Nimmer! der harte Gedanke sei fern, und sanftern Angesicht
Spreche das zürnende Herz, spreche den Schmerz uns zur Ruh:

Nur vorüber wallte die Wolk' und segnend ergießt sich
Auf die glühende Flur kühlender Regen herab.
Nicht wenn der Schwache duldet, erfreuet der bessere Geist sich;
Nur wenn der Löw' und das Lamm freundlich sich eint in der Brust. —
Und so sehen wir Dich, Du lieber Starker, geduldig
Warten und hoffen; und bald naht sich der Trost und die Lust. —
„Wie? so ernste Wort an dem Fest?" nicht scheut es der Dichter,
Denn er kennet ja Den, dem er die Worte bestimmt.
Nur wer den Schmerz erkennt, erkennet die blühende Freude,
Nur wer die Thräne versteht, kennet das Lächeln, den Scherz.

An Y.

Ueber dem Wollen und Wählen entflieht Dir das das blühende Leben;
Leben ist über die Wahl: faß es mit Kraft und mit Lust.

---

*

Einfaches Lob.

„Sage, er war ein Mann" so spricht der finstere Hamlet;
„Sage, er ist ein Mann" sprech ich, doch heiter, ihm nach.

An — h —

Zu viel Genuß im Leben entfremdet Dich häufig der Dichtkunst:
Schmerzen und Thränen und Blut will, wie die Kirche, die Kunst.

An —

Dich, der die Schmerzen und Thränen der Presse vertraut, soll ich loben?
Thörichter, leide Du erst männlich und handle mit Kraft.
Hat Dich sodann das Leben geläutert, und liebst Du die Menschen
Auch noch wenn Du sie kennst, auf dann und übe die Kunst!

Des Strebens Ziel.

Wohl ists Trost, daß der Herr den Seinen das Glück auch im Schlaf giebt:
Sei denn im Wachen und Schlaf, sei denn auf ewig nur Sein.

Das Todte.

Wer nicht mehr hofft und nicht mehr strebt,
Der sage nimmer, daß er lebt.

Siebenmal siebzigmal sollst Andern Du vergeben;
Dir selber selten nur; schwer büßend nur vergeben.

Das Leben sei auch noch so eng und trübe;
Du zwingst es doch, bewahrst Du Dir die Liebe.

Das Wort will doch auch gar zu einfach klingen! —
Mag sein; doch kann es selbst die Welt bezwingen.

Hättst' Du die Tugenden all, die nur das Wörterbuch nennet,
Fehlt Dir der männliche Muth, blühen sie duften sie nicht.

Hast Du Dich klar erschaut,
Weißt Du worauf sich baut,
Tempel und Hütte.
Beides ist recht und gut,
Wohnt nur der fromme Muth,
Stets in der Mitte.

Die Welt überwinden ist schwer;
Sich selbst überwinden noch mehr.

Dem lästigen Autor.

Als Du zum ersten Mal kamst, war's zu oft,
Jetzt gar zum hundertsten ist's unverhofft.

An Z.

Vornehm bist Du, und wieder vornehm und noch einmal vornehm
Doch da Du weiter nichts bist, siehe so schlaf ich bei Dir.

An —

Das Süßeste und Bitterste muß ich Dir sagen;
Ich liebe Dich zu sehr; darüber darf ich klagen.

Klar wie der Aether sei Dein Gemüth, und mild wie der Frühling,
Dann bezwingst Du so gar lächelnd das ernste Geschick.
Milden begegnet die Milde, und Klaren erscheint die Klarheit,
Und in des Lebens Nacht leuchtet des Glaubens Gestirn.

Ist gar schlimm! die sanftesten Sprüche
Werden dem Bösen die ärgsten Flüche.

Wenn die Titanen den Himmel stürmen,
Berg' auf Berge gewaltig thürmen
Trifft sie des Donnerers Zorn.
Will das Höchste der christliche Ringer,
Wird er sein selbst und der Welt Bezwinger,
Kräftigend strömmt ihm der Gnade Born.

Einer vergeßlichen Schönen.

Venus entstieg dem Meer; Du, Neue, der Tiefe des Lethe;
Wenn Du Vergißmeinnicht mahltst, weißt Du den Namen nicht mehr.

An —

Ueber Sumpf und Moor
Flattert der Sonnenstrahl
Freundlich und hell dahin.
Aber Du, schwerern Tritts,
Durch das Gewühl hin
Gehst Du nicht unverletzt.

Schlägst Du den Kiesel, werden Funken sprühen;
Bei faulem Holz sollst Du Dich nicht bemühen.

Des Lebens Räthsel magst Du nur erfahren,
Wenn Du dir Heiterkeit wirst tief bewahren.

Tief oder gar nicht sollst Du bereuen:
Gott und Dich selbst am meisten scheuen.

Vorsicht und Rücksicht, Aussicht auch und Einsicht! –
Vortrefflich! nur . . . . die Poesie die fehle nicht!

An –

Du bist so still und zart, man nennt Dich übergut,
Und dennoch friert mich sehr, Dir fehlt der frische Muth.

Das Bleibende.

Von vielen mußtest Du Dich streng entwöhnen,
Hingabst Du süßen Irthum, freudig Wähnen,
Der Wünsche Unzahl, jeglich irdisch Sehnen;
Gottlob nicht gabst Du Liebe, Lächeln, Thränen.

Hast Du viel gestritten,
Magst Du auch viel ruhn,
Hast Du viel gelitten,
Ei so lächle nun.

Einer Freundin.

(Jul. 1717.)

Feiern möcht ich den festlichen Tag durch lange Gedichte;
Aber die Muse giebt flüchtigen Gruß nur und Kuß.
Ist nicht aber ein Gruß beredt? und ein treulicher Handschlag
Redet er oftmals nicht mehr als das breiteste Wort?

Edle Naturen veredelt der Schmerz, und schwache nur schwächt er:
Friedensbogen, Du folgst heiter versöhnend dem Sturm.

Hast Du Dich selbst, so wage Dich muthig ins tiefere Leben,
Wie ein schirmender Freund wandelt der Genius mit.

Hast Du den Glauben, und hat er Dich ganz, dann wohnt Dir im Herzen
Was, wenn auch alles wankt, nimmer zu wanken vermag.

Gott und der Mensch! — Wie einigt sich der Erhabne dem Schwachen?
Wenn die heilige Lieb' ahndend das Herz ihm erfüllt.

Heilige Liebe, nur Du verschließest das ew'ge Geheimniß,
Und kein anderer Weg führet dem Himmel uns zu.

Wie die Freude empfange Du auch die Schmerzen mit Andacht:
Findest in beiden Du Gott, ist Dir gesichert der Sieg.

Vieles möcht ich noch sagen, doch Eines ist besser als Vieles:
Habe das Eine Du stets, welches das Viele verschmäht.

Milder Himmel, Du weißt allein was wahrhaft uns frommet
Ströme Du segnend herab, fülle mit Freuden ihr Herz.

An Y.

Du bist gefaßt
Wenn Du Dich hast.
Nur wenn Du Dir wirst fehlen,
Darf Dich das Fremde quälen.

Und liebten Dich die Musen alle neun,
Sie werden augenblicks Dich hassen
Wenn ird'sche Sorge Dir darf dräuen
Und Neid und Habsucht Dich darf fassen.

Einem Arzt.

Die Du so oftmals siegreich bekämpft, die Krankheit, sie wagte,
Einmal nur Dir sich zu nahen, prüfend den edelsten Feind.
Halbes hassest Du sehr, drum erschien sie groß und gewaltig;
Doch vollständigem Kampf folgte vollendeter Sieg.

Magst die Menschen gar wohl erkennen;
Bleibt doch immer was nicht zu nennen.

Ob Du gelacht, ob Du geweint,
Am Morgen doch neu die Sonne scheint.

Ihr habt mich in der Geduld geübt;
Und muthig hab' ich euch — geliebt.

Keine große Worte! um's Himmels willen;
Nur muthig; stille die mögen Dich stillen.

Ist eine trübe, armselige Zeit?
Mag's sein! in mir ist Heiterkeit.

Ach Gott! viel Menschen sind zu verachten!
— Laß mich das selten oder nie betrachten.

„Das Schicksal hat Dich wohl stark getroffen?"
Die Rüstung war stärker, fast über Verhoffen.

Die Erd' ist grün, der Himmel blau:
Doch kenn ich Bessres worauf ich bau.

Sei getrost; es geht vorüber,
Mitten in Thränen lächest Du, Lieber.

Will Dir der Hoffnung Stern entschwinden,
Laß ihn die Liebe Dir neu entzünden?

„Sieh wie der Frühling schon wieder schwindet!"
Hab' ich mich je als dauernd verkündet?
Dauerndes hat nicht die ganze Natur;
Dauerndes wohnt im Gemüthe nur.

Es ist ein kleines Wort:
Zu wissen was man will;
Doch bleibt's ein guter Hort,
Und macht gar hell und still.

An —

Fährst Du so fort zu klügeln, zu meinen,
Wird Dir das Wissen nie erscheinen.

Im ew'gen Wählen,
Und Wünsche zählen,
Sich=selber=quälen,
Das Herz erkrankt.

Doch kenn ich Einen,
Der kann vereinen
Das Thun und Meinen:
Gott sei gedankt.

Wohl ist's der Fluch der bösen That,
Stets Böses zu gebären;
Göttlob! der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen.

Wie Du bist, so sollst Du Dich weisen,
An mehreren Tafeln zugleich nicht speisen.

Der Esel paßt nicht zum Lauten schlagen;
Der Lautenschläger nicht zum Säcke tragen.

Du lebst so in den Tag hinein;
's ist schlimm.
Du lebst so in die Nacht hinein;
's ist schlimmer.

Einem frechen Gegner.

a)

Dich sollt' ich nennen? Namenlose Namen
Zerflattern bald in's Nichts, woher sie kamen.

b)

Du tadelst mich? Dich könnt' ich bald zerdrücken;
Doch bleibts zu widrig, schmutzge Disteln knicken.

c)

Vor meiner Rache kannst Du ruhig schlafen:
Der Eckel hindert mich Dich zu bestrafen.

Einem jungen Metaphysiker.

Das Leben sei Dir nicht bedenklich,
Des Herzens Räthsel nie verfänglich,
Dein Will', um's Himmelswillen, nicht kränklich:
Sonst wird die Jugend selber länglich.

An —

Siebartiges Gemüth, vergeßlich Herz,
Dich haß ich mehr als selbst den tiefsten Schmerz.

Nicht mache Dich zum Wolf nicht mache Dich zum
Lamme,
Damit der Freund Dich nicht, der Feind Dich nicht
verdamme.

Gar süß und freundlich ist das Leben,
Und Liebe giebt dem Leben Leben.

Einer Freundin.

Eng ist das Leben und arm, dem nur die Sonne
geleuchtet,
Die dem sinnlichen Aug blendend und brennend
erscheint.
Ach! dann strebet der Mensch, die Enge verhöhnend,
in's Weite;
Aber was Weite schien, wird nur zu wilderem
Pfad.
Siehe, da ringet und stürmt er, und rast sich Ge-
nuß wie zur Beute,
Und in der Freiheit Traum findet die Willkühr
sich ein.
Dann verarmet das Herz und verödet im irrenden
Streben,
Und der klagende Ruf findet nicht Antwort,
nicht Trost.

O

— O wie anders erscheinest Du uns, Du sinnige Freundin,
Und wie wird es uns klar, wie sich das Reine belohnt.
Auch Du kämpftest und rangst, doch Einheit war in dem Streben,
Und dem edleren Kampf muß ja erblühen der Sieg.
So geläutert bezwangst Du das Glück, daß es dienend gehorchte,
Selbst in des Schmerzens Nacht leuchtete milde der Trost.
Reines nur darf der Reinen sich nahn, nicht tönende Worte
Sollen verkünden was wir für Dich, Geliebte, erflehn:
Daß ein gnädiger Gott Dir erhalte was Du besitzest,
Denn kaum Neues hinzu wünscht das befreundete Herz.
Du die des Lebens Ernst mit sanften Lächeln beschwichtigt,
Du die edele Kraft längst schon mit Milde vereint.
Du die des Lebens Ernst erkannt durch den göttlichen Führer,
Dessen heiliger Trost stets sich dem Herzen erneut.

Du, die die Freud' erkannt und den Schmerz und die ew'ge Befried'gung,
Bleibe Du immer uns treu, bleibe Dir selber getreu.

Süßer Schlaf, warum mich fliehen?
Kann denn nichts Dich zu mir ziehen?
„Ist zu viel Wärme in Deinen Bitten;
Wer mich bittet, muß schläfrig bitten."

Droben nur wohnt das Glück, und Gnade nur schenkt es den Menschen;
Aber errungen wird Freiheit und Klarheit und Kraft.

Einer jungen Freundin.

Armes Kind, kaum halb gereift,
Soll die weite Welt Dich fassen?
Ach, Du wirst was nach Dir greift
Zu sehr lieben, zu sehr hassen.

Die Menschen fürchte Du nimmermehr,
Sonst ist's mit der Freiheit dahin:
Gott nur und Dich, die fürchte Du sehr,
Empfangend die Lieb' als Gewinn.

Armer Freund, so früh schon müde?
Mache Doch schnell Dein Leid zum Liede.

Kannst Du den Schmerz zum Gesang erheben,
Brauchst Du vor keinem Geschick zu erbeben.

Wollet nicht ewig mit Worten streiten,
Gebet Werke, gebt sie bei Zeiten,
Ehe noch über dem Streiten erschlafft
Was euch verliehen an schaffender Kraft.

An —

Als Du das Irrige bekämpftest,
Verworrnen Hochmuth tüchtig dämpftest,
Da lobte man Dich gar sehr.
Doch als Du selber schaffen solltest,
Und nimmer konntest, immer wolltest,
Da traf Dich Spott noch mehr.

Zum Geburtstage.

Was dieses Jahr an Freuden wird gewähren,
Wie oft sich Freud' in Leiden wird verkehren,
Wie oft es streng uns auflegt zu entbehren,
Das weiß ich nicht gewiß.

Doch daß ein fromm Vertrauen nie erkaltet,
Daß Lieb und Muth und Jugend nie veraltet,
Und daß ein guter Gott mit ew'ger Milde waltet,
Das weiß ich ganz gewieß.

Willst Du erfahren, was gut und schön,
Mußt nur den Christen im Leiden ansehn.

Traue der Zeit nicht allzu bald,
Auch die neue ist heiß und kalt.

Thue das Ernste mit fröhlichem Muth,
Dann auch das Fröhliche ernst und gut.

Menschen findst Du in hellen Schaaren,
Mußt nur ein reiches Herz Dir bewahren.

Mit der Arbeit sollst Du nicht spielen;
Doch auch nicht Arbeit beim Spiele fühlen.

Reise Du nur so weit Dir's gefällt,
Hier und überall ist doch nur – Welt,
Doch auch den Himmel kannst überall finden,
Wie auf den Bergen, in Thalesgründen.

An —

Dein Wort ist gut und sanft wie Ton der Flötenuhr;
Nicht hör' ich Dich; nicht glaub ich Dir; dem Tone nur.

Daß die Luft so lau ist,
Und der Himmel blau ist,
Freuet Dich und mich.
Doch wenn's Herze rauh ist,
Liebelos und grau ist,
Flieht er Dich und mich.

Im Mai läßt man sich wohl beregnen;
Doch im November thuts auch begegnen.

Wohl mag ich, daß Du eifrig zürnst und streitest,
Vergiß nur nicht, daß Du mit — Menschen streitest.

In der Morgen- und Abendkühle
Hast Du vielleicht verschied'ne Gefühle;
Auch das Wissen wird täglich neu,
Und die Jahre bringen wohl das Beste herbei;
Doch der Glaube sei einfältig, kindlich, und jung,
Und fern sei jede Verbesserung.

Alles kann sich noch erhöhn,
Ahnden, Meinen, Wissen, Thun;
Nur die Lieb' ist voll und schön,
Kann in sich wohl selber ruhn.

Liebe ist das ew'ge Ist,
War und wird sein sind im Ist.

Von großen Worten wollen wir nichts wissen,
Sie werden doch im Sturm der Zeit zerrissen,
Die muthig stillen aber bleiben stehn
Und kühlen uns wie leises Blüthenwehn.

An —

Drei Jahre schon habt ihr euch heiß geliebt,
Und keine Trennung hat euch je betrübt;
Daß Scheiden und Meiden wehe thut
Das kennt ihr nur aus alten Gedichten:
Das Aug ist hell und frisch der Muth,
Und alles ist voll von Blüthen und Früchten.

Schön ist's zwei glückliche Menschen zu schauen,
Die glücklich sind, weil sie auf Demuth bauen.

Viel mag man Euch im Leben rauben;
Euch bleibt doch alles, bleibt Euch Liebe, Glauben.

Auf geht die Welt in einen Scheiterhaufen,
Wenn Haß das Herz bewegt;
Du süße Liebe löscht den Scheiterhaufen,
Und stiller Friede an die Brust sich legt:
Wer beide Flügel herrschend konnte schwingen,
Der wird zur Klarheit still und sicher dringen.

Liebe ist dem Himmel nah
Ist von Gott ein seel'ges Ja
Ist wie Er ein seel'ges Ja.

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbst das Herz verglühen;

Doch die Liebe ringt sich
Muthig durch und schwingt sich
Auf zu lichten Höhen,
Wo nicht Stürme wehen.
Da sind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Freundliche Schriften für freundliche Leser

Bd.: 2

Nürnberg (1820)

P.o.germ. 649 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111541-6